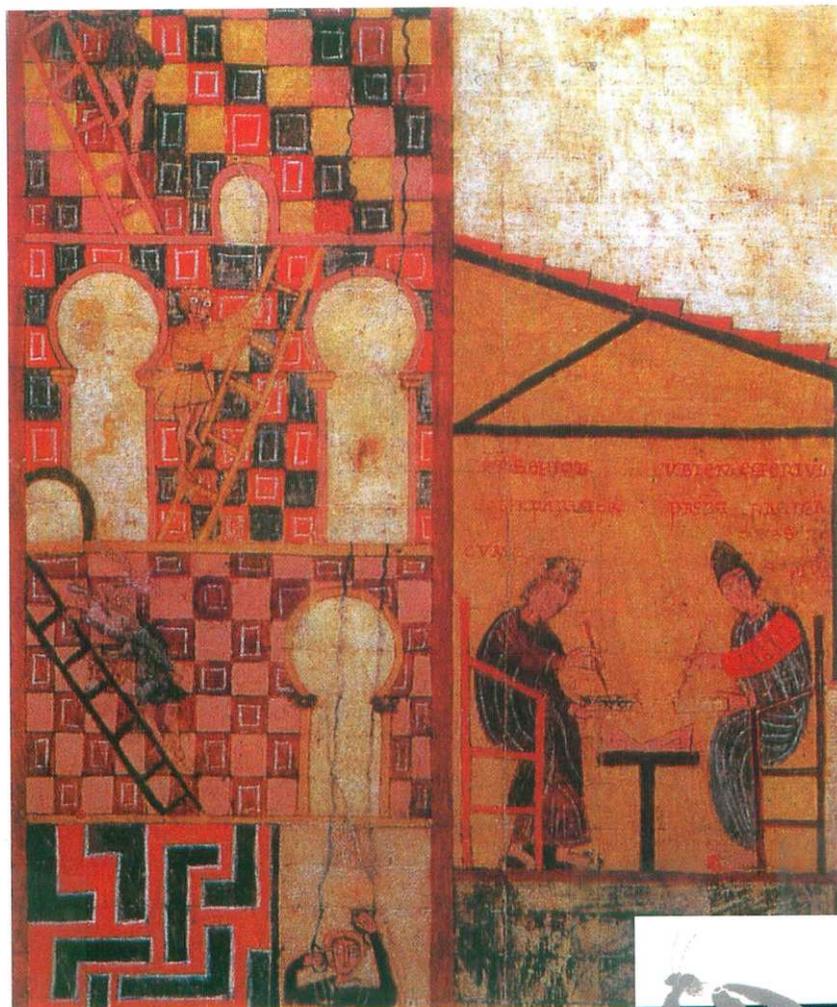


Zeiten sprünge

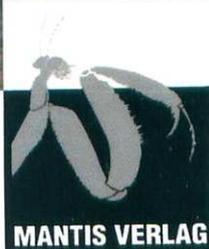
Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/2016



Jahrg. 28, Heft 3, Dezember 2016, ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

Titelbild: Miniatur aus der Beatus-Apokalypse von Távara (herkömmlich um 970). Im Skriptorium sind Emeterius und sein Gehilfe Senior tätig [Cardini, 173]. Zu dem Artikel über Skriptorien ab S. 366, speziell S. 368.

Impressum

Zeitsprünge Interdisziplinäres Bulletin

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

www.mantis-verlag.de

Phantomzeit

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

www.fantomzeit.de

Dazu

mit Zugang zu erweiterten Funktionen

www.chrono-rekonstruktion.de

nach Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2017 verschickt.

Frühere Hefte können, zum Teil auch vor 2000, einzeln geliefert werden.

Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: 2000-2006 je 22,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2014 zu 40,- €, 2015 zu 44,- , 2016 zu 35,- €. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag

IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 28, Heft 3
Dezember 2016

Editorial

Wer beim Lesen gähnt, fühlt sich überfordert oder gelangweilt. So glaubte man. Doch jetzt will man wissen, dass die Gähndauer mit wachsender neuronaler Komplexität zunimmt. Das würde zum einen bedeuten, dass die größten und besten Gehirne mit Gähnen aus einem zeitweiligen Dämmer Schlaf geholt und frisch durchblutet werden [Kaulen]. Könnte es nicht auch Rivalität bedeuten? Wollen wir mit weitgreifendem Gähnen in Raum und Zeit den anderen signalisieren, dass wir die besseren Gehirne haben – und wäre damit Gähnen nichts als Potenzgehebe, sog. Trumpfen?

Kaulen, Hildegard (2016): Ich bin gar nicht so müde. Hirnforschung mit Youtube-Videos: Wer länger gähnt, hat ein größeres Gehirn – eine Vergleichsstudie liefert überraschende Befunde; *FAZ*, 26. 10.

Das hat natürlich nichts mit der Lektüre der *Zeitensprünge* zu tun. Vielmehr gilt: interessiert Weiterlesen. Für den Jahrgang 2017 überweisen **Gebietsansässige 35,- €**. **Gebietsfremde zahlen 40,- €**; Schweizer fahren mit dem Betrag im Kuvert immer noch günstiger (IBAN und BIC siehe Impressum).

Wir werden dann gemeinsam sehen, inwieweit die aktuelle politische Entwicklung auch uns berührt. Immerhin geht es von der Türkei über Ungarn und Polen bis zu den Vereinigten Staaten u. a. um Einschränkungen der Pressefreiheit und damit um ein demokratisches Grundrecht – so auch von Donald Trump angedroht. Bislang sind wir an Totschweigen und Schlechtmachen gewöhnt. Wird die 'Staatsraison' damit beginnen, mehr durchzusetzen, zum Beispiel Kreationismus als Ersatz für Biologie in die Schulen bringen? Es sind weitere Länder auf dem Sprung ins rechte, populistische Lager, um nur auf Frankreich und die Niederlande zu verweisen. Auch in Deutschland wird es bei der Bundestagswahl einen Rechtsruck geben. Wir dürfen uns auf unangenehme Entwicklungen gefasst machen. Gerade die Geisteswissenschaften (vgl. S. 335) werden dabei einen schlechten Stand haben.

Trotzdem ergiebige Lektüre wünscht Ihnen

 4.11.

Joseph Atwill: *Das Messias-Rätsel*

Buchrezension von Herbert Fießinger

Atwill, Joseph (2008): *Das Messias-Rätsel · Die Geheimsache Jesus*; Allegria, Berlin (engl. '2005): *Caesar's Messiah · The Roman Conspiracy to invent Jesus*; Ulysses, Berkeley, 427 S., ohne Abb. [= A.]

Die Bibelforscher sind sich weitgehend einig: Alle vier Evangelien entstanden zu unterschiedlichen Zeiten aus der sozialen Unterschicht des Judentums heraus und wurden von unterschiedlichen Personen geschrieben.

Dem widerspricht Joseph Atwill in seinem Buch *Das Messias-Rätsel*. Atwill vergleicht darin Textpassagen aus den Evangelien, dem Alten Testament sowie den Werken von Josephus Flavius (*Geschichte des jüdischen Kriegs* sowie *Jüdische Altertümer*) und kommt zum Schluss: Die Evangelien

- stammen aus einer einzigen Hand, oder zumindest dem Umfeld eines zusammenarbeitenden Autorenteam;
- wurden gleichzeitig geschrieben;
- wurden von höherer Seite in Auftrag gegeben;
- entstammen nicht dem religiösen Umfeld des 'gemeinen' Judentums, sondern eines privilegierten Römertums mit jüdischen Wurzeln und jüdischem religiösen Hintergrundwissen;
- wurden aus einer politischen Absicht heraus geschrieben.

Nahezu einzige Quelle der Geschehnisse im Judäa des +1. Jh. sind die Bücher des großen jüdischen Geschichtsschreibers Josephus Flavius sowie die Evangelien. Atwill stellt die Werke des Josephus den Evangelien gegenüber, unter Berücksichtigung der sozialen und religiösen Verhältnisse des Judentums sowie einiger Textstellen des Alten Testaments.

Schon Francesco Carotta hat im Jahre 1999 ein ähnlich revolutionäres Konzept in seinem Buch *War Jesus Cäsar?* dargelegt [Carotta 1999; vgl. Illig 1999]. Demnach wäre das Evangelium des Markus eine Fehlübersetzung der Biografie Cäsars vom Lateinischen ins Griechische. Wo Carotta einen Sprachautisten als Übersetzer annehmen muss, der Begriffe als ähnlich geschriebene Dinge versteht, Namen als Sachen auffasst (z.B. wird der Personennamen *Asinus Pollio* vom 'Autistenübersetzer' als Eselsfüllen übersetzt, mit dem dann Jesus nach Jerusalem einreitet), und auch Titel verdinglicht, so erscheint Atwills Buch deutlich 'runder' im Grundmotiv und in seinen historischen Hintergründen. Carottas Buch bleibt gewissermaßen auf halbem Weg stecken, da in ihm keine Beweggründe aufgezeigt werden, warum ein 'Autist'

und ein des Lateinischen nur halb kundiger 'Gelehrter' die Biografie Cäsars übersetzte, und wie dann dieses Evangelium zur Weltliteratur werden konnte. Das erste Evangelium wäre nach Carotta quasi zufällig entstanden, mehr aus Unkenntnis oder Unfähigkeit heraus als durch gezielte Planung und Absicht. Dieses Evangelium des 'Autisten' wäre auf dem Cäsarkult begründet gewesen, der in einer Fehlübersetzung als neue Religion von den römischen Soldaten im Reich verbreitet worden sei. Auch in Carottas Buch werden Parallelen aufgezeigt, die durchaus verblüffen können: Cäsar überschreitet, von Gallia kommend den Rubicon und kommt nach Corfinium. Jesus überschreitet, von Galiläa kommend den Jordan und kommt nach Kapharnaum. Das ist nur eines von vielen verblüffenden Beispielen bei Carotta.

Aber die Thesen Atwills scheinen deutlich sinnhafter zu sein. Sie gehen von gezielter politischer Absicht aus, von Verschwörung und Intrige. Atwill zeigt politische Motive auf im Umfeld des Kaiserhofs in Rom, geschichtliche Personen, die an der Verschwörung beteiligt waren, römische Kaiser und Feldherren, namentlich bekannte jüdische Rebellen, und verbindet Historie und Evangelien stärker, als es Carotta getan hat.

Da Atwill von einem historisch wahren Kern der Begebenheiten des Jüdischen Krieges in Josephus' Geschichtswerk ausgeht, wie die meisten Historiker auch, so mag sein Ansatz, Evangelien und Geschichtswerke intertextuell zu vergleichen, durchaus geeignet sein, wahre Absichten, Personen und Geschehnisse erkennen zu können.

Kaiser Titus Flavius (der Sohn des vom römischen Senats zum Gott erklärten Vespasian) hat das Erstellen der Evangelien in den Jahren 79/80 in Auftrag gegeben, so Atwills Hauptthese.

Fragen wir als erstes nach der Absicht, warum also Titus das getan hat. Judäa geriet im Jahr -65 unter die Herrschaft der Römer und der mit ihnen im Bund stehenden Herodianer. Die Römer tolerierten im Allgemeinen den Glauben ihrer unterworfenen Völker, verlangten aber von den besiegten Völkern die Anerkennung des Kaisers als geistiges und weltliches Oberhaupt, forderten also die gleiche religiöse Toleranz ein, die sie ihrerseits gewährten. Das führte zu massiven Konflikten mit den Juden, die nur einen Gott kannten und nur einem Gott dienen wollten. Es bildete sich die jüdische Widerstandsbewegung der sogenannten Sikarier („Dolchstecher“; aus Judas Iskariot wird durch Drehung zweier Buchstaben „Judas der Sikarier“), von den Griechen auch Zeloten genannt, übersetzt die „Fanatiker“. Mehr als hundert Jahre lang rumorte der Krieg im Untergrund zwischen den Juden und den Römern, mal mehr und mal weniger blutig. Dann entluden sich die Spannungen schlagartig im Jahr +66 und es kam zum großen Schlagabtausch, „Jüdischer Krieg“ genannt. Dieser Krieg nahm einen überaus blutigen Verlauf, als im Jahr 70

Jerusalem von den Römern während des Paschafestes belagert und eingeschlossen wurde. Aus allen Teilen ihres Landes waren die Juden zuvor nach Jerusalem geströmt, um dort im Tempel ihr heiliges Fest zu feiern.

Josephus Flavius, der große jüdische Geschichtsschreiber des +1. Jh., schreibt in seinem Werk *Die Geschichte des Jüdischen Krieges* von über einer Million Juden, die durch die römische Belagerung der Stadt verhungerten oder anderweitig grausam umkamen. Derselbe Josephus, gebildet und von hoher Abstammung, war einer der Anführer des Aufstands gegen die Römer.

Bald nach Beginn des Krieges wurde er jedoch von den Römern gefangenengenommen. In seiner Kerkerzelle prophezeite er dem römischen General Vespasian, dass dieser Kaiser werden würde. Vespasian wurde dann tatsächlich im Jahr 69 zum römischen Kaiser berufen und reiste bald darauf nach Rom ab, zu seinen Krönungsfeierlichkeiten. An seiner Statt übernahm sein Sohn Titus die Macht über die römische Armee und führte diese nach Judäa hinein. Nach der Belagerung Jerusalems, der Aushungerung der Juden und der Zerstörung des Tempels ließ Titus im Jahr 70 die Stadt schleifen, also zur Gänze niederreißen. Tausend jüdische Rebellen aus ganz Judäa zogen sich daraufhin in die Bergfeste Masada zurück, die dann von den Römern erst im Frühjahr 73 unter größten Mühen erobert werden konnte. Man sieht heute noch die riesige Erdrampe, die die Römer an der Feste errichteten, um ihre Belagerungsmaschinen anzubringen. Insofern kann die Belagerung Masadas keine Fiktion sein. Die römischen Soldaten richteten im Jüdischen Krieg Massaker unvorstellbaren Ausmaßes an den Juden an. So berichtet zumindest Josephus als einziger Geschichtsschreiber seiner Zeit.

Josephus wurde nach seiner Prophezeiung aus dem Kerker freigelassen, wurde von Kaiser Vespasian adoptiert und verbrachte seine weiteren Tage am Kaiserhof der Flavier in Rom. Seinen ursprünglich jüdischen Namen „Josephus bar Mathattias“ änderte er zu „Josephus Flavius“. Hier in Rom schrieb er seine Werke über den Jüdischen Krieg und die *Jüdischen Altertümer*.

Die jahrzehntelangen blutigen Kriege und Rebellionen im +1. Jh. waren ein Nährboden für den Messiasglauben der Juden. Der Messias, von dem sie sprachen und von dem sie träumten, war ein jüdischer Anführer, ein Militärführer, der die Römer aus Judäa hinauswerfen sollte.

Josephus schrieb laut Atwill neben seinen beiden Geschichtswerken auch die Evangelien, und die politische Absicht dieser 'Erfindung' ist wie folgt: Die Vorstellung eines jüdischen militanten Messias sollte ersetzt werden durch einen friedfertigen Messias, einen Messias, der vom Hinhalten auch der anderen Wange predigte, der sagte „Liebet eure Feinde“, und „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“.

Das Wirken dieses friedfertigen Messias wurde von Josephus in die Jahre 30–33 rückdatiert. Die politische Botschaft an die Juden sollte also sein: War-

tet nicht mehr auf das Kommen eines Messias, denn er war schon vor Jahrzehnten da und predigte nicht Hass gegen seine Feinde (also die Römer), sondern sprach von Liebe, Toleranz und Anerkennung der römischen Autorität.

Atwill bezeichnet seine Methode des vergleichenden Lesens als „intertextuelles Lesen“. Das soll an einigen Beispielen dargestellt werden: Im Evangelium fordert Jesus seine Jünger auf, Menschenfischer zu werden. Man ist zunächst geneigt, dieses als Symbol für Einnahme, Gewinnung oder Bekehrung von Menschen für die Lehre Jesu zu verstehen. Denkt man etwas tiefer über dieses Wort nach, so fällt das Unpassende auf. Menschen leben nicht im Wasser, man kann sie also nicht im Wasser fangen wie Fische. Und die Fischer fangen ihre Fische nicht, um sie zu bekehren, sondern um sie zu töten und zu essen. Die Metapher, die Jesus verwendet, klingt also unverständlich.

Nun findet Atwill in Josephus' Werk *Geschichte des Jüdischen Kriegs* eine Textpassage, in der Titus und seine römischen Soldaten die jüdischen Rebellen in die Enge treiben. Die Rebellen fliehen mit Booten auf den See Genezareth hinaus, werden dort von den Soldaten verfolgt und niedergemacht, und wer von den Rebellen im Wasser schwimmt, der wird darin wie ein Fisch gefangen, durchstochen und abgeschlachtet. Der Anführer der Rebellen am See Genezareth ist dabei interessanterweise ein gewisser Jesus (Joshua): „Jesus/Joshua ist der Rebellenführer am See Genezareth. Jesus (Christus) ist am See Genezareth der Führer seiner Jünger“ [A. 65].

Atwill findet hierzu noch weitere Analogien: So wie Jesus hier am See Genezareth sein Wirken beginnt, so beginnt auch Titus seinen Krieg am gleichen Ort. Und Titus wurde von seinem Vater gesandt (also dem später vom Senat zum Gott erklärten Vespasian), gleich wie es auch Jesus als „Sohn Gottes“ im Evangelium von sich behauptet. Atwill beurteilt seine gefundenen Textstellen folgendermaßen:

„Obwohl es Tausende anderer möglicher Orte gab, begannen sowohl Jesus als auch Titus ihr geschichtliches Wirken am See Genezareth, und zwar auf eine Weise, bei der es um Menschenfang geht. Dies sind Entsprechungen, die ungewöhnlich genug sind, um Zweifel an einer reinen Zufälligkeit zu hegen“ [A. 63].

Genau hierin wird für den Leser laut Atwill auch eine verborgene Botschaft sichtbar: Unabhängig davon, ob diese Schlacht im Wasser des See Genezareth wirklich stattgefunden hat, kannten gebildete Römer aus dem Umfeld des Kaiserhofs der Flavier diese militärische Begebenheit aus Josephus' Werk vom Jüdischen Krieg. Intelligente Leser versetzte Josephus somit in die Lage, zwischen Jesu Wort des Menschenfischens und dem Fangen der Juden im Wasser eine gedankliche Brücke zu schlagen. Wer die makabre Ironie des Josephus durchdringen kann, der erkennt also: Titus = Jesus und: Der Zug des Jesus durch Judäa ist der Heerzug des Titus.

Ein weiteres Beispiel von zahlreichen anderen für Atwills „intertextuelles Lesen“: Jeder Christ kennt die Worte Jesu aus den Evangelien: „Esst mein Fleisch, das für euch hingegeben wird“. Das ist eine außergewöhnliche Aufforderung, die keine Parallelen in irgendeiner anderen Religion hat. Ein Gottessohn, Sohn der Maria, der zum Genuss seines eigenen Fleisches auffordert. Atwill findet im *Jüdischen Krieg* dazu die Geschichte einer Maria, die bei der Belagerung Jerusalems aus Hunger ihren eigenen kleinen Sohn isst. Atwill ist im Zweifel, ob diese Begebenheit sich so abgespielt hat; es dürfte aber klar sein, dass bei der Belagerung wohl Hunderttausende Juden in der Stadt verhungert sind, und es gab dabei auch dokumentierte Fälle von Kannibalismus.

Von dieser Maria her, die ihr Kind aß, leitet sich laut Atwill der evangelikale Spruch ab: „Nehmt mein Fleisch und esset davon“. Und zwar als Parodie, als Witz. Wer im Umfeld der Kaiserfamilie beide Geschichten, also die Evangelien wie auch den *Jüdischen Krieg* kannte, der konnte den schwarzen Humor von Josephus' Evangelium erkennen.

„So betrachtet ist die Parodie ja unübersehbar: ein Messias, der seine Jünger auffordert, von *seinem Fleisch zu essen*, und ein Kind, dessen Fleisch dann tatsächlich von seiner Mutter gegessen wird“ [A. 74].

Aber Josephus baut, laut Atwill, in die Geschichte von gegessenen Kind eine weitere versteckte Botschaft ein. Im *Jüdischen Krieg* sagt nämlich die Maria: „dies ist mein leibliches Kind ... esset, denn auch ich habe gegessen“, und zu ihrem Kind sagte sie zuvor: „wohlan denn, werde mir Speise, den Tyrannen ein Rachegeist, den Lebenden eine Fabel. Das allein fehlt noch, um das Elend der Juden vollzumachen“.

Über die gedankliche Verbindung von Jesu Opfertod und dem Opfertod des Kindes wertet Atwill die verborgene Botschaft wie folgt:

„Aber wenn man von einer Jesus-Parodie ausgeht, so wird die Bedeutung dieser Sätze klar. Der Autor [Atwill meint den Josephus; HF] macht sich nicht einfach nur über Christus lustig. Vielmehr äußert er, dass Jesus das *Elend* der Juden vollständig machen werde, und zwar dadurch, dass er den *Lebenden* eine Fabel werden würde und durch die Verbreitung des Christentums die Zerstörung der Juden *vollmachen* würde“ [A. 76].

Überhaupt liest man die Evangelien in einem anderen Licht, wenn einem die Thesen Atwills bekannt sind. So spricht Jesus immer wieder zu den Juden von Umkehr und dass diese sich von ihren Sünden lösen sollen. Jesus lässt aber niemals verlauten, wovon sie umkehren sollen und von welchen Sünden sie sich lösen sollen.

„Aber wenn meine Deutung zutrifft, wenn es sich um eine Parodie handelt, so ist ganz klar, von welcher Sünde sich die Juden nach dem Wunsch Jesu bekehren sollen: Es ist ihr Widerstand gegen das Römische Reich“ [A. 81].

Gerasa war die erste jüdische Stadt, die Vespasian und Titus einnahmen. Hier, so berichtet Josephus, stürmten 2.000 jüdische Rebellen gegen die römischen Soldaten und wurden gefangen. Dieser Text findet seine Entsprechung im Evangelium, als Jesus, ebenfalls in Gerasa, einen Besessenen von unreinen Dämonen befreit. Die Dämonen nennen sich „Legion, denn wir sind viele“ und sie fahren nach Jesu Austreibung in 2.000 Schweine, die in wilder Flucht ertrinken. Die geheime Botschaft ist hier: Titus befreit 2.000 vom unreinen Geist des Rebellentums befallene Sikarier von ihrer Aufsässigkeit. Die

„Art des Witzes ist ziemlich vordergründig. Die Sikarier werden einfach als Dämonen und unreine Geister betitelt, und die Leute, die sie rekrutierten und bewaffneten, als Schweine. Dies war zweifellos die Art, wie die Flavier über die Rebellen dachten“ [A. 92].

In einem Evangelium [Mt 12] redet Jesus von einem unreinen Geist in einem Menschen, der seinerseits weitere unreine Geister anzieht, und diesem Menschen wird es am Ende schlimm ergehen. Und weiter sagt Jesus im nächsten Satz: „Dieser bösen Generation wird es Ende genau so ergehen“. Atwill schreibt hierzu:

„Wenn Jesus also von einer *bösen Generation* sprach, so meinte er damit offenbar die Sikarier, die gegen Rom rebellierten. Diese These wird zudem dadurch gestützt, dass für die Juden dieser Zeit eine Generation vierzig Jahre umfasste, und dies war genau die Zeitspanne zwischen der Auferstehung Jesu und der letztendlichen Vernichtung der Sikarier in Masada“ [A. 94].

Josephus betrachtet die Sikarier als Dämonen und bezeichnet sie in seinen Geschichtswerken durchweg als böse Räuberbande, und Atwill kommt hierzu zu folgendem Schluss:

„Wie Jesus, so stellt auch Josephus klar, wer die »Bösen« waren. Es war die Generation der Juden, die gegen Rom rebellierte [...] Jesus und Josephus sind sich also darin einig, dass die Generation der Juden, die zwischen 33 u. Z. und 73 u. Z. lebte, »böse« war, weil sie von einem dämonischen Geist angesteckt worden war“ [A. 98].

Die wichtigsten Jünger Jesu waren Simon und Johannes. Simon ging laut dem Neuen Testament nach Rom und wurde dort umgebracht. Am Ende des Johannes-Evangeliums entsteht eine Diskussion zwischen Jesus, Simon und Johannes. Jesus sagt dem Simon voraus, dass er gefesselt und an einen Ort gebracht werden würde „an den er nicht will“. Simon würde den Märtyrertod erleiden zur Verherrlichung Gottes. Daraufhin fragt Simon den Jesus: „und was geschieht mit Johannes?“ Jesus antwortet: „dieser bleibt“.

Atwill findet hierzu deutliche Entsprechungen im *Jüdischen Krieg* des Josephus. Am Ende der Belagerung Jerusalems nehmen die Römer zwei Rebellenführer gefangen: Simon und Johannes.

Der Rebell Simon flüchtete sich zuvor mit einer Gruppe von Steinhauern in eine Erdhöhle und versuchte, sich durch die Erde einen Fluchtweg zu graben. Als ihnen die Nahrungsmittel ausgingen, gruben sie sich aus der Höhle nach oben empor, und Simon entstieg der Erde in weißem Gewand genau an der Stelle, wo früher der Tempel gestanden war, so Josephus in seiner *Geschichte des Jüdischen Krieges*. Atwill dazu:

„Auf diese Weise erkennen wir auch den satirischen Hintergrund des Rufnamens »Petrus« für Simon, denn *pétros* heißt im Griechischen »Fels« oder »Stein«. Es ist ein Wortspiel, das sich auf die von Josephus beschriebenen Umstände der Gefangennahme des Simon bezieht“ [A. 112].

So wird der Rebell Simon von den Römern gefesselt nach Rom gebracht, wo er „zur Verherrlichung Gottes“ hingerichtet wurde. Der Rebell Johannes wird hingegen von Titus verschont, er „bleibt“ also. Mehr noch: Der ehemalige Rebellenführer Johannes erweist sich offenbar als einsichtig und schreibt später im Auftrag der Kaiserfamilie das „Evangelium nach Johannes“.

Auch diese beiden Entsprechungen, zum einen das Gespräch Jesu mit Simon und Johannes, zum anderen die Gefangennahme der Rebellenführer gleichen Namens im Krieg, enthalten einen versteckte Botschaft:

„In der komödiantischen Logik des Neuen Testaments ist der Beiname des Simon, nämlich »Petrus« oder »Stein«, ein satirischer Verweis auf eine Szene, in der Simon mit einer Gruppe von Steinhauern gefangen genommen wird, die sich noch dazu durch den Stein graben wollten. Da er *an derselben Stelle, wo früher der Tempel gestanden hatte aus der Erde emporstieg*, war er eben der erste »Stein«, auf dem der neue »Tempel«, nämlich das Christentum, erbaut werden sollte“ [A. 112].

Johannes ist im Neuen Testament deswegen der „geliebte Jünger“, weil er von Titus verschont wurde. Dagegen bezeichnet Jesus den Simon Petrus im Markus-Evangelium als Satan. Folgt man Atwill und seiner These „Jesus = Titus“, so wird klar, was Jesus (= Titus) damit meinte: Simon war derjenige der beiden gefangenen Rebellenführer, der uneinsichtig war und der nach Rom zu seiner Hinrichtung geführt wurde, an einen Ort „wo er nicht hin will“. „Folge mir nach“, sagte Jesus zu Simon dem Jünger. „Folge mir nach“ (nämlich nach Rom), sagt auch Titus zu Simon dem Rebellen.

Atwill findet mittels Textentsprechungen heraus, dass es der Rebellenführer Johannes war, der das „Evangelium nach Johannes“ geschrieben hat und schreibt: Johannes wurde nach Dekapolis gebracht und musste dort den Römern Einzelheiten über den messianischen Glauben der Juden preisgeben.

„Johannes wurde also von den Römern benutzt, um bei der Entstehung eines literarischen Werkes mitzuwirken, welches die Zukunft seines eigenen Volkes vergiftete [...] in der Annahme, dass zukünftige Leser, die die

Wahrheit über den Ursprung des Christentums erfahren würden, das witzig finden würden“ [A. 123].

Sogar das dreimalige Leugnen des Simon Petrus findet seine Analogie im *Jüdischen Krieg*: Titus ermahnt den Rebellen Simon dreimal zum Frieden und wird dreimal von ihm abgewiesen.

Der Apostel Paulus nennt den Simon Petrus durchweg „Kephas“ = griechisch Stein. Da auch Paulus' Briefe, gemäß Atwill, wohl eine Erfindung der Flavier sind, so dienten diese ständigen Namenswechsel von Simon zu Simon Petrus zu Petrus zu Kephas dazu, die wahre Identität des Simon nicht allzu offenkundig werden zu lassen, nämlich dass Petrus in Wahrheit ein Bildnis für einen gefangenen Rebellen aus dem jüdischen Krieg war.

Man kommt nach der Lektüre von Atwills Buch nicht umhin, Worte des Jesus urplötzlich ganz anders zu verstehen, wie z.B. folgende Textstelle, wo Jesus spricht:

„Simon, ich habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht erlischt. Und wenn du dich wieder bekehrst, so stärke deine Brüder. Darauf sagte Petrus zu ihm: Herr ich bin bereit, mit dir sogar ins Gefängnis und in den Tod zu gehen.“ [Lk 22,32 f.]

Man meint förmlich die Worte des Titus zu hören, die dieser an den Rebellenführer Simon richtet: Simon, ich hätte mir gewünscht, du würdest erkennen, dass ich es gut meine. Wenn du das endlich einsiehst, wenn du dich vom Rebellentum abwendest, dann bekehre auch deine jüdischen Mitbrüder, die immer noch kämpfen. Worauf der Rebellenführer Simon dem Titus sagt: Herr, ich gebe meine antirömische Haltung nicht auf und bin bereit, dafür mit dir nach Rom, ins Gefängnis und in den Tod zu gehen.

Schon den frühen Kirchenvätern war Jesu prophetische Gabe aufgefallen. Um das Jahr 30 sagte er die Zerstörung von Jerusalem voraus, ein Ereignis, das dann tatsächlich im Jahre 70, also 40 Jahre später eintreffen sollte, denn im Jahr 70 wurde Jerusalem, zumindest gemäß Josephus, durch den römischen Feldherrn und späteren Kaiser Titus zerstört.

„Als Jesus näher kam und die Stadt [Jerusalem] vor sich liegen sah, weinte er und sagte: Wenn du noch heute erkennen wolltest, was dir Frieden bringt! Aber du bist blind dafür. Es kommt eine Zeit, da werden deine Feinde einen Wall rings um dich aufwerfen, dich belagern und von allen Seiten einschließen. Sie werden dich und deine Bewohner völlig vernichten und keinen Stein auf dem andern lassen. Denn du hast den Tag nicht erkannt, an dem Gott dir zur Hilfe kommen wollte.“ [Lk 19,41-44]

„Wenn feindliche Heere Jerusalem belagern, dann wisst ihr: die Stadt wird bald zerstört. Dann sollen alle Bewohner Judäas in die Berge fliehen! [...] Das ganze Land wird in schreckliche Not kommen, weil Gottes Zorn sich

gegen dieses Volk richtet. Die Menschen werden mit dem Schwert erschlagen oder als Gefangene in die ganze Welt verschleppt werden. Jerusalem wird von den Fremden verwüstet werden, bis auch deren Zeit abgelaufen ist.“ [Lk 21,20-24]

Folgt man Atwills Thesen und nimmt man an, dass alle Evangelien erst um das Jahr 79 geschrieben wurden, so beschreiben sie eine Zerstörung der Stadt Jerusalem, die schon einige Jahre in der Vergangenheit lag. Und weil die Evangelien das Wirken eines „Jesus“ um das Jahr 30 datieren, so erschien es den Zeitgenossen im Jahr 79 (und übrigens bis heute), als habe Jesus prophetische Gaben gehabt.

„Wenn du [Jerusalem] noch heute erkennen wolltest, was dir Frieden bringt! Aber du bist blind dafür. Denn du hast den Tag nicht erkannt, an dem Gott dir zur Hilfe kommen wollte.“ [Lk 19,41-44]

Diese Worte Jesu lasen die Juden im späten ersten Jahrhundert im Evangelium, und an diese Juden waren diese Worte ja gerichtet. Wer von den Juden konnte diesen Worten nicht von ganzem Herzen zustimmen? Hätten unsere Väter nur abgesehen von ihrem bösen Rebellentum! Hätten sie doch nur erkannt, dass Rom den Frieden bringt. Atwill [A. 122] stellt fest:

„Für die Wohlinformierten am Hof der Flavier waren die Evangelien eine Burleske. [...] Die Römer wollten nicht nur die militante Ausformung des messianischen Judentums zerstören, die den Aufstand angefacht hatte, sondern auch ihre Geschichte neu schreiben, und zwar so, dass sowohl ihr Messias als auch ihre Anführer zu »Gründern« des Christentums würden. Die Römer wollten also die Geschichte der Sikarier-Bewegung zum Verschwinden bringen, indem sie deren Glaubenssätze und Schlüsselfiguren zu Elementen der »Geschichte« einer neuen Religion werden ließen.“

Der Sieger schreibt die Geschichte. Man findet in der Vergangenheit genügend Parallelen hierzu, insbesondere auch im 20. Jh.

Ein ganzes Kapitel widmet Atwill dem „wahren Christus“. Er vergleicht immer wiederkehrende Nennungen der Namen Jesus, Eleazar und Lazarus und findet Parallelen in den erzählten Begebenheiten aus dem *Jüdischen Krieg* sowie den Evangelien. Die Evangelien-Autoren konstruierten

„verschiedene Personen, die dann durch einen gemeinsamen Namen oder ähnliche Erlebnisse typologisch verbunden werden, um ein satirisches Motiv zu erzeugen“ [A. 131].

Wo im *Jüdischen Krieg* ein Eleazar gefangen genommen, ausgepeitscht und zusammen mit zwei anderen ans Kreuz geschlagen wird, wo dann einer der dreien überlebt (nämlich Eleazar) und die anderen beiden nicht, so lesen wir im Neuen Testament einen ähnlichen Handlungsstrang, nur heißt die Person, der das geschieht, nicht Eleazar, sondern Jesus. Über einige andere Beziehun-

gen wie z.B. die Auferstehung zweier Personen, nämlich Lazarus und Jesus, kommt Atwill letztlich zum Schluss: Der wahre Messias, also die Person, die die Juden zur Zeit der Belagerung von Jerusalem als Messias ansahen, ist ein junger Mann namens Eleazar, ein Rebellenführer mit großer spiritueller Ausstrahlung, der trotz seiner Tapferkeit von den Römern am Ölberg gefangen genommen werden konnte (wie auch Jesus am Ölberg gefangen genommen wurde). Atwill [A. 160] schlussfolgert:

„Wie bei Simon und Johannes wurde auch dem Eleazar seine Identität von den Römern geraubt. Er war der historische »Christus«, der auf dem Ölberg gefangen genommen wurde und von den Toten »auferstand«.“

Von einem historischen Jesus, der um das Jahr 30 seine Lehren verbreitete, ist hingegen laut Atwill keine Spur zu erkennen und er begründet das wie folgt:

„Bestimmt hätte ein historischer »Jesus«, ein »Erlöser« oder »Messias« seine Jünger nicht zu »Menschenfischern« werden lassen oder sie aufgefordert »sein Fleisch zu essen«. Auch hätte er seine Zeitgenossen nicht als »böse Generation« gescholten oder sie ermahnt die »andere Wange hinzuhalten« [...] Er wäre ein militaristischer Zelot gewesen“ [A. 160].

Der Auferstehung Jesu widmet Atwill ein eigenes Kapitel. Über Dreiecksverhältnisse von Handlungsfäden und Personen gleichen Namens zieht er die Schlussfolgerungen: Es gibt in den Evangelien und dem *Jüdischen Krieg* vier verschiedene Personen namens Jesus. Eine davon war Barabbas, der Räuber, der von Pilatus freigelassen wurde. Barabbas' vollständiger Name war Jesus Barabbas, also „Jesus bar Abbas“ und das heißt nichts anderes als übersetzt „Jesus, Sohn des Vaters“.

„[Schon der Kirchenvater] Origenes äußerte seine Bestürzung darüber, dass der Name des Verbrechers, mit dem Jesus im Gefängnis festgehalten wurde, »Jesus, Sohn des Vaters« lautete. Er erkannte diesen Namen zwar nicht als parodistisch, spürte aber intuitiv, dass irgendetwas faul daran war, dass der Zellennachbar des Erlösers fast denselben Namen hatte. Spätere Kirchenlehrer [...] nennen diese Figur nur noch Barabbas“ [A. 189].

Die absichtliche Verwirrung über die Unterschiedlichkeit in den Erzählungen zur Auferstehung Jesu sowie die vier Personen namens Jesus gipfeln dann in Atwills These:

„Diese Episode ist der prophetische und satirische Höhepunkt des Neues Testaments. Es ist der schicksalhafte Augenblick, in dem Titus zum jüdischen Messias wird [...] Nachdem Titus den »Jesus« oder »Messias« getötet hat, wandelt er sich selbst zum »Jesus« des Christentums“ [A. 191].

„[Titus hält es für nötig,] eine Religion in die Welt zu setzen, in der er verehrt wird, ohne dass die Mitglieder dieser Religion das wissen [...] Die tiefste Ironie des Christentums besteht darin, dass es Juden dazu bringt, den römischen Kaiser ohne ihr Wissen als »Gott« zu verehren“ [A. 192].

Atwill meint dann sogar, den wahren Hintergrund über das Abendmahl und die Kommunion zu kennen:

„Die Jünger aber werden parodiert als Leute, die das Fleisch ihres Erlösers essen, ohne es zu wissen. [...] Es drängt mich [Atwill] darauf hinzuweisen, was diese Analyse für das Sakrament der Kommunion impliziert. Sie lässt vermuten, dass die Römer dieses Ritual mit vollem Wissen und Bewusstsein als grausamen Scherz über die Christen schufen. Jedenfalls entspringen die römischen Witze über den Kannibalismus der messianischen Juden [im belagerten Jerusalem] offensichtlich dem Paradox, dass Menschen aus einem Volk mit so strengen Speisegesetzen verwesendes Menschenfleisch aßen. Das fanden die Römer augenscheinlich witzig. Die Juden, die sich zu gut waren, Schweinefleisch zu essen, andererseits vor Menschenfleisch nicht zurückschreckten, das konnte in der Zeit, in der Josephus seinen Kriegsbericht schrieb, jeder Patrizier verstehen“ [A. 198].

Fast ein ganzes Kapitel widmet Atwill der Chronologie. Um es kurz zu machen: Josephus parallelisiert die Zeitabläufe im *Jüdischen Krieg* und den Evangelien und lässt damit das Alte Testament (scheinbar) in Erfüllung gehen, was aber mit Sicherheit bedeuten würde, dass die Zeitangaben im *Jüdischen Krieg* Fiktion sind. Nicht nur die Zeitpunkte sind konstruiert, auch die Geschehnisse. So zweifelt Atwill u.a. den Bericht des Josephus an, wo tausend Sikarier auf Masada kollektiven Selbstmord begehen. Um den Juden begreiflich zu machen, dass sich das Alte Testament mit dem Wirken Jesus erfüllt hat, konstruiert Josephus folgende Zeitdauern und fälscht damit sein eigenes Geschichtswerk, den *Jüdischen Krieg*:

- 70 Jahre von Jesu Geburt bis zur Zerstörung Jerusalems. Dies wegen Daniel 9 (Vorhersage von 70 Jahren Verwüstung).
- 40 Jahre, auf den Tag genau, von der Auferstehung Jesu bis zum Ende des Jüdischen Krieges. Dies wegen der Entsprechung zur 40-jährigen Wanderschaft der Juden durch die Wüste.
- Genau 7 Jahre als Dauer des Krieges. Dies ist dem Propheten Daniel geschuldet, der von einem 7-jährigen Krieg spricht, in dessen Mitte, also dreieinhalb Jahre nach Beginn des Krieges, das „tägliche Opfer“ unterbrochen werden wird. Tatsächlich bzw. scheinbar wird dreieinhalb Jahre nach Beginn des Jüdischen Krieges Jerusalem erobert und die Opfertätigkeit der Juden wird „unterbrochen“.
- Genau 40 Jahre zwischen dem Beginn von Jesu Wirken und dem Eintreffen von Titus' Armee vor Jerusalem. „Diese Datierung beruht also nicht auf der Geburt eines welthistorischen Religionsführers, sondern orientiert sich an der Zerstörung einer Stadt“ [A. 341].

Diese konstruierten Zeitangaben lassen Atwill [A. 343] Folgendes feststellen:

„Wir sollten uns bewusst sein, dass die Zeitangaben des Josephus fiktiv

sind und dass wir deshalb auch nicht wirklich wissen, wann Jerusalem zerstört wurde und wann die Feste Masada fiel. Wenn wir davon ausgehen müssen, dass alle Datierungen bei Josephus unglaubwürdig sind, verlieren wir unser gesamtes chronologisches Verständnis der ersten Jahrhunderte.“ „Die Datierung wurde erfunden, um das Christentum zu untermauern [...] die Wahrheit ist dann unübersehbar“ [A. 347].

Fassen wir die wichtigsten Thesen Atwills kurz zusammen:

Die Evangelien sind ein Machwerk aus dem Umfeld der römischen Kaidynastie der Flavier.

In der erfundenen Romanfigur Jesus wird in Wahrheit der spätere Kaiser Titus, also der Auftraggeber der Evangelien, dargestellt.

Die neu geschaffenen Evangelien enthalten zwei Realitätsebenen. Die erste, sichtbare Ebene wurde für das ungebildete Fußvolk geschaffen, das alles wörtlich nahm, was es las. Die zweite, verborgene Ebene war für die Wissenden gedacht. Diese sahen die Zusammenhänge und erkannten die Parodie, den feinen Witz und den schwarzen makabren Humor, der sich in den Evangelien diesen Wissenden offenbarte.

Die Wanderschaft Jesu durch Galiläa und durch Judäa stellt den Heerzug des Feldherrn Titus im Jüdischen Krieg dar.

Zwei gefangen genommene jüdische Rebellenführer namens Simon und Johannes sind die Vorlage für die erfundenen Romanfiguren Apostel Simon Petrus und Apostel Johannes.

Das letzte Abendmahl mit Jesu Worten „Nehmt mein Fleisch und esset davon“ ist eine Parodie auf ein Ereignis im Jüdischen Krieg, wo eine Maria aus Hunger ihr eigenes Kind isst.

Der Beiname des Apostels Simon „der Fels (auf den ich die neue Kirche baue)“ ist eine Parodie auf die Gefangennahme des Rebellenführers Simon, der sich durch den Fels gräbt und genau an der Stelle aus der Erde kommt, wo früher der alte Tempel gestanden war. „Der alte Tempel ist vergangen, der neue Tempel (Kirche) entsteht an dessen Stelle“.

Der Begriff „Sohn Gottes“ meint eigentlich Titus, den Sohn des göttlichen Vespasian (Kaiser Vespasian, der Vater des Titus, war nach seinem Tod vom römischen Senat zum Gott erklärt worden). Wo immer Jesus vom „Vater“ spricht, da ist in Wahrheit der Vater des Titus, also Vespasian, gemeint. Und um zusätzlich eine Verbindung zum Alten Testament herzustellen, übernahmen die Evangelienreiber von dort den Begriff „Menschensohn“.

Die Worte Jesu vom Ende der Welt beziehen sich zeitlich auf das Ende des Jüdischen Krieges.

Die seherischen Gaben des Jesus zum Fall Jerusalems erklären sich durch zeitliche Rückdatierung.

Das Kreuz ist aus römischer Sicht ein Symbol für die Eroberung fremder Völker und deren Unterdrückung durch die Römer. Erst die späteren Christen haben daraus in ihrer Unwissenheit ein Erlösungssymbol gemacht.

Die Auferstehung Jesu ist ein Sinnbild für den Tod des rebellischen jüdischen Messias (Eleazar-Lazarus) und die anschließende Auferstehung des neuen Messias des Christentums, also Titus aus der Familie der göttlichen Flavier. Der alte Messias stirbt, der neue entsteht in gewandelter Form.

Die Auferstehung der Menschen am jüngsten Tag aus Gräbern heraus ist eine Parodie auf die Menschen, die sich während dem Jüdischen Krieg in Höhlen und Erdstätten versteckt hielten, dort durch die Römer aufgespürt und dem Tageslicht zugeführt, mithin „erweckt“ wurden.

Die Evangelien greifen alttestamentarische Themen des Judentums auf und verbinden sie zu einem Handlungsstrang (angeblich) erfüllter Prophezeiungen aus dem Buch Daniel. Der Messias, der von Daniel vorhergesagt wurde, der den Untergang Jerusalems prophezeite und der getötet wurde, dieser Messias wird nicht erst noch kommen, sondern er war schon da, so die beabsichtigte Botschaft an die Juden.

Der alte jüdische Messias war von kriegerischem Charakter. Dem neugeschaffenen christlichen Messias wurden im Evangelium grundsätzlich ganz andere Charaktereigenschaften zugeteilt: Milde, Nachgiebigkeit, Toleranz, Nächstenliebe, Feindesliebe sowie Unterordnung unter staatliche, also römische Obrigkeit. „Durch die Reise nach Bethlehem [wegen der Steuerschätzung] willigt Joseph ein, römische Steuern zu zahlen“ [A. 352], und: „Der Jesus des Neuen Testaments ist vielmehr ein steuerzahlender Pazifist“ [A. 359]. Wo immer Jesus sagte: „Kehret um“, so meinte er damit die Juden, die ihrem rebellischen Geist gegen die Römer abschwören sollten.

Eine grundsätzliche Botschaft Jesu war: Kehret um und löst euch von euren Sünden, sonst wird es euch und der kommenden Generation und der Stadt Jerusalem schlimm ergehen. Die tatsächliche Erfüllung dieser unheilvollen Prophezeiung genau eine Generation später (40 Jahre) wurde den Juden als Beweis der Göttlichkeit ihres neuen Messias untergeschoben.

Der erste geschichtlich greifbare Papst war Clemens aus der Kaiserdynastie der Flavier, um das Jahr 95. Fast zeitgleich mit der Schaffung des Christentums setzten sich die Flavier also als deren Oberhaupt ein. Papst Clemens benannte sich und sein Amt als „pontifex maximus“, und dieser Titel war ein religiöser römischer Titel mit der Bedeutung „Oberster Priester“, den zuvor schon einige römische Kaiser inne hatten. Alles am Christentum ist römisch, nicht jüdisch. Die Hauptstadt ist Rom, die Hierarchie und der Gehorsam sind eine römische (militärische) Idee, die Titel sind römisch, und der globale Machtanspruch ist es auch.

Der unermesslich große Reichtum der Flavier ermöglichte es ihnen, christliche Gemeinden an der örtlichen Peripherie des Judenstaates zu bilden, diese mit Geld auszustatten und den Gemeinden Kopien der Evangelien zur Verfügung zu stellen, in der Hoffnung diese 'Saat' würde anwachsen und gedeihen. Was sie ja auch tat.

Die Schaffung der Evangelien hatte die Absicht, dem rebellischen Judentum in einer Art Gehirnwäsche eine neue Religion überzustülpen, um die Juden von ihrem rebellischen Geist wider das Römertum zu befreien.

Soweit Joseph Atwill. Seine Thesen würden erklären, warum sich in den Evangelien alles um die Person Jesu dreht, während dessen spirituelle Lehre kaum erwähnt wird. Die Antwort darauf wäre: weil Jesus keine spirituellen Lehrinhalte hatte (im Sinne dessen, was heute im Allgemeinen unter Spiritualität verstanden wird).

Und warum wird der „Glaube“ von Jesus immer wieder betont? („Ich, Jesus, habe die Lahmen und Blinden geheilt, damit ihr »glaubt«, dass ich der Messias bin“.) Antwort: Der Glaube an den neuen christlichen Messias war einer der wichtigsten Voraussetzungen für das Gedeihen der neuen Religion. Ohne gemeinsamer Glaube keine Religion.

Und warum ist in der Lehre Jesu, entgegen der Ansicht mancher heutigen Autoren, so gut wie kein Berührungspunkt zum Buddhismus zu erkennen? Weil es den Flavieren nicht darauf ankam, echte Spiritualität zu lehren und sie zudem diese östliche Spiritualität vermutlich auch gar nicht kannten. „Glaubt“ sagt Jesus immer wieder. Glaubt, dass ich der vorhergesagte Messias bin. Demgegenüber sagt Buddha: „Glaubt nicht! Glaubt euren Lehrern nicht. Glaubt auch mir nicht. Denkt vielmehr über das nach, was ich euch gesagt habe und zieht eure eigenen Schlüsse, denn ich, Buddha, bin kein Gott sondern nur ein Mensch“. Hier: Glaubt! – dort: Glaubt nicht! Ein fundamentaler Unterschied.

Von alledem, was den Buddhismus ausmacht, sehen wir in den Evangelien so gut wie nichts. Im Gegenteil. Hier: Überwindung des Leidens – dort: Verklärung des Leidens Jesu. Wo im Buddhismus die Themen Bewusstwerdung, Wachwerdung und Geistesschulung eine wichtige Rolle spielen, sehen wir davon im Neuen Testament gar nichts. Die buddhistische Lehre des Nichtanhaftens ist im Neuen Testament ein absolutes Randthema (abgesehen von dem Spruch: „Sehet die Vögel auf den Feldern, sie säen nicht, sie ernten nicht und der himmlische Vater ernährt sie doch“ [Mt 6,26]. Von Wiedergeburt, einem zentralen Punkt im Buddhismus, ist in der Bibel so gut wie nichts zu lesen. Wohl sagt Jesus zu Nikodemus im nächtlichen Gespräch: „Du kannst nur in den Himmel kommen, wenn du von neuem geboren wirst“ [Joh 3,3]. Als dann aber Nikodemus erstaunt nachfragt, wie denn das von statten gehen soll, da gibt Jesus eine absolut nichtssagende Antwort. Zumindest hat

diese Antwort nichts zu tun mit der klassischen Reinkarnationslehre des Buddhismus. Atwill Meinung zur Weisheit des Christentums [A. 356]:

„Wenn man aus den Worten Jesu jene Ratschläge entfernt, die dem Interesse der kaiserlichen Familie dienen, so bleiben nur Binsenweisheiten, Alltagsphilosophien und Schnipsel aus älteren jüdischen Schriften übrig.“

Atwill zieht den letzten Schluss seiner Thesen nicht: dass nämlich die Erfindung des Christentums ein staunenerregender Reifall und Fehlschlag war. Die ursprüngliche Absicht, das römische Reich zu stärken, verkehrte sich spätestens ab dann ins Gegenteil, als das Christentum Staatsreligion wurde, also um 380. Die propagierte Friedfertigkeit, die eigentlich den Juden zugehört war, breitete sich zwar zunächst tatsächlich unter den Juden an der Peripherie aus. Hingegen waren die Juden in ihrem „Gelobten Land“, in ihrem Kernland, offenbar zu misstrauisch und zu intelligent als dass sie diesen Betrug nicht erkannt hätten, oder sie waren einfach nur zu konservativ. Der Bar Kochba-Aufstand im Jahr 132 zeigt doch klar, dass die Juden ihre Vorstellung von einem militaristischen Messias bis zu diesem Datum nicht abgelegt hatten.

Stattdessen breitete sich die neue Religion unter den römischen Nichtjuden aus, was keinesfalls beabsichtigt gewesen sein dürfte, und trug neben anderen Gründen (den zerrütteten Staatsfinanzen und der Einwanderungsproblematik) mit dazu bei, dass Rom an der Friedfertigkeit unterging, mit der Rom eigentlich seinen Feind in einer Art Gehirnwäsche überziehen und schwächen wollte.

Atwill zieht auch den allerletzten Schluss seiner Thesen nicht, dass nämlich Josephus und sein jüdisches Autorenteam die Schwächung des Reiches durch das Christentum vorausgesehen und beabsichtigt haben könnten. Es ist zwar unwahrscheinlich, aber zuzutrauen wäre es ihnen allemal. Wer sucht, der findet in der Geschichte wohl einige intellektuelle und psychologische Meisterleistungen und Langfristverschwörungen ähnlicher Art

Literatur

- Atwill, Joseph (2008): *Das Messias-Rätsel · Die Geheimsache Jesus*; Allegria, Berlin
- Carotta, Francesco (1999): *War Jesus Caesar? 2000 Jahre Anbetung einer Kopie*; Goldmann, München
- Detering, Hermann (1995): *Der gefälschte Paulus · Das Urchristentum im Zwielficht*; Patmos, Düsseldorf
- Illig, Heribert (1999): Katastrophen zu Zeiten des Menschen. W. Pitmann - W. Ryan - F. de Sarre - D. Keys - F. Carotta. Eine Sammelrezension; *Zeitensprünge* 11 (4) 658-670
- Sonnenschmidt, Reinhard (1995): Paulus - Heiliger oder Scharlatan? Eine Rezension [von Hyam Maccobi: *The Mythmaker Paul and the Invention of Christianity*]; *Zeitensprünge* 7 (1) 86-88

Corveys Westbau endgültig römisch

Spurensuche mit Klabes und Odysseus

Heribert Illig

Heribert Klabes (1922–2001) hat sich 50 Jahre mit Corvey beschäftigt und ihm viel Herzblut gewidmet [Nitz/Weeg]. Der intime Kenner des Bauwerks spürte wohl als Erster, dass sich hinter den scheinbar karolingischen Mauern etwas Älteres verbarg. Und er präsentierte 1997 eine ganze Reihe wichtiger Erkenntnisse. Demnach

- gehört Corvey zu den römischen Lagern auf dem Weg vom Rhein über die Weser bis zur Elbe,
- ist das einzige erhaltene 'karolingische Westwerk' in seinen ersten beiden Geschossen ein römischer Bau,
- steht die solitäre Inschriftentafel nicht für eine unbekannte karolingische Fähigkeit, Steinplatten so dünn zu schneiden, sondern für eine im römischen Reich weit verbreitete Fähigkeit;
- entsprechen die an ihr angebrachten Goldbuchstaben gerade römischen,
- sind die Fresken am Gewölbe des Erdgeschosses römisch und verkörpern nicht christliches, sondern römisches Gedankengut.

Der Diplom-Ingenieur hat sich damit weder in Corvey noch bei den Mediävisten beliebt gemacht. Insbesondere der ehemalige Hauptkonservator beim Westfälischen Museum für Archäologie, Uwe Lobbedey, sah mehr als einmal rot, bemühte die Justiz oder wurde verbal ausfällig. Möglicherweise attackierte er auch Mitglieder des Mainstreams, fiel er doch 2012 als Autor der Grabungsdokumentation aus, die dann von Sveva Gai bewerkstelligt wurde [vgl. Otte, 612-614]. Er duldet/e nichts außer seinem eigenen Mantra:

„Denn wer in Ostwestfalen von römischen Siedlungen spricht, wird von den Amtsarchäologen grundsätzlich als Scharlatan abgetan – und ignoriert. Rechts des Rheins gibt es keine Mauern römischer Herkunft, so lautet das Dogma, auf das die ganze Zunft eingeschworen ist. Und wer behauptet, in Corvey hätten die Römer eine Tempelanlage gebaut, »der kann genauso gut sagen, dass hier Außerirdische gebaut haben«, sagt Lobbedey“ [Fasel 2007].

Oder: „»Wenn Corvey römisch ist, dann muss es auch Ufos geben«, spöttelte der zuständige Ausgräber Uwe Lobbedey“ [Schulz 2008, 132]. Doch die Häme scheiterte schon 2008 an den Fakten, hatte doch Reinhard Wolters [2001, 44 f.] als Professor für alte Geschichte längst über die Ausgrabung Oberaden, „diesen Vorposten des Römischen Reiches“ [ebd. 45] nahe der Lippe geschrieben:

„Der von Oberaden ausgehende Machtanspruch war unübersehbar. Raumschiffartig – oder wie ein frühnezeitliches Fort in den Kolonialgebieten – erhob sich die gewaltige Anlage inmitten einer von eher lockeren Stammesstrukturen geprägten bäuerlichen Welt“ [ebd. 45].

Die Römer als scheinbar Außerirdische in Germanien, das wäre der einzige Kompromiss gewesen, mit dem Lobbedeys Hohn nicht auf ihn selbst zurück schlagen würde. Allerdings bezog sich der Wissenschaftler genau genommen auf Steinmauern. Aber auch die waren bereits gefunden worden, als er noch über seine spezielle Ufologie verbreitete: Über die Steinmauern im Lager Waldgirmes hatte Wolters [47 f.] bereits 2001 berichtet, sechs Jahre vor Lobbedeys Spott. Dort wurde auch eine Reiterstatue des Augustus gefunden, für dessen Fundament Muschelkalkquader aus dem weit entfernten Raum Metz herbeigebracht worden sind [rgk].

1999 gab die große Karl-und-Leo-Ausstellung in Paderborn Gelegenheit, auf Klages mit allen Möglichkeiten der Forschung seriös zu reagieren; sie tat es, ohne auch nur seinen Namen zu nennen – also nicht seriös. 2007 erschien deswegen ein Artikel in DIE WELT, um ohne Aggressivität die von Klages initiierten Forschungen zu präsentieren [welt]. Mittlerweile sind alle Punkte abgearbeitet oder in einer Patt-Situation gefangen. Da nun bei den Fresken und den Steinen wesentliche Gesichtspunkte hinzutreten, lässt sich der gesamte Komplex nach 2008 [Anwander] wieder vorstellen.

Römische Lager

Im ersten Teil seines Buches hat Klages [9-56] bereits den Marschweg vom Rhein zur Weser weitgehend rekonstruieren können. In den letzten Jahren wurde in diesem Bereich ein Lager nach dem anderen im Erdboden gefunden. Klang es vor 20 Jahren wenn nicht absurd, so doch sehr weit hergeholt, dass die Römer am Westufer der Weser bauliche Spuren hinterlassen hätten, so ist das heute in der Wissenschaft Normalität – Lobbedey ausgenommen.

Von 1998 bis 2011 ist durch Klaus Grote bei **Hedemünden** das Gebiet rings um die sog. Hünenburg systematisch ergraben worden. Die Gestaltung der gefundenen Lager, die Metall- und Keramikfunde lassen keinen Zweifel zu, dass hier die Römer das Ostufer der Werra befestigt haben, und das sogar etwas östlicher als Corvey. Hedemünden ist nun die erste aufgedeckte Römersiedlung Niedersachsens (Corvey gehört zu Nordrhein-Westfalen). Es sind insgesamt drei, vielleicht sogar vier Lager am Steilufer des Flusses aufgedeckt worden; nach den Münzfunden aus mittelaugusteischer Zeit sind die Lager -8/7 aufgelöst worden [Grote]. Außerdem sind jetzt zwei vorgeschobene Außenlager nördlich von Hedemünden und damit ebenfalls jenseits der Werra bekannt [vgl. welt].

Am Westufer der Weser liegt das Römerlager *Porta Westfalica (Barkhausen)* aus augusteischer Zeit [wiki → Römerlager Porta Westfalica], für den Ausgräber Bérenger jenes Sommerlager, von dem aus Varus zu seiner letzten Schlacht aufgebrochen ist [Otte/admin]. Das bleibt Vermutung.

Das Marschlager *Wilkenburg* für 20.000 Mann liegt bereits nahe der Leine [Strunk/Klitzke].

Lobbedeys peinlich kurzsichtiges Verdikt, östlich des Rheins gäbe es keine römischen Steinmauern, ist trotz seiner Invektiven von seinen Archäologie-Kollegen abgeräumt worden [vgl. *welt*]. Die Lagerkette zwischen Rhein und Weser wird stetig dichter, wie die Karten zeigen [Janda].

Karolingisches Westwerk

Für Klages entstand das sog. Westwerk in mehreren Etappen. Die erste bildet das Erdgeschoss des Baues, charakterisiert durch vier schwere Säulen mit fast klobigen Kompositkapitellen und einem Kreuzgratgewölbe. Die Basen der Säulen sind durch einen späteren Bodenbelag fast völlig verdeckt. Klages wies nach, dass hier römischer Mörtel verwendet wurde, der wegen Ziegelklein wesentlich härter wird. So konnte er eine für römische Ansiedlungen typische zentrale „Vier-Säulen-Halle“ zeigen. Er sah daraus ein turmartiges Gebäude entstehen, das in seiner ersten Baustufe ebenfalls noch römisch einzustufen ist. Den später weiterentwickelten Bau beurteilte er als karolingisch, nicht als ottonisch, was hier aber nicht relevant ist.

Zwei Jahre später hat Dagmar von Schönfeld de Reyes [1999] in der Kunstgeschichte den Begriff „Westwerk“ ausgerangiert und spricht jetzt – ob karolingisch oder ottonisch eingeschätzt – einheitlich von „Westbau“ [so gefordert von Illig 1996, 264 ff., so kommentiert von Anwander 2007]. Die baulichen Untersuchungen von Klages hinsichtlich antiker Bautechniken und Mörtel konnten nicht erschüttert werden. Bei den vom Westwerk sprechenden Quellen wie den *Annales Corbeiensis* oder der *Vita Walae* des Paschasius Radbertus hat Klages erhebliche Zweifel angemeldet [Kloppenborg, 612-614].

Hinzu traten im ersten Stock Fragmente von lebensgroßen Stuckfiguren, eine Sensation, die von den Karolingern zwar erhofft – Stichwort lebensgroße Plastiken, auch Kruzifixe –, aber hier nicht erwartet wurde. Die Bekleidung der einstigen sechs Figuren bestand aus Tunika, dem römischen Untergewand, und Chlamys, einem kurzen Mantel, auch wurde ein Pallium erkannt, also eine Stola, wie sie römischen Beamten zustand und später an Bischöfe verliehen wurde/wird. Die Restauratoren mussten nicht entscheiden, ob hier einst edle Römer oder fränkische Geistliche verherrlicht worden sind. Nachdem auch zwei Frauen in nichtgeistlicher Gewandung mit Tunika und schalartigem Kopftuch dargestellt worden sein dürften [wiki → Corvey], erscheint die

Frage als gelöst. (Als ich anfänglich die Sinopien als ottonisch einstufte [Illig 1996, 329], war noch kaum etwas über sie bekannt.)

Das Mauerwerk

Ein kritischer Blick aufs Mauerwerk fördert sofort grundlegende Differenzen zutage. Denn hier gibt es den Westbau, den Heribert Klubes mit vollem Recht als römisch eingestuft hat, während aus meiner Sicht die angebaute Kirche nicht karolingisch, sondern frühestens ottonisch ist. Was hat sich dem Mauerkenner Uwe Lobbedey jüngst gezeigt? Zum Westbau, für die Bauhistoriker lange Zeit das einzige erhaltene „karolingische Westwerk“:

„Quaderwerk

Das Portal und die Pfeiler im Erdgeschoss sowie die Pfeiler im Obergeschoss [...] bestehen aus regelmäßigen, großen, mit dünnen Pressfugen versetzten Sandsteinquadern. Sie wurden vor dem Versatz fertig bearbeitet und in der Regel mit durchgehenden horizontalen Lagerfugen versetzt. Ihre Sichtseiten sind geflächt, und zwar fein, mittel oder grob. Einzelne Quader wurden nach dem Versatz stellenweise korrigierend überarbeitet, um Ungenauigkeiten der Winkelgerechtigkeit auszugleichen. [...]

„Bruchsteinmauerwerk

Der weitaus größte Teil des Bauwerks ist mit Bruchsteinen des jenseits der Weser anstehenden rötlichbraunen Sollingsteins ausgeführt“ [Lobbedey 85 f.].

Nun ließe sich erwarten, dass Lobbedey vergleicht und abwägt, denn Quaderwerk ist bei den sog. Karolingerbauten extrem selten, während die Römer dieses Handwerk beherrschten, so wie auch die Handwerker nach den Ottonen. Er weiß sogar: „Ergrabene Baureste sind in der Regel nur ungenau zu datieren“ [Lobbedey, 83]. Aber es gibt ja „historische Nachrichten“. So ist für ihn ein Karolingerbau ein Karolingerbau ist ein Karolingerbau. Und wenn für die Kirche auch ein Mörtel aus hoch gebranntem Gips verwendet worden ist?

„Da aber die einheimische sächsische Bevölkerung nach unserem Wissen keinen Gebrauch von Gips machte [...], bleibt die Frage der Prospektion und Auffindung des Gipses in dieser frühen Zeit einstweilig ein Rätsel“ [Lobbedey, 84 f.],

das sich durch Verjüngung zwanglos lösen ließe. Auch die Abbildung eines Kapitells im Westwerk [P/L 82] lässt ihn nicht stutzen: Dort hat nur eine der Voluten ihre inneren und äußeren Kranzblätter erhalten, sind die Hochblätter darunter nicht ausgearbeitet worden, als hätte die Zeit gefehlt. Bei einem Karolingerbau hätte sie nicht gefehlt, weil er noch jahrhundertlang als Kirche benutzt worden wäre, sehr wohl aber bei einem Römerbau aus der Augustuszeit, der nach dem Tod des Drusus jäh aufgegeben worden ist.



Abb. 1: Corvey, Kapitell im Erdgeschoss des Westwerks [Papajanni/Ley, 82]. Dort nicht angesprochen die unvollendete Ausführung in einem Bauwerk, das seit dem 9. Jh. durchgehend als Kirche gedient haben soll.

Die Tafel mit der Inschrift

Sie war an der Fassade der Klosterkirche angebracht (dort heute nur noch eine Kopie). Diese gesägte Platte in der beachtlichen Größe von 1,725 x 0,89 m ist nur 4,5 cm [Klabes, 157], laut Paderborner Katalog sogar nur 4 cm stark [S/W, II:570] – eine Meisterleistung, auch wenn Lobbedey sie für eine „handwerklich perfekt behauene Inschriftenplatte“ ansieht [Fasel]. Das war in der Corveyer Ausstellung ‘dank’ eines viel stärkeren Rahmens nicht zu erkennen [anders bei der Abbildung im Katalog, S/W II:571]. Während römische Platten in beliebiger Anzahl bekannt und selbst hydraulisch angetriebene Steinsägen nachgewiesen sind [vgl. Illig 2013, 158 f.], ist diese Fähigkeit den Karolingern unbekannt geblieben. Das soll sie aber nicht gehindert haben, eine derartige Platte mit Spitz- oder Zahneisen zu behauen. Die Frage nach dem „wie“ wurde im Paderborner Katalog weder gestellt noch beantwortet. Nachdem es wegen der Inschrift ohne Kaisernennung immer wieder Internet-Kritik an Klabes’ Zuordnung der Tafel in die Römerzeit gab, bliebe als Alternative einer Herstellung nach dem Jahr 1000, als es wieder wassergetriebene Steinsägen, das Know-how der Vergoldung von Kupferdübeln und erstklassige Capitalis-Schrift gab.

Die Buchstaben der Inschrift und ihre Verankerung

Klabes stellte die typischen Merkmale einer römischen Schrift mit schrägen Hasten (die eigentlich senkrechten Linien) heraus. Weiter beschäftigten ihn die Befestigungsstifte. Da zu seiner Forschungszeit noch keine Neigung bestand, die Legierung zu prüfen, ließ Klabes eine solche analysieren, was ihm einen Diebstahlprozess einbrachte [Kloppenburg, 614]. Dadurch wurde erstmals bekannt, dass es sich um vergoldetes Kupfer handelt, hergestellt in einer versierten Technik, die die Karolinger aus dem Nichts in Vollendung gelernt hätten, genauso wie den Guss der tonnenschweren bronzenen Türflügel für die Aachener Pfalzkirche. Immerhin räumt Paderborns Katalog in Gestalt von Mitautor Lobbedey ein, dass solche Buchstaben „seit der Zeit des Kaisers Augustus“ vorkämen, aber nur bis zum 5. Jh. [S/W, II:570]. Dort wird auch die Metallanalyse bestätigt, aber betont, dass römische Kupferdübel nicht rechteckigen, sondern quadratischen Querschnitt gehabt hätten, die in runde Bohrungen getrieben worden sind [ebd. 571] – bei 3 mm engen Löchern [Klabes, 160] ein kaum erkennbarer Unterschied. Ein erhaltener Goldbuchstabe aus Corvey ist „der bislang einzige bekannte Metallbuchstabe einer mittelalterlichen Inschrift“ [S/W, II:572], was durchaus ins Grübeln bringen kann.

Die Fresken im Erdgeschoss

Corvey zeigt im ‘Foyer’ des Mittelraums des Obergeschosses ein Ensemble an Freskenresten, das von der Thematik her nicht christlich, sondern zwin-

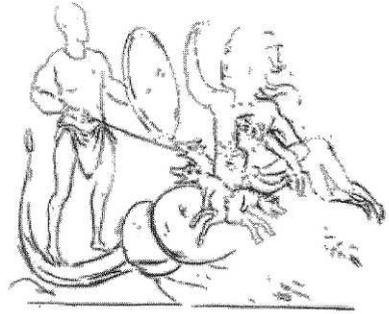
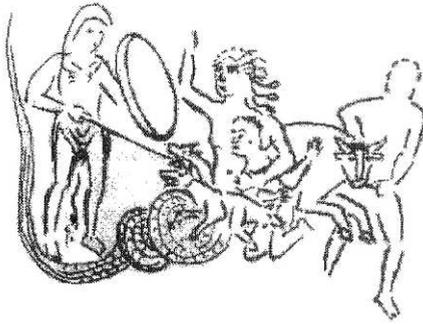


Abb. 2a: Nachzeichnung: Corvey-Fresko von Odysseus und Skylla durch Klages [142]
· Abb. 2b: Nachzeichnung durch Claussen [Anwander] · Abb. 3: Griechische Münze aus Agrigent mit Krabbe und einer Skylla mit zwei Hundevorderleibern und Drachenschwanz; älter als ein römisches Corvey [flickrriver.com; gute Bilderserie].

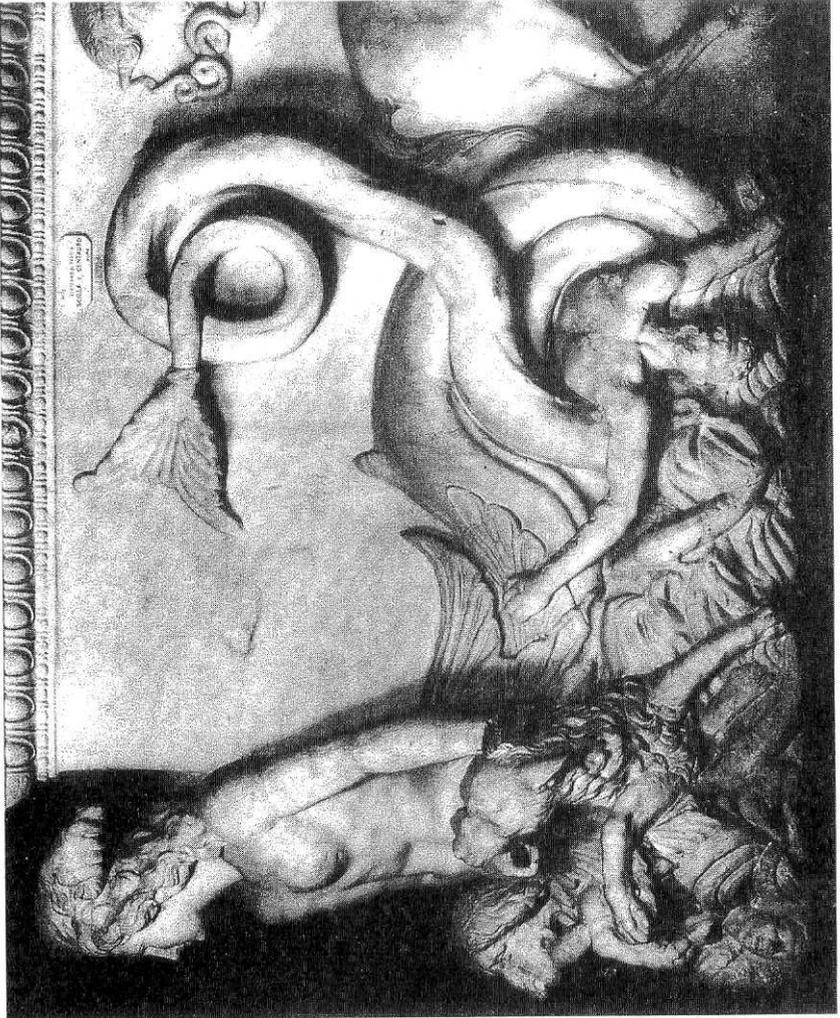


Abb. 4: Tischplattenträger, Seitenansicht mit Skylla, Villa Hadriana (später als ein römisches Corvey) [Andreae, 240].

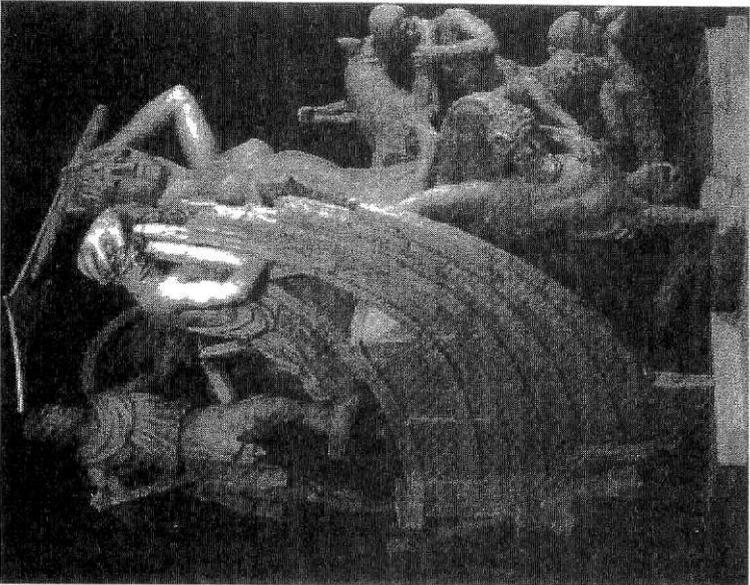
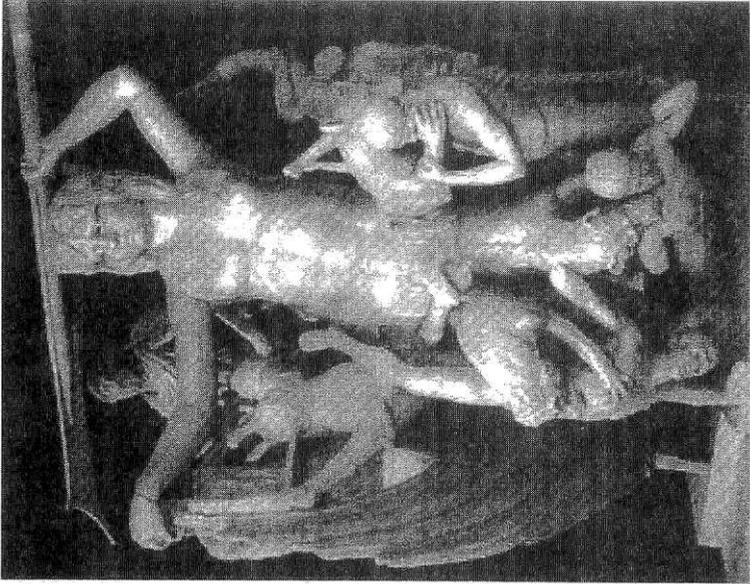


Abb. 5, 6: Rekonstruktion durch B. Andraee von Skylla und Odysseus, aus der Grotte von Sperlonga; noch nicht in Andraee [1982] enthalten. Der Frauenoberkörper ist zur Gänze rekonstruiert [Internet].

gend antik wirkt: springende Delphine, entweder von einem Erosen geritten oder von Venus an der Leine geführt, eine Sphinx, eine Sirene und – wie Klables gegen die Fachwelt vertrat – ein Zyklus von Herakles-Arbeiten. Allerdings hatte Hilde Claussen bereits 1994 die Welt mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass hier der Kampf von Odysseus gegen die Skylla christlich umgedeutet worden sei. Dieses Ungeheuer zeichnet sich nicht nur durch seine Kräfte aus, sondern auch durch den Oberkörper einer Frau und eine Reihe von Hundevorderleibern, die ihr in Gürtelhöhe entspringen. (Klables sah fälschlich den dreiköpfigen Cerberus, was aber nichts an der von ihm entdeckten Zeitstellung ändert.)

Durch Claussen entstand damals eine Interpretation, wonach der listenreiche Odysseus als religiöse Figur Einzug in eine christliche Kirche gehalten hätte, ein durchaus einmaliger Vorgang im europäischen Mittelalter. Ob da Homers Epitheton ornans „Der göttliche Dulder“ [*Odyssee* 13:563] von Nutzen war, das Odysseus und Hiob zusammenbrachte? Sicher nicht, weil das Mittelalter Homers Gesänge gar nicht im Wortlaut kannte. Statt dessen wurde etwa der hl. Hieronymus bemüht, der sich um das sechste Gebot sorgte: „Skylla der Begierde zum Schiffbruch der Sittsamkeit“ [Moraw, 114]. Dann gab es

„die viel gelesene Mythologie des Fulgentius (aus dem späten 5. Jahrhundert n. Chr.), der in zwei Kapiteln die »Fabel« des Ulixis behandelt, dort speziell die Begegnungen des Helden mit den Sirenen und Skylla hervorhebt“ [S/W 584 f.].

Hinzu tritt noch der Ire Dungal, der mit Karl dem Großen korrespondiert hätte und einem Abt schrieb:

»Wir wünschen, daß es Euch stets in Gott so wohlergehen möge, daß Euch bei der Fahrt über das grausige Meer dieser Welt weder die trügerischen Künste der schönen Skylla täuschen, noch die todbringenden Gesänge der Sirenen zu ergötzen vermögen, sondern daß Ihr mit keuschem Blick und verstopften Ohren im Schutze Gottes unversehrt, wie der vorausschauende Ithaker [...], als Sieger über die feindliche Welt in den Hafen des himmlischen Vaterlandes gelangen möget.« [Moraw, 121]

All das hat Claussen herausgearbeitet, die anhand der Freskenreste „Odysseus und das »grausige Meer dieser Welt«“ als einen Sündenpfuhl erkannte, den man überwinden, in dem man aber auch – wie seine Gefährten – finalen Schiffbruch erleiden konnte. Das Ergebnis kann nicht verwundern: So wie dem Reinen alles rein ist, so ist dem Kleriker alles von Sünde bedroht, weshalb er selbst den antiken Heiden Odysseus bemüht, um das Böse zu attackieren – eine das Fresko vergewaltigende und Odysseus „in geradezu peinlicher Weise zum christlichen [!] Helden“ [Anwander 2007, 188] verklärende Fehlinterpretation. Trotzdem durfte im Paderborner Katalog zu Recht festgehalten werden:

„Der einprägsame Skyllatyp blieb bis zum Ende der Antike annähernd unverändert. In diesem Typ zeigt sich auch noch die Corveyer Skylla. Sie steht in ihrer Gestalt den antiken Ahninnen erstaunlich nahe“ [S/W, 584].

Wie konnte der Bildtyp konserviert werden?

Homer hat als einziger die Skylla beschrieben. Ein Problem besteht darin, dass im gesamten frühen und hohen Mittelalter Homers Gesänge *Ilias* und *Odyssee* gar nicht bekannt waren. Dafür zwei Belege:

„Die Chance einer tieferen Begegnung mit dem Griechischen nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer im Jahr 1204 wurde leider nicht genutzt [...] Wohl trat Homer durch Petrarca ins Bewusstsein des Abendlandes, doch für ihn selbst blieb der ihm von Nikolaos Sigeros 1353 geschenkte Homercodex stumm“ [Mazal 2006, I:505].

Dies festzustellen stand Otto Mazal (1932–2008) als Byzantinist und für 22 Jahre Direktor der Handschriften- und Inkunabelsammlung der *Österreichischen Nationalbibliothek* zu. Der Sachverhalt war bereits 1999 im Paderborner Katalog bekannt [S/W, II:583 f.]:

„Nach Homer (dessen Werk die Karolinger nicht mehr kannten) war sie ein menschenverschlingendes bellendes Ungeheuer mit sechs überlangen Hälsen und darauf schauerlichen Köpfen [...] Das bellende, kaum darstellbare Ungeheuer Homers verwandelten die griechischen Künstler in nachfolgenden Jahrhunderten in ein von Hunden umgürtetes Mischwesen mit nacktem weiblichem Oberkörper und einem oder zwei Fischschwänzen.“

Woher also war die Skylla den Franken in ihrer zweiten, bildkünstlerischen Fassung bekannt? Dazu präsentierte die Paderborner Ausstellung sieben Objekte: aus dem -5., -3., -2. (zwei), -1., +1. und +4. Jh. (das jüngste ist ein 4,5 cm kleines Medaillon) [S/W, 585-589]. Dieses Ergebnis ist nicht überwältigend, zumal Claussen selbst einräumen muss: „Aus dem Mittelalter war [vor Corvey; HI] kein Bild der Skylla bekannt“ [Claussen in S/W, 583].

Mehr als ein Jahrzehnt später konnte Susanne Moraw den Bogen weiter spannen, da sie sich nicht auf transportable Objekte beschränkte. Während bei den ebenfalls die Sittlichkeit bedrohenden Sirenen aus der *Odyssee* ihre Auswahl groß ist, kann die Habilitierende nur folgende späten Skylla-Darstellungen vorstellen:

- Fußbodenmosaik einer nordafrikanischen Therme, +3. Jh. [Moraw, Abb. 6];
- Nordafrikanische Tonlampe, +3. Jh. [ebd. Abb. 7];
- Grabmalerei aus Libyen, spätes +4. Jh. [ebd. Abb. 10 b];
- Stadtrömischer Kontorniat, 395–423, unbekannter Fundort [ebd. Abb. 9];
- Fußbodenmosaik Beth Shean (Umzeichnung), +6. Jh. (lässt das Spezifische der Skylla nicht erkennen) [ebd. Abb. 12].

Fünf Funde, von denen vier aus Nordafrika bzw. dem heutigen Israel stammen – nur der Fundort des Kontorniat bleibt offen. Es handelt sich bei ihm um ein Medaillon mit einem Durchmesser von maximal 4,5 cm, das möglicherweise als Spielmarke oder Eintrittsmarke in ein Amphitheater diene. Gerade dafür wäre ein karolingisches Corvey sehr weit ab vom Schuss und rund 500 Jahre entfernt gewesen. Das von Moraw gezeigte Stück würde nur dem genauen Kenner eine Rückerinnerung ermöglichen, als Vorlage für ein größeres Fresko scheidet der winzige Kontorniat aus.

Woher also kannte Corveys Maler den Typus, der einem nirgends ‘über den Weg läuft’: Frauenoberkörper, sechs Hundevorderkörper in Gürtelhöhe und Drachenschwanz? Bei dieser Frage [kurz aufgeworfen bei Anwander in der Internet-Fassung] hilft keine der spärlichen Schriftquellen weiter, da sie die Skylla nicht beschreiben, sondern nur als Metapher nutzen. Da hätte der Freskant eine Bildungsreise von Westfalen nach Nordafrika machen müssen, was eher unwahrscheinlich ist. Außerdem gilt auch noch fürs nachfolgende Mittelalter:

„In der zunehmenden Unkenntnis der griechischen Originaltexte wurde der verehrte Mythos im Mittelalter erweitert, verwoben und umgedeutet, so dass die eigentliche Figur des Odysseus verschwand“ [Rossner].

Wie viel leichter hätte es hingegen ein römischer Künstler der Augustuszeit gehabt! Im römischen Reich gab es allenthalben Skylla-Darstellungen: auf Vasen, Öllampen, Mosaiken oder als Plastik. Vor allem anderen gab es die Großplastik von Sperlonga in der Grotte des Tiberius. Der Verfasser hatte das Glück, bereits 1972 das Experimentalmuseum von Sperlonga betreten zu können. Damals wurden Kunstharzabgüsse der Polyphem-Gruppe mit Flaschenzügen in mögliche Positionen gebracht. Daneben lagen Bruchstücke der anderen, noch kaum in Form gebrachten Gruppen wie vor allem von der Skylla mit dem Schiff von Odysseus samt Gefährten:

„Die Skylla-Gruppe ist [...] die erstaunlichste von allen antiken Gruppenschöpfungen. Ein solches Unter- und Übereinanderstürzen durch die Luft fliegender Männer, kreuz und quer dazwischenfahrender Hundevorderkörper, und der aus diesem Getümmel emporragende Riesenleib eines wilden Weibes, das die Gefährten aus dem vorbeigleitenden Schiff reißt und den Hunden zum Fraß hinwirft [...] diese Virtuosität der tief aus dem Marmor gehöhlten bizarren Formen und aufgewühlten Motive“ [Andreae, 157].

Ihre Aufstellung in der Meeresgrotte wäre gemäß Klabes’ Zeitbestimmung für Corvey etwas zu spät gekommen. Aber die Gruppe demonstriert zum einen die hohe Einschätzung des homerischen Motivs in der Zeit seit Vergil, zum anderen hat es mit Sicherheit eine Bronzegruppe als Vorbild gegeben. Vor allem waren mit dieser Gruppe berühmte Künstlernamen der Antike verbunden: Athanadoros, Hagesandros und Polydoros [Andreae, 156]. Plinius d. J. hat sie auch für den Laokoon tradiert, ihre Signaturen stehen am Ruderkasten von

Odysseus' Schiff! Auch wenn bereits +24 die Grotte von Sperlonga einstürzte und so Tiberius nach Capri vertrieb [ebd. 184], stand ein solches Kunstwerk den zeitgenössischen Künstlern in mannigfachen Variationen vor Augen.

Der gesamte Freskenzyklus

Wir sind aber noch nicht am Ende. Bis hier haben wir uns nur mit Odysseus und der Skylla beschäftigt, es bleiben aber die anderen Freskenüberreste, wie der Delphinreiter, die Frau mit den Delphinen, die vogelgestaltige Sirene mit dem Saiteninstrument oder die Sphinx, dazu weitere Fragmente, die ebenfalls der *Odyssee* entstammen können, aber auch – wie es Klaves [140 f.] sah – Arbeiten des Herakles wie die Bändigung des kretischen Stieres, das Einfangen der Hirschkuh oder der Kentaur Nessos illustrieren könnten. Hier hat sich offenbar ein antiker, leider heute nur noch bruchstückhaft erhaltener Himmel als blaue Decke über den Mönchen ausgebreitet.

„»Eine so farbenfroh ausgestaltete Kirche war im Europa der karolingischen Kaiser einmalig«, meint die Kölner Kunsthistorikerin Anna Skriver. Andere stufen das sinnentrunkene Gewimmel als »sensationell«, aber auch als »Rätsel« ein“ [Schulz].

Wer hätte auf die Idee kommen sollen, sich in einer Klosterkirche ein derartiges „Antiquarium“ zu gönnen? Das Wort bezeichnet den tonnengewölbten Prunkraum innerhalb der Münchner Residenz, den die Münchner Herzöge von 1568 bis 1571 errichten und mit Grottesken ausmalen ließen, um echte und vermeintlich echte Antiken aufstellen zu können. (Darüber wurde gleichzeitig die herzogliche Bibliothek gebaut.) Kein Kirchenmann wäre vor der Renaissance auch nur auf den Gedanken gekommen, an einer freskierten Kirchendecke heidnische Bilder zu zeigen, die nur mit verzweifelmtem Mut und allergrößter Mühe christlich interpretiert werden können und damit das Volk ebenso wie den Mönchskonvent überfordert hätten. Ein solcher Dekorationswunsch lässt sich für die Nach-Antike, also auch für ein 9. Jh. zuverlässig ausschließen, womit die Scheuklappen endgültig obsolet werden, die bislang in Corvey getragen werden mussten: „Die mythologischen Gestalten müssen in christlichen Zusammenhang gedeutet werden“ [wiki → Corvey].

Zur Zeit des Augustus war eine solche Dekoration überaus naheliegend, da der -19 gestorbene Vergil als vielleicht bekanntester Dichter seiner Epoche die Ereignisse und mythologischen Hintergründe des Troianischen Krieges und die Irrfahrten des Odysseus besang.

Dieser Beweis durch das Fehlen eines geeigneten Vorbilds für ein Kirchenfresko in karolingischer Zeit ist härter als patristische Schriftquellen, die aus Odysseus eine Metapher für den guten wie für den sündigen Menschen machten, und er ist härter als jede heutige Interpretation, die gewaltsam,

eigentlich vergewaltigend aus dem listigen Odysseus ein christliches Vorbild im Kampf gegen Verführungen vieler Art machen will.

Es darf ergänzt werden, dass 2008 eine römische Abkunft im SPIEGEL [im Folgenden Schulz, 133] mit folgenden Argumenten diskutiert wurde:

- „Die Abtei [sieht] mit ihrem streng quadratischen Grundriss wie ein Lager aus der Zeit des Augustus aus.“
- Der oben genannte goldene Buchstabe;
- Die ebenfalls genannten Stuckfiguren mit römischen Gewändern;
- Der Schmuck der Außenkrypta mit antiken Marmor- und Porphyrfriesen.

Doch das wurde recht plump niedergehalten:

„Für alle diese antiken Elemente gibt es jedoch ein einfache Erklärung: »Die Karolinger waren so vernarrt ins Römertum, dass sie die Tempel, Kommandanturen und Luxusvillen der Cäsaren abreißen ließen und als Spolien wiederverwendeten«, erklärt Lobbedey. »Von Karl dem Großen ist bekannt, dass er ganze Säulen aus Ravenna abtransportierte«.

Zudem waren offenbar auch italienische oder byzantinische Handwerker vor Ort. Dieses Meister waren noch kundig in den antiken Fertigkeiten und halfen den Maurern aus der Sauerkrautregion um Höxter offenbar auf die Sprünge“ [ebd.].

Wer wie Lobbedey den Römern keine Entfaltung rechts des Rheins zubilligt, sollte gerade dort mit dem Transport von Römerspolien über Hunderte von Kilometern in straßenlosem Gelände zurückhaltender sein; Karls Säulentransport ist ohnehin nur ein schriftlich vermerkter Topos ohne Realitätsbezug. Italienischen Künstlern war seit Generationen ihr Genre entglitten, bauten doch die weströmischen Kaiser schon im mittleren 5. Jh. nichts mehr. Byzantinische Künstler hatten ohnehin wegen des Bilderstreits das Malen eingestellt und begannen damit erst im 10. Jh. wieder.

Eine Beweisumkehr

Während sich von der Antike her keine Tradierung bis ins spätere 9. Jh. nachvollziehen lässt, könnte ein antikes Fresko in einem zur Kirche umgebauten Römerbau gläubige Betrachter zu Überlegungen animieren. Schließlich sind die Fresken noch heute trotz schlechtem Erhaltungszustand zu erkennen – um wie viel besser also für z.B. spätmittelalterliche Augen.

Ein derartiger Reflex ist mir in der *Bayerischen Staatsbibliothek* begegnet, in der Ausstellung *Bilderwelten*. Dort wurde die „Mettener Armenbibel“ von 1414/15 gezeigt, illuminiert von böhmischen Wanderkünstlern; aufgeschlagen war eine Doppelseite mit dem „Messopfer“ und mit vier kleineren Bildern einzelner Personen [stabi, 104-106]. Eigentlich fiel mir bei der Suche nach Blattgold zuerst die fast 50 cm hohe Messopferseite auf, bei der



Abb. 6: Frau Welt aus der Mettenberger Armenbibel, um 1415. Das Fabelwesen und seine Aufschriften sind auf S. 322 erläutert [stabi, 105].

nur die kleine Mandorla mit Christus und Maria in Blattgold ausgeführt ist – selbst das fast zu viel für eine Armenbibel. Dann stützte ich, weil der Kommentator nur von einem „Messopfer“ spricht [stabi. 106] und nicht von der Gregoriusmesse, bei der dem Papst Gregor Christus als Schmerzensmann erscheint und sein Blut in den Abendmahlskelch rinnt, eine im 15. Jh. häufige Darstellung, die auch Meister Anton gen. Pilgram im Wiener Dom als Relief dargestellt hat [vgl. Illig 2013a, 68-75].

In diesem Aufsatz über die Skylla ist eine der vier Einzeldarstellungen relevant: oben die Braut Christi versus die verabscheuungswürdige Tochter Babylons, darunter der hl. Benedikt im Kontrast zur „Frau Welt“, besser gesagt zu einem Mischwesen mit teuflischen Fledermausflügeln, das die sieben Todsünden verkörpert und auch mit Inschriften benennt: der Pfauenfederkranz (Superbia = Hochmut), das ausgeschnittene Gewand (luxuria = Wolllust), ein Trinkbecher (gula = Völlerei), die abgetrennte linke Hand (accidia = Faulheit), Zorn (ira) und Neid (invidia) als Hundeköpfe und ein umgürteter Geldsack (avaricia = Geiz). Das Wesen steht auf einem Raubvogelbein (vita = Leben), das zweite Bein endet in einem Drachenkopf und beißt in das Standbein (mors = Tod).

Da die beiden Hundeköpfe (die Kommentatoren des Katalogs wollen auch einen Wolf erkennen) dem Wesen aus der Taille herauswachsen, haben wir eine Spielart der Skylla vor uns: ein weiblicher Oberkörper, die Hundeköpfe, der Unterleib hier nicht als Drachenschwanz, sondern als Raubvogelbein und Drachenhals. Hier dürfte Corveys Skylla Patin gestanden haben, ohne deshalb weiterreichende Wirkung erzielt zu haben. Damit wird demonstriert, dass die Skylla als griechisches Ungeheuer innerhalb der Kirche fremd war und erst auf dem Umweg über weltliches Glück, Vergänglichkeit, die Todsünden und bei Streichung des Odysseus Symbolkraft erlangen konnte.

*

2014 ist Kloster Corvey zum UNESCO-Weltkulturerbe ernannt worden [vgl. Otte, 616]. Dieser Status ist hochverdient und hängt nicht an einer karolingischen Datierung. Wäre es anders, könnte zur erlauchten deutschen Kulturerbe-Gruppe neben dem Aachener Dom nicht auch Essens Zeche Zollverein gehören.

Vor kurzem führte eine Zeitungsmeldung die Gemengelage – contra Uwe Lobbedey – so zusammen:

„Die erste Weserbrücke des Mittelalters zwischen Münden und Bremen ist in Höxter errichtet worden.

Vermutlich bestand hier bereits zuvor ein Übergang mit Fähre oder eine hölzerne Brücke, wo der Hellweg, der vom Rhein zur Elbe führte, sich mit der Weser kreuzte. *Mutmaßlich, so Historiker, haben der römische*

Feldherr Drusus in seinen Feldzügen gegen die Germanen und später auch Karl der Große hier in der Nähe mehrfach die Weser überschritten. 1249 gab Abt Hermann I. von Holte den Bürgern von Höxter die Erlaubnis zum Bau einer Weserbrücke“ [rob; Hvhg. H1].

Hauptkonservatoren oder Archäologen gehören nun einmal nicht zu den Historikern, auch dann nicht, wenn sich Verkehrswege mit Flüssen kreuzen...

Literatur

- Andrae, Bernard (1982): *Odysseus · Archäologie des europäischen Menschenbildes: Societäts-Vlg.*, Frankfurt am Main
- Anwander, Gerhard (2008): Corvey: Odysseus und Wibald. Die Forschungen von Claussen und Faussner; *Zeitensprünge* 20 (2) 352-374 [unter fantomzeit.de in einer stark erweiterten Fassung]
- (2007): Wo ein Wille ist, ist auch ein Westwerk! Dieser Karolingerbau erweist sich als Hirngespinnst; *Zeitensprünge* 19 (1) 185-212
- Claussen, Hilde (1994): „Odysseus und ‘das grausige Meer dieser Welt’. Zur ikonographischen Tradition der karolingischen Wandmalerei in Corvey“; im gemeinschaftlichen Aufsatz zusammen mit Staubach, Nikolaus: „Odysseus und Herkules in der karolingischen Kunst“; Keller, Hagen / Staubach, Nikolaus (1994): *Iconologia Sacra. Mythos, Bildkunst und Dichtung in der Religions- und Sozialgeschichte Alteuropas. Festschrift für Karl Hauck zum 75. Geburtstag*; Berlin, 341-382
- Claussen, Hilde / Skriver, Anna (2007): Die Klosterkirche Corvey · Teil 2: Wandmalerei und Stuck aus karolingischer Zeit; Zabern, Mainz
- Fasel, Andreas (2007): Eine Kirche voller Überraschungen; *Welt am Sonntag*, 23. 09.
- Gai, Sveva (2012): *Die Klosterkirche Corvey · Geschichte und Archäologie · Textband und Beilagen*; Zabern, Mainz
- Grote, Klaus (ca. 2013): *Römerlager bei Hedemünden*;
<http://www.grote-archaeologie.de/roemer.html>
- (2012): *Römerlager Hedemünden · Der augusteische Stützpunkt · Seine Außenanlagen. seine Funde und Befunde*; Landesmuseum Hannover
- Himmelman, Nikolaus (1996): *Sperlonga: Die homerischen Gruppen und ihre Bildquellen*; Westdeutscher Vlg., Opladen
- Illig, Heribert (2013a): *Meister Anton. gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus · Rekonstruktion eines Werks, Kritik einer Stilperiode*; Mantis, Gräfelting
- (2013): *Aachen ohne Karl den Großen · Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelting
- (1999): Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen; *Zeitensprünge* 11 (3) 403-438
- (1998): Römisches Corvey? Heribert Klabes' These; *Zeitensprünge* 10 (3) 492-496
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf, heute Ullstein, Berlin
- Janda, Andreas (o. J.): Varusschlacht im teutoburger Wald;
http://www.varusschlacht-im-teutoburger-wald.de/menues/karte_text.htm
- Klabes, Heribert (2008): *Corvey · Eine karolingische Klostergründung an der Weser · Auf den Mauern einer römischen Civitas*; Otte, Oerlinghausen (1997)

- Kloppenburg, Franz (2007): Das Westwerk von Corvey – ein Problem ohne Ende? *Zeitensprünge* 19 (3) 610-616
- Lobbedey, Uwe (2016): Beispiele karolingerzeitlicher Mauertechnik in Westfalen: Corvey, Paderborn und Osnabrück; in Papajanni, Katarina / Ley, Judith (Hgg. 2016): *Karolingerzeitliche Mauertechnik in Deutschland und in der Schweiz*: Schnell + Steiner, Regensburg
- Mazal, Otto (2006): *Geschichte der abendländischen Wissenschaft des Mittelalters*, 2 Bde; Akademische, Graz
- Moraw, Susanne (ca. 2013): *Vom männlichen Bestehen einer Gefahr zur Ideologie der totalen Vernichtung: Skylla und die Sirenen von Homer bis Herrad von Hohenburg*; http://www.visualpast.de/archive/pdf/vp2015_0089.pdf
- Nitz, Horst / Weeg, Hans (2001): Heribert Klages gestorben; *Zeitensprünge* 13 (3) 551 f.
- Otte, Andreas (2012): Neues aus Corvey; *Zeitensprünge* 24 (3) 612-616
- Otte/admin (2008): *Varus-Lager an der Weser ausgegraben*; <http://www.logistik-des-varus.de/?p=98>
- Papajanni, Katarina / Ley, Judith (Hgg. 2016): *Karolingerzeitliche Mauertechnik in Deutschland und in der Schweiz*; Schnell + Steiner, Regensburg
- rgk = (2009): „Fund von europäischer Bedeutung“ · Ausgrabung; *Archäologie online*. 27. 08. <http://www.archaeologie-online.de/magazin/nachrichten/fund-von-europaeischer-bedeutung-7707/> [rgk = Römisch-germanische Kommission]
- rob (2016): Geschichte der Weserübergänge in Höxter – erste Brücke über die Weser im Mittelalter · Über sieben Brücken... ; *Westfalen-Blatt*, 18. 10.
- Rossner, Christiane (2008): Karolingische Malereien im Kloster Corvey · Odysseus in der Kirche; *Monumente · Magazin für Denkmalkultur in Deutschland* (8 = Oktober)
- Schönfeld de Reyes, Dagmar von (1999): *Westwerkprobleme · Zur Bedeutung der Westwerke in der kunsthistorischen Forschung*; VDG, Weimar
- Schulz, Matthias (2008): Mönche als Mythenmaler; *DER SPIEGEL* (33) 132 f.
- stabi = Fabian, Claudia / Pfändtner, Karl-Georg / Trede, Juliane (Red. 2016): *Bilderwelten · Buchmalerei zwischen Mittelalter und Neuzeit · Katalogband zu den Ausstellungen in der Bayerischen Staatsbibliothek vom 13. April 2016 bis 24. Februar 2017*; Quaterno, Luzern
- Strunk, Oliver / Klitzke, Eric (2015): 20.000 Römer lagerten bei Hannover; *NDR.de*, 16. 10.
- S/W = Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): *799 · Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn · Kunst und Kultur der Karolingerzeit* (2-bändiger Ausstellungskatalog samt Essayband); Zabern, Mainz
- welt = Blatt, Helmut / Breustedt, W. / Ernst, Ewald / Helbig, Dieter / Illig, Heribert / Kroos, Gerhard / Philipsenburg, Hermann / Weeg, Hans (2007): Ist Corvey römisch? *Die Welt*, 07. 10.
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel
- Wolters, Reinhard (2001): *Die Römer in Germanien*; Beck, München

Hat Firmicus Maternus ‘seine’ SoFi je erlebt?

Philipp von Gwinner

Julius Firmicus Maternus war keiner der klassischen, antiken Geschichtsschreiber, sondern ein an einigen spezifischen Themen interessierter Römer aus Syrakus auf Sizilien. Er lebte in Italien zur Zeit Konstantins d. G. von ca. 290–350 (konventionell). Von ihm sind über mittelalterliche Abschriften zwei ganz unterschiedliche Texte überliefert. In der etwas späteren Schrift *De errore profanorum religionum* setzt er sich mit den nichtchristlichen Religionen auseinander und stellt ihnen das Christentum gegenüber. In dieser Beziehung ist er ein wichtiger Zeitzeuge der religiösen Aufwertung des noch jungen Christentums in den Rang der alleinigen Staatsreligion.

Hier interessiert uns jedoch sein vorhergehendes Werk *Mathéseos libri VIII*, auch *Mathésis* genannt, in dem er die antike Kunst der Astrologie zusammenfassend darstellt, und das für diese Kunstfertigkeit bis heute hin eine wesentliche Grundlage bildet. Seine Schrift wird daher mehr der heute ‘esoterischen’ Literatur zugeordnet und in Bibliotheken entsprechend selten geführt. Der Text liegt in einer neuen Ausgabe [2008] vor.

Im Buch I, Kap. 4, noch in der Einleitung zum eigentlichen Werk, das insgesamt seinem Gönner, dem Proconsul Mavortius gewidmet ist, spricht Firmicus Maternus allgemein von den Finsternissen des Mondes und kommt danach zu den Sonnenfinsternissen: Auch

„etwas Anderes, ja viel Größeres erwähnen wir hier, das, sooft es eintritt, unwissende Menschen stets mit furchtbarem Schrecken erfüllt. Mitten am Tage wird die Sonne durch die Strahlen des Mondes gewissermaßen wie durch ein Hindernis am Scheinen verhindert und entzieht allen Sterblichen ihr glanzvolles Licht (was, um von Neuerem zu sprechen, die kluge Einsicht der Mathematiker allen Menschen für die Zeit des Konsulates des Optatus und Paulinus vorausgesagt hatte), während wiederum der Mond in den Regionen der irdischen Tiefe zu fehlen beginnt, wodurch, wie wir gesehen haben, eine heitere, erleuchtete Dunkelheit entsteht.“

Wie man diesem Zitat unschwer entnehmen kann, ist die Information zu einem realen SoFi-Ereignis nicht die eigentliche Intention des Textes. Der technische Ablauf einer Finsternis wird mit einer eher poetischen Sprache umschrieben und dem erschauernden Leser auf schonende, weil beschönigende Weise nahegebracht. Die uns hier interessierende Information über eine tatsächlich reale SoFi ist dagegen in eine Parenthese gestellt, in der deutschen Fassung in Klammern geführt. Die Klammer als optische Lesehilfe ist dem lateinischen wie auch dem mittelalterlichen Schreiber noch unbekannt,

so dass die Klammersetzung hier wohl als Tat des heutigen Lektorats zu betrachten ist.

Der Vorgang spricht für sich: Der Lektor hat erkannt, dass hier zwei unterschiedliche Inhaltsebenen nebeneinander stehen und hat sie mit dem modernen Mittel der Klammer separiert. Was hier fehlt, ist eine Textkritik eventuell in einer Anmerkung, die den Einschub kritisch hinterfragt. Denn die Art und Weise, wie mit dem Einschub wichtige Information einer ganz anderen Art angegeben wird, ist dem übrigen Text des Maternus ganz und gar fremd. Bei aller Wissensvermittlung und 'technischer' Grundlagenerarbeitung seines astrologischen Themas bleibt er immer in einer verbindlichen und bisweilen blumigen, aber direkten Sprache. Es fällt geradezu als Stilmerkmal der gesamten *Mathésis* auf, dass Maternus immer die direkte Ansprache des Lesers, in diesem Falle seines Gönners Mavortius sucht.

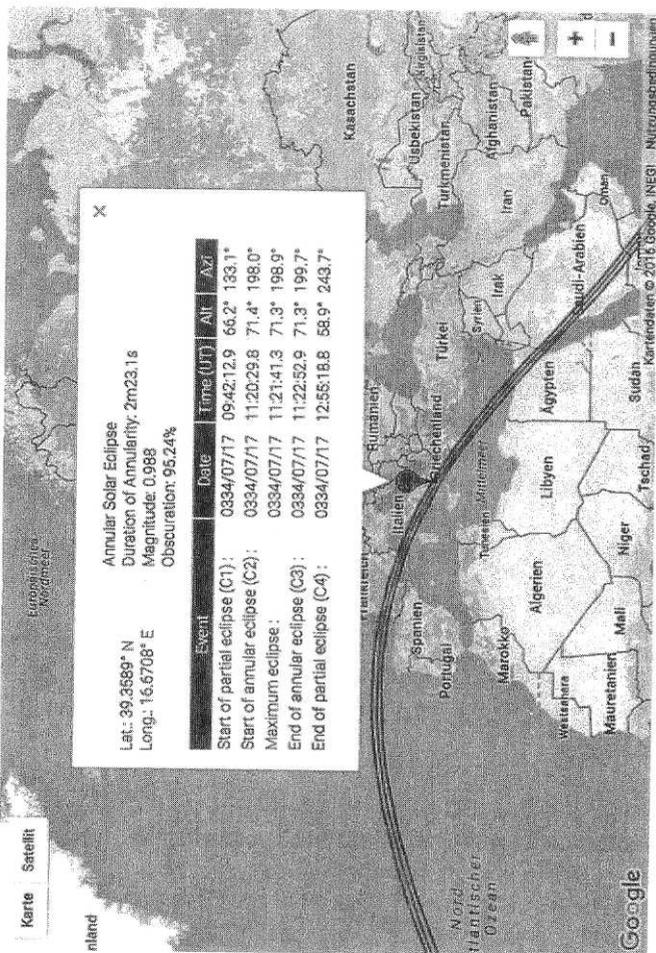
Der Text der Parenthese

Der Texteingang – „(was, um von Neuerem zu sprechen, die kluge Einsicht der Mathematiker allen Menschen für die Zeit des Konsulates des Optatus und Paulinus vorausgesagt hatte)“ – bringt mit wenigen Worten – das ist dem Einschub geschuldet – drei verschiedene Informationen auf drei verschiedenen Ebenen: einmal den Bezug zum realen Zeitpunkt des Konsulatsjahres des Optatus und Paulinus sowie einen allgemein bleibenden Hinweis auf „die kluge Einsicht der Mathematiker“ und zu allererst noch einen weiteren Einschub in der Parenthese – „um von Neuerem zu sprechen“. Dieses Letztgenannte kann formal als Entschuldigung gewertet werden, den laufenden Textfluss an dieser Stelle zu unterbrechen. Das „Neuere“ könnte eventuell aber auch als 'Neuigkeit' übersetzt werden, also als Nachricht von Neuigkeitswert. Doch warum sollte Firmicus Maternus hier eine Neuigkeit einflechten?

Das Konsulatsjahr von Optatus und Paulinus wird umgerechnet in das Jahr 334 AD (konv.). In diesem Jahr gab es die Sonnenfinsternis vom 17. 07. 334, deren Verlauf in Süditalien sogar als total zu erleben war. Auf Grund dieser Angabe müssten wir annehmen, dass Maternus seinen Text nach 334 AD abgefasst hätte. Im gesamten Textwerk von mehr als ca. 400 Seiten (deutsche Fassung) werden jedoch keine weiteren Angaben zu tagesaktuellen Bezügen geliefert, so dass der zeitliche Bezug der Parenthese im Zusammenhang des Gesamttextes in jeder Beziehung einzig dasteht.

„Die kluge Einsicht der Mathematiker“ ist ein merkwürdig umschreibender Hinweis auf die Fähigkeit zur Berechnung der Finsternisereignisse von Sonne und Mond. Aber es wird nicht an den Fachmann und Mathematiker adressiert, sondern an seine kluge Einsicht. Damit sollte wohl dem Sprachduktus des allgemeinen Textes gehuldigt werden, der auch ab und an ver-

schlungene Volten schlägt. Hier jedoch geht es weiter, indem mit Hilfe einer Sprachschleife als neues, zusätzliches Subjekt – „die kluge Einsicht“ – ein Hinweis auf ein reales Ereignis gegeben wird. Im übrigen findet ein Wechsel der Blickrichtung statt, denn statt der normalen Ansprache des Autors im umgebenden Text mit dem Plural (wir) wechselt in der Parenthese die Blickrichtung hin zu einer Anonymität der „klugen Einsicht“ im Singular.



Wohl nachträglich dem Autor Firmicus Maternus zugeordnete SoFi! [NASA1]

Summa summarum kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass diese Parenthese nachträglich in den Text eingefügt wurde. Eventuell ist dies erst bei mittelalterlichen Abschriften geschehen, vielleicht als stolzer Nachweis des Schreibers, die eigene „kluge Einsicht“ und sein geschichtliches Wissen einmal zur Wirkung bringen zu können. Nach der These der Larssons könnte der Einschub aber auch schon in der Spätantike in den Text hineingeschrieben worden sein.

Diskussion der Zeitverschiebung

Wie schon oben dargestellt, gab es am 17. Juli 334 AD eine SoFi, jedoch 232 Jahre später gibt es für lange Zeit *keine* passende Finsternis. Ist damit die Zeitverschiebungsthese obsolet? Keineswegs, denn dazu habe ich die Parenthese hier so ausführlich behandelt. Ich bin der Meinung, dass sie im ursprünglichen Text nicht enthalten war!

Und damit wird auch klar, warum Maternus nicht selbst den Hinweis auf eine reale SoFi eingeflochten hat: Er selber hätte in seiner Lebenszeit (ca. 522 – 582 alternativ) außer in seiner Jugend keine Sonnenfinsternis mehr erleben können! Die letzte SoFi, die über Unteritalien, aber nicht über Sizilien, hinweg verlief, war die vom 20. 06. 540, als er ca. 20 Jahre alt war.

Erst der nachträgliche und eigentlich unauffällige Einschub mit dem Hinweis auf das Konsulatsjahr hat einen direkten Zeitbezug herstellen wollen. War dem ‘Einschub-Autor’ etwa bewusst, dass er damit eine Zeitverschiebung des Firmicus Maternus bewirkt oder wollte er ‘nur’ von seinen Möglichkeiten der Rückberechnung – kluger mathematischer Einsicht – einer SoFi Gebrauch machen?

Man kann dem Autor des Einschubs immerhin zu gute halten, dass er mit der *Mathésis* schon das richtige Textwerk wählte und damit die richtigen Leser ansprach, sind doch astrologische Arbeiten im hohem Maße abhängig von der Kunst der Voraus- und Rückberechnung der Ereignisse am Firmament. Vielleicht hilft eine eingehende Prüfung aller auf uns gekommenen, mittelalterlichen *Mathéseos*-Abschriften weiter?

Literatur

Maternus, Julius Firmicus (2008): *Die acht Bücher des Wissens / Mathéseos Libri VIII* (übersetzt von Hagel Thorsonn, 1927); Chiron Verlag,
NASA Eclipse Catalogue, <http://eclipse.gsfc.nasa.gov>
NASA1 = <http://eclipse.gsfc.nasa.gov/SEsearch/SEsearchmap.php?Ecl=03340717>

Philipp von Gwinner
philipp@von-gwinner-architekt.de

Phantomzeit der Larssons oder Der Anspruch der „sciences“

Heribert Illig

Im letzten Heft haben sich Philipp von Gwinner, Karlheinz Lewin und der Verfasser mit dem Ansatz von Petra Ossowski Larsson und Lars-Åke Larsson beschäftigt, die die Phantomzeit im Frühmittelalter verwerfen, dafür eine eigene, spätantike Phantomzeit postulieren und aus dem 1. Jtsd. herausstreichen. Die eigentliche Lücke wirkte nicht gut definiert, weil sich zunächst ca. 218 Jahre über die Dendrochronologie und dann 232 über die Archäoastronomie ergaben und der eigentliche Zeitraum scheinbar nicht benannt war. Petra Larsson teilte mir daraufhin mit, dass die Lücke hinreichend genau beschrieben sei, einmal ihre Länge mit 232 Jahren, weiter durch die Hypothese „*that RomAD 412 in Alexandria is the same year as 644 in Constantinopel*“ [Larsson 2016a, 1, 18]. Diese beiden Jahre sind 232 Jahre auseinander, doch die Angabe lässt mehrere Interpretationen zu:

- Die Zeit zwischen 412 und 644 wird gestrichen,
- die Zeit von 412 bis 643 entspricht der von 644 bis 875,
- die Zeit von 181 bis 412 entspricht der von 413 bis 644, und
- alle anderen, ebenso langen Intervalle, die das Jahr 412 = 644 enthalten.

Allerdings stand wiederum einige Seiten weiter: „zwischen dem beginnenden 5. Jahrhundert und der Mitte des 7. Jahrhunderts“ [Larsson 2016a, 22; Übersetzg. hier und im Weiteren von HI]. Doch wirkte ihre weitere Argumentation eher so, als ob diese Phantomzeit bereits im beginnenden 4. Jh. einsetze.

Mittlerweile gibt es einen weiteren Artikel des Ehepaars [= L.], der meine Verständnisschwierigkeiten zum Teil behebt, indem er Zwillingsereignisse im passenden Abstand präsentiert.

Dazu parallelisieren die Larssons die von Prokopius berichtete Beulenpest von 542 in Konstantinopel mit der von Eusebius berichteten Beulenpest von 310 in Rom [L. 4-6]. So würden Euseb und Prokop zu Zeitgenossen. Da für erfundene Jahre Geschichtsablauf erfunden worden sein müsste, beziehen sie sich auch auf eine Prüfung der frühen Papstgeschichte: Das Buch der Päpste sei für die Zeit von 314 bis 540 in einem Stück geschrieben worden [L. 7] – durchaus ein Indiz.

Dieser Lösungsansatz wirft u.a. das Problem auf, dass dann Konstantin I. und Justinian I. Zeitgenossen, vielleicht sogar dieselbe Person gewesen wären [L. 8]. Das Ehepaar synchronisiert dafür die Zeiten der beiden, ohne zu irgendeiner auffälligen Deckung zu kommen [L. 20 f.] und bemüht ein Kirchenmosaik

des 10. Jh., auf dem notabene beide als Kirchengründer dargestellt sind, aber der eine jung, der andere alt [L. 8, 20] – was allerdings nicht verwundern muss, starb doch Konstantin mit ca. 52, Justinian dagegen mit 83 Jahren. Ihre bislang gültigen Lebens- und Regierungsdaten als Alleinherrscher:

Konstantin I. 285? – 324 – 337;

Justinian I. 482 – 527 – 565.

Dann geht es um Konstantins Kreuz- und Sieges-Zeichen am Himmel, das sich vielleicht auch durch einen Meteor erklären ließe. Für 539 berichtet Prokop von einem Meteor, der durch chinesische Chroniken exakt bestätigt werde [L. 10]. Da aber die chinesische Geschichte mit der europäischen erst nach Einfügung von Larssons Zusatzjahren, also nach 644 hinreichend verknüpft worden ist, können die chinesischen Beobachtungen nicht automatisch für das Jahr 539 bürgen.

Probleme bereitet dem Ehepaar auch der Umstand, dass die justinianische Pest aus Asien über Pelusium nach Konstantinopel gekommen ist. Da Pelusium beim heutigen Port Said am Mittelmeer liegt, quälen sich die Larssons mehr als drei Seiten lang, wie die Pest von Suez am Roten Meer und damit von einem Ausläufer des Indischen Ozeans nach Pelusium gekommen sein könnte [L. 11-14]. Schließlich geben sie Hinweise, dass das nabatäische Petra sowohl 363 als auch 595 zerstört worden ist und somit auch die gefundenen Münzen in ein und dieselbe Zeit fallen [L. 14-16].

Das Modell

Larssons Lösung bringt zunächst kein gleichzeitiges Westrom und Byzanz im fraglichen Zeitintervall, sondern einen weströmischen Kaiser Konstantin, der das Christentum begünstigt, Konstantinopel gründet und seinen Namen in Justinian ändert [L. 17]. Doch bei ihren Schlussfolgerungen bleiben sie vager, sind doch die beiden Kaiser „zumindest Zeitgenossen“ [L. 19], als ob Konstantin I. und Justinian I. allen Ernstes zeitgleich nebeneinander regiert haben könnten. Es kann nur um Personenidentität gehen.

Nach Justinians Tod hätte es zugleich Kaiser im Westen und im Osten gegeben [L. 17], was für Konstantin zuträfe, keineswegs aber für die Zeit nach Justinian – eine auffällige Geschichtsveränderung, endigt doch bislang das weströmische Kaisertum bereits 476. Spätestens mit der arabischen Eroberung mündet die neu gestaltete, verkürzte Spätantike in die bisher gelehrte Geschichte. Byzanz geht für die Verwaltungssprache von Latein auf Griechisch über und

„Die byzantinische Weltära [oder Schöpfungsära; HI] wird zur offiziellen Jahreszählung, wobei festgehalten wird, dass dies das Jahr 644 seit der Geburt Jesu Christi ist“ [L. 18]

Die Begründung dazu stand bereits im älteren Text und ist von Lewin [233 f.] dargestellt worden. Demnach wäre die Alexandrinische Ära um 412 von Panodorus und vielleicht Annianus eingeführt worden, synchronisiert mit der Byzantinischen Weltära und der römischen Jahreszählung, mitsamt der christlichen Zeitrechnung, die Dionysius Exiguus später in Alexandria geholt und ins Abendland gebracht hätte. Und weil es vielleicht einen zweiten Panodorus im 7. Jh. gegeben hat, wird das ohnehin schlecht belegte Jahr 412 um 232 Jahre erhöht und das resultierende Jahr 664 zum Einführungsjahr der damals kreierte christlichen Ära erklärt [Larsson, 17; L. 9].

Aus meiner, erstmals 1999 publizierten Sicht sind alexandrinische und byzantinische Weltära im 5. Jh. aufgekommen und sind, soweit sie im 7., 8. und 9. Jh. überhaupt nachweisbar sind, parallel gelaufen; erst im 10. Jh. werden sie zunehmend benutzt, wobei sich die byzantinische gegen die alexandrinische Weltära durchsetzt [Illig 2009, 127 f.]. Insofern sehe ich keinen Grund, warum das Uhr-Verdrehen bereits im Jahr 412 oder 644 erfolgt wäre.

Die Larssons sind noch immer unsicher, wie sie zwischen 300 und 644 [L. 18] ihr 232-Jahres-Intervall abstecken sollen. Einmal klingt 330 als Startpunkt der 232-jährigen Streichzeit an, einmal 312 [L. 8 f.], dann wieder könnte die Zeit zwischen 363 und 595 in Nichts zerfallen [L. 15], obwohl die reale Hagia Sophia ab 532 in Bau gewesen sein soll. Sie werden sich wohl erst festlegen, wenn die dendrochronologischen Daten komplett vorliegen [L. 19]. Doch das wird dauern.

Dendro-bezogene Einwände

Auf den ersten Blick erscheint eine naturwissenschaftliche Methode bestens geeignet, Licht ins Dunkel der Geschichte zu bringen. Allerdings müssen ihre Anwender auch akzeptieren, dass gerade mit der Dendrochronologie keineswegs eine Prüfmethode vorliegt, die ‚automatisch‘ richtige Jahreszahlen auswirft. Ganz im Gegenteil: Sie ist ohne Radiokarbonmessungen kaum einsetzbar und sie braucht Querbezüge, Referenzen durch vorgegebene Jahreszahlen. Wo diese zweifelsfrei sind – etwa an beschrifteten Fachwerkhäusern des 17. Jh. –, können Dendro-Ergebnisse präzise eingeordnet werden. Wo sie nicht zweifelsfrei sind wie im frühen Mittelalter, werden Dendrodaten keinen Hinweis darauf liefern, dass möglicherweise eine Baumringteilsequenz doppelt in der Standardkurve enthalten ist, hat ja auch kein Dendrochronologe bislang bemerkt oder gar akzeptiert, dass in der Spätantike 232 Jahre doppelt geführt würden.

Die Fülle an Gegenargumenten haben bereits 1997 die Naturwissenschaftler Christian Blöss und Hans-Ulrich Niemitz in ihrem ‚C14-Crash‘ vorgelegt [heute als pdf verfügbar], später auch in einer den *Zeitensprüngen* angepassten

Kurzfassung [2003]. Andreas Otte [2009; 2010; 2013] ist speziell auf den Ansatz der Larssons eingegangen. Eine Methode, bei der 232 Jahre Verdopplung lange Zeit nicht bemerkt werden, ist mit Sicherheit nicht der Königsweg für Datierungen, wahrscheinlich gar kein gangbarer Weg.

Zur Methodik

„Wir werden fähig sein, die Wahrheit über die Länge der christlichen Ära nur mit Datierungsmethoden herauszufinden, die völlig unabhängig von historischen Überlegungen sind“ [L. 2].

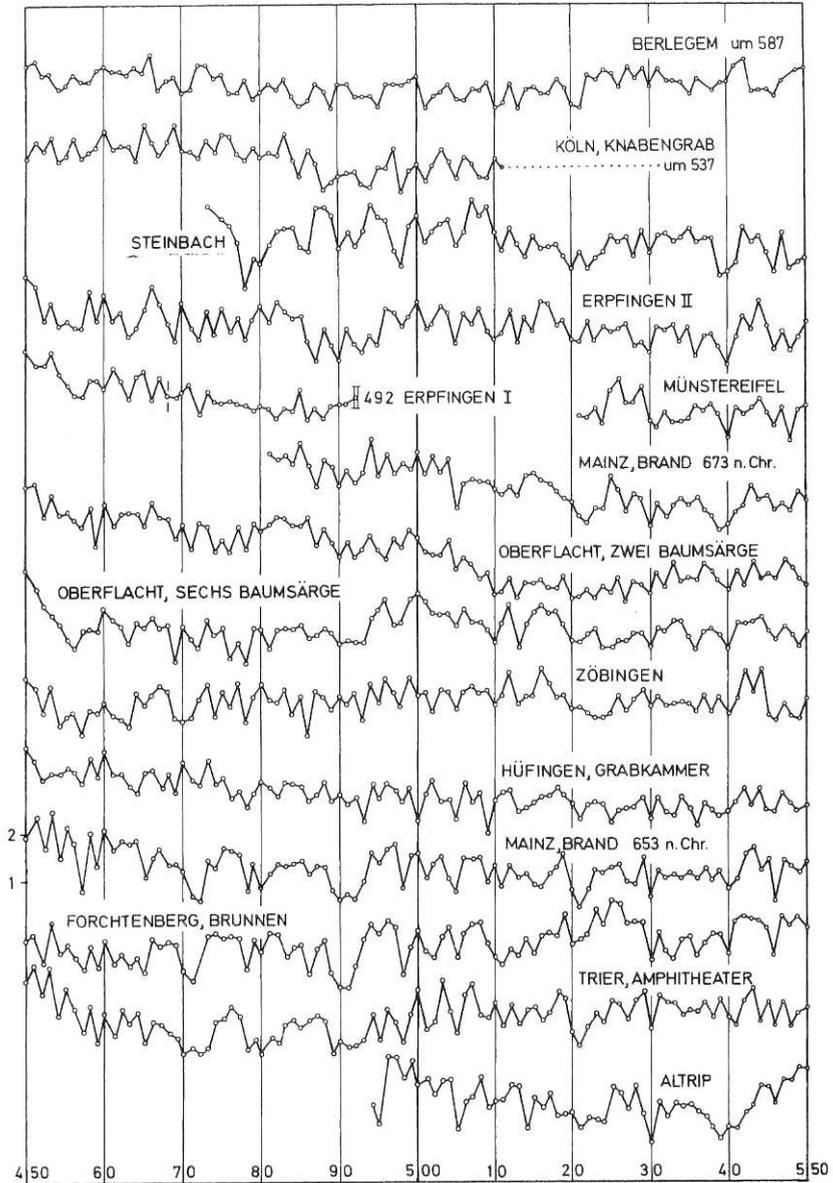
Die bis heute einzige derartige Methode mit genügend hoher Auflösung ist für die Larssons die Dendrochronologie [L. 2], worauf die beiden bedauern, dass man diese Methode zunächst nur als Hilfswissenschaft ansah und einsetzte. Dabei hätten die Dendrochronologen bereits in den späten 1970er Jahren die „einzigartige Chance“ gehabt, den Kalenderfehler in der christlichen Ära zu entdecken. Stattdessen wäre die damals mit Hilfe der Astronomie festgelegte Zeitachse mit historischen Betrachtungen ‘kalibriert’ [L. 2], wohl also verdorben worden. Beide Larssons übersehen dabei, dass der vermeintliche Fehler auch ganz ohne Dendrochronologie längst mit Hilfe der Archäoastronomie zu finden gewesen wäre, wie sie auch ihre 232 Jahre nicht dendrochronologisch, sondern archäoastronomisch fixiert haben – weil Dendrochronologen ihre gesamten Daten nur ungenau oder gar nicht herausgeben.

Zur Gültigkeit dendrochronologischer Datierungen macht das Ehepaar divergierende Angaben: „Europäische Eichenchronologien mit archäologisch signifikanten Bauhölzern laufen von heute **bis ca. 400** kontinuierlich [L. 2]. Nach einer Betrachtung des sonnenlosen, wohl durch einen mexikanischen Vulkan hervorgerufenen Extremjahres 536 befindet es:

„Mit dieser Methode sind Baumring- und Eisbohrkern-Chronologien gegenwärtig weltweit **bis 774** zurück synchronisiert. Das bedeutet, wir können die europäischen Eichenholzring-Chronologien zurück **bis ca. 500** als eine wahre Projektion der realen Zeitlinie betrachten“ [L. 3; Hvhg. III].

Das ist nicht stringent gefolgert, nachdem der Vulkanausbruch, nachgewiesen in Eisbohrkernen, 536 stattgefunden habe, also deutlich vor dem Jahr 774, bei dem die überprüfte Zuverlässigkeitsspanne bereits endet. Außerdem: Sind die Dendro-Standardkurven zurück bis 500 oder sogar 400 gültig, dann ist Larssons Lösung ausgeschlossen – kann doch eine geprüfte Standardkurve für Datierungen nicht vor wie nach einem Eliminieren von 232 Jahren korrekt sein.

Übertragen auf die Standardkurve der Dendrochronologen bedeutet dies, dass der „Migration gap“, also die dünne Belegung der Spätantike mit Eichenhölzern durch eine Verdopplung motiviert, der ebenso deutliche „caro-



Ernst Hollsteins Tableau für 450–550 [Hollstein, 194]. Die Ringsequenz für Steinbach hat ihr Minimum nicht bei 536 (allenfalls 539/40), sondern bei 478 – ohne dass es dazu katastrophische Nachrichten gäbe (vgl. S. 334).

lingian gap“ jedoch nur indirekt angesprochen wird. Denn es gebe bei Ernst Hollstein „z.B. eine lange Ringsequenz großer Stämme aus der Einhardsbasilika in Steinbach“, die 814 endet [L. 2]. Das stimmt: zwei Stämme mit 250 und sogar 321 Jahrringen. Sie werden überlappend der Zeit von 473 bis 814 zugeordnet [Hollstein, 122] und belasten damit auch die These der Larssons. Denn gerade der dickere Stamm muss sich in der Standardkurve vor ca. 300 wiederfinden. Beide Stämme sind übrigens über den Arkaden des Mittelschiffs eingemauert, tragen aber einen Dachstuhl von 1168. Dessen Balken und Sparren sind dünner, reichen nur maximal 120 Jahre zurück und können somit nicht direkt mit den Ringen ihres scheinbar so viel älteren Auflagers verknüpft werden. Diese beiden Auflagebalken überbrücken bislang die Frankenzeit fast im Alleingang und bringen obendrein den Jahrringanschluss für Altrip, Dorestad, Mainz, Petersberg bei Fulda, Oberflacht, Zübingen und andere frühmittelalterliche Fundorte [ebd.]. Steinbachs dickster Balken zeigt übrigens so wenig wie andere Holzfunde das Extremjahr 536; vielmehr ergäbe sich 539 oder 540. Doch das schwächste Wuchsjahr dieses Balkens verweist auf das Jahr 478 (s. Abb.), für das keine Klima- oder Wetterkatastrophe postuliert wird.

Auffällig ist, dass mehrfach chinesische Finsternisse herangezogen werden, obwohl die chinesische Chronologie an die heute noch gültige Zeitrechnung, nicht an eine um mehr als 200 Jahre verkürzte Ära angeschlossen worden ist.

Als weiterer Ankerpunkt gilt das Jahr 536 mit einem markanten Weiserjahr, d.h. einem Ring mit minimaler Wachstumsbreite, der sich allerdings bereits 542 wiederholt, obwohl damals kein Jahr ohne Sonne, sondern eines mit Pest überstanden werden musste [L. 3].

Eigentlich wäre die Archäoastronomie die Königsdisziplin für diese Problematik, aber auch ihre rückgerechneten Daten bringen mehr Schwierigkeiten als Lösungen: Es gibt ja nicht nur Sonnenfinsternisse, die sich alle 232 Jahre wiederholen, sondern vor allem auch solche, die sich zwischen 297 und 300 Jahren wiederholen. Es ist vielleicht vergessen, dass der beste deutsche Archäoastronom, Wolfhard Schlosser, 1997 seinen Bannstrahl gegen mich richten wollte. Er wählte eine Sonnenfinsternis von Gregor von Tours und suchte 300 Jahre später vergeblich ein Pendant. Im selben Film konnte ich korrigieren: Es geht nicht um 300, sondern es geht um 297 Jahre, und genau in diesem Abstand gibt es eine noch besser passende Finsternis [Simmering; vgl. Illig 1997, 261] (vgl. S. 410).

Niemand hat bislang geprüft, in welchen Abständen sich die fürs +1. Jtsd. berichteten Sonnenfinsternisse einigermaßen deckungsgleich wiederholen. Es gibt hier vor allem deshalb zusätzliche Möglichkeiten, weil die Berichte aus Antike und Frühmittelalter nicht sehr präzise sind. Die aus China und Babylon

sind von besserer Qualität, aber noch nicht zweifelsfrei mit den europäischen Beobachtungen verknüpft. Bei Kometen besteht die verhängnisvolle wissenschaftliche Neigung, jede Sichtung in Verbindung mit den Kometen Halley oder Swift-Tuttle in Verbindung zu bringen. Dabei musste ich bereits 1991 darauf hinweisen, dass es 837 eine Nahbegegnung gab – Halley in nur 10-facher Erde-Mond-Distanz –, die alle noch weiter zurückführenden Berechnungen vereitelt. Deshalb versucht man davor über chinesische Beobachtungen die Kometenbahn zu eichen und zu berechnen [Illig 1991, 35-38]. Hier ist das himmlische Uhrwerk gestört; die Archäoastronomie allein bleibt hilflos. Und sie müsste sich ab dem Abgleich mit chinesischen Beobachtungsdaten immer bewusst sein, dass in den Ergebnissen astronomiefremde Einflüsse stecken.

Ausblick

Bei Larssons Ansatz schwingt eine Konsequenz mit, die für die Geschichtswissenschaften höchst bedrohlich ist, auch wenn sie es noch nicht bemerkt haben. Die beiden schreiben:

„Wer hat Recht, der Mainstream oder wir oder ein anderer? Das wird am Ende des Tages festgestellt werden durch eine Wissenschaft, die **vollständig unabhängig ist von historischen Überlegungen**. [...] Erst wenn der Zeitrahmen der Spätantike mit wissenschaftlichen Methoden eingerichtet ist, werden wir das vollständige Bild der historischen Ereignisabfolge dieser Periode erhalten“ [L. 19; Hvhg. HI].

Hier schlägt unverhohlen die Attitude jener Naturwissenschaftler durch, die nur ihre eigenen Fakultäten als „sciences“ sehen, während sie die Geisteswissenschaften als „humanities“ bezeichnen (und damit abqualifizieren). Mir ist diese Haltung erstmals bei dem Evolutionsbiologen Ulrich Kutschera begegnet, der den Begriff der Geisteswissenschaften grundsätzlich abschaffen will. Im notwendigen Kampf gegen Kreationismus und Intelligent Design ist ihm jede Keule recht:

„Im englischsprachigen Raum wird unterschieden zwischen den Sciences (Naturwissenschaften) und den Humanities (»Humanitäts-Studien«). Diese beiden Wissensbereiche kann man auch überspitzt als »Real- und Verbalwissenschaften« bezeichnen. [...]

Zu den Geistesprodukten des Homo sapiens zählen ja auch imaginäre (biblische) Götter und Designer, und für Verbalwissenschaftler, die nicht dem Zwang einer experimentellen Verifizierung unterliegen, sind diese Begriffe gedanklich gleichwertig mit dem eines Butterbrotes oder Straßenbesens – jedenfalls so lange sie am Schreibtisch sitzen“ [Kutschera].

Den Streit gab es schon im 19. Jh. und er wurde im 21. Jh. erneut entfacht, wie Alexander Kissler als kluger Beobachter im selben Jahr 2008 bemerkt

und beschrieben hat. Würste Kutschera wenigstens um die Fiktionen der sciences (vgl. S. 436 ff.), würde er mehr verstehen und schweigen.

Ich bin in der eher seltenen Situation, beide Arten von Wissenschaft studiert zu haben und erinnere mich noch an die ödeste aller Verifizierungen: ein Semester lang ein ganztägiges anorganisches Praktikum, bei dem man viel Laborkenntnisse erwirbt, indem man in immer neuen Flüssigkeiten den Gewichtsanteil des gesuchten Elements aufs Milligramm genau bestimmt, aber nicht titrieren darf. Doch sollte derartige Schulung nicht dazu führen, dass man als führender Evolutionsbiologe ausgerechnet mit dem intelligenten Design beim Autobau gegen Intelligent Design als Evolutionsersatz argumentiert... [Kutschera 2004, 82 f.; vgl. Illig 2006, 225 f.].

Bei den Larssons ist unmissverständlich davon die Rede, dass das Wissen um die damalige Epoche kein Zeitvertreib („pastime“) für Historiker ist, weil die damaligen Naturkatastrophen wieder geschehen könnten und deshalb verstanden werden müssen [L. 19]. Bizarrerweise müssen sie im nächsten, abschließenden Satz noch einmal an ihre Kollegen appellieren, doch endlich die Rohdaten ihrer Arbeiten freizugeben. Hier ließe sich pointiert zusammenfassen: Alle Macht über die Historie den Naturwissenschaftlern samt ihrer Herde schwarzer Schafe [vgl. Illig 2016b, 239]. Durfte nicht Hochstapler Protsch, gen. Prof. Dr. Dr. Protsch von Zieten ungehindert von allen seinen ¹⁴C-Kollegen jahrzehntelang nach Lust und Laune datieren? [vgl. Illig 2004, 2009a]

Ich gerate hier in eine ganz spezielle Lage. Seit längerer Zeit können die Historiker (und zum Teil auch die Naturwissenschaftler) meine Argumente nicht mehr kontern (Stichwort: Aachener Eisenringanker). Seit der für die historische Zunft schlecht verlaufenen Podiumsdiskussion an der Universität Graz und ihrer Publikation [vgl. Illig 2013] gibt es endgültig keine universitäre Auseinandersetzung mehr mit dem erfundenen Mittelalter, und die Presse wagt nicht einmal mehr einen Anstoß.

Einzig Zuflucht der phantomzeitgestressten Historiker sind dendrochronologische, an ¹⁴C geeichte Datierungen, also fachfremde Argumente, die sie in keiner Weise überprüfen können, Naturwissenschaftler freilich auch nicht, weil jede Dendro-Datierung in der Black-box eines Labors erstellt wird, die keine Nachprüfung zulässt (siehe oben zurückgehaltene Roh- und andere Daten). Ich habe das bei Aachens Pfalzkapelle [Illig 2013, 130-138] genauso erlebt wie bei Höchst St. Justinus [Illig 2016a, 76] oder jetzt beim Karlsgraben (s. S. 340): Die biologisch-physikalischen Datierungen fallen so abgezirkelt aus, dass sie dem bislang gelehrten Wissen auf Genaueste entsprechen – selbst auf die Gefahr hin, dass Aachens Kuppel schon vor ihrem Fundament gebaut worden sein könnte. Insofern sind die Historiker den Naturwissenschaftlern zu allergrößtem Dank verpflichtet, weil sie ihnen den vom Halse halten, dessen Name in Aachen nicht mehr genannt werden darf.

Um so mehr werden sich die hilflosen Historiker erstaunt die Augen reiben, wenn sie von Dendrochronologen, Radiokarbon-Physikern und Archäo-astronomen bald abgehalftert werden, sprich ihre Kernkompetenz bei Erstellung und Überprüfung der Zeitachse verlieren. Sie war ihnen selbst allerdings so wenig bewusst, dass sie bis heute nicht einmal einschlägige Institute gegründet haben. Aber es bleibt ihnen ja auch dann noch so mancher nutzlose „Zeitvertreib“, nur bei der Zeitachse und ihrer Justierung – später dann wohl auch bei ihrer historischen Ausschmückung – werden sie nicht mehr mitreden dürfen, wenn es nach Naturwissenschaftlern wie den Larssons oder Kutschera geht.

Man darf auf die nähere Zukunft gespannt sein: Erhalten die Larssons die angeforderten Rohdaten von den Dendrochronologen, schwenken einige aus deren Reihen auf die neu entdeckte Phantomzeit ein, wird es für diese bessere Argumente geben? Übernehmen Wissenschaften das Regiment bei den Historikern, die bis heute noch nicht einmal als sog. Hilfswissenschaften zugelassen sind und die selbst Johannes Fried [56-59], mutiger als die meisten seiner Kollegen, bei seinem Blick aus dem Jahr 1996 ins derzeitige Jahrtausend völlig übersehen hat?

Literatur

- Blöss, Christian / Niemitz, Hans-Ulrich (2003): C14-Crashkurs. Warum wir mit C14-Methode und Dendrochronologie nicht absolutdatieren können; *Zeitensprünge* 15 (2) 430-458
- / - (?2000): *C14-Crash · Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können*; IT&W, Berlin (1997 Mantis, Gräfelting); als pdf: <http://www.paf.li/c14crash.pdf>
- Fried, Johannes (1996): Vom Zerfall der Geschichte zur Wiedervereinigung. Der Wandel der Interpretationsmuster; in Oexle, Gerhard (Hg. 1996): *Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts*; Göttingen, 47-72
- Gwinner, Philipp von (2015): Swift-Tuttle ist Caesars Komet; *Zeitensprünge* 27 (3) 581-590
- Hollstein, Ernst (1980): *Mitteleuropäische Eichenchronologie · Trierer dendrochronologische Forschungen zur Archäologie und Kunstgeschichte*; Zabern, Mainz
- Illig, Heribert (2016b): Kommentar zum Ansatz der Larssons und ein weiterer Zwischenstand seit 2006; *Zeitensprünge* 28 (2) 239-242
- (2016a): Frankfurt-Höchst und seine Justinus-Kirche · Eine 1225-Jahres-Würdigung; *Zeitensprünge* 28 (1) 73-77
- (2013a): Protokoll der Podiumsdiskussion am 14. Mai 2013 im Meerscheinschlösschen der Karl-Franzens-Universität in Graz; *Zeitensprünge* 25 (3) 617-648
- (12013): *Aachen ohne Karl den Großen · Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelting (2011)
- (2009a): Hat es sich ausgeprotst? Eine fast surreale Szene; *Zeitensprünge* 21 (2)

488-491

- (2009): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Mittelalter erfunden wurden*: Ullstein, Berlin (1999, Untertitel der späteren Auflagen)
- (2006): Geräte der Evolutionismus ins Abseits? Ulrich Kutschera – Hermann Müller-Karpe; *Zeitensprünge* 18 (1) 213-238
- (2004): C14: einmal mehr desavouiert. Causa Reiner Protsch von Zieten; *Zeitensprünge* 16 (3) 497-502
- (1997): Von Wenden und schrecklichen Visionen. Die Mittelalterdebatte wird umfassend; *Zeitensprünge* 9 (2) 260-285 260
- (1991): Halley, Novae, China. Zur Synchronisierung der Alten Welt; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (2) 033-042
- Kissler, Alexander (2008): Deutschlands wichtigste Vordenker; *Cicero* 10/2008, 120-124; http://euleev.de/images/andere_Redaktionen/Cicero_2008_29_09.pdf
- Kutschera, Ulrich (2008): Lobenswerte Bemühungen; *Laborjournal* 6/2008 <http://www.laborjournal.de/editorials/317.lasso>
- (2004): *Streitpunkt Evolution · Darwinismus und Intelligentes Design*: LIT, Münster
- L. = Larsson, Petra Ossowski u. Lars-Åke (2016): *Redating West-Roman history - about specious twin events and anachronisms in Late Antiquity*: August
- Larsson, Petra Ossowski u. Lars-Åke (2016): *Astronomical dating of Roman time*: ResearchGate, Februar (auch über „Cybis.se“)
- Lewin, Karl-Heinz (2016): Dendrochronologie und Archäoastronomie; *Zeitensprünge* 28 (2) 219-23
- Otte, Andreas (2013): *Kritische Dendrochronologie V*: 01. 05. (auf fantomzeit.de)
- (2010): *Kritische Dendrochronologie IV*: 03. 10. (auf fantomzeit.de)
- (2009): *Kritische Dendrochronologie II*: 11. 02. (auf fantomzeit.de)
- (2008): *Kritische Dendrochronologie*: 30. 08. (auf fantomzeit.de)
- Simmering, Klaus (1996): *300 Jahre erstunken und erlogen? Über Zweifel an unserer Zeitrechnung*: Film für den MDR produziert, am 19. 02. 1997 erstmals gesendet

„Leuchtturmforschung“ im Karlsgraben

Eine Fortsetzungsgeschichte von Heribert Illig

Ein internationales Forschungsteam ist seit Jahren am Karlsgraben zugange, denn obwohl eigentlich längst alles klar sein sollte, ist noch fast gar nichts klar. Deshalb ist nicht nur die Uni Jena mit ihren Studien zum Rezatanschluss vertreten, sondern auch die Uni Leipzig mit Sedimentuntersuchungen, eine Doktorandin der FH Lübeck bearbeitet das ‘Wassermanagement’, eine andere kommt aus Paris. Beteiligt sind das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, das Mainzer Museum für Antike Schifffahrt, Archäologen, Geographen, Hydrologen, Mediävisten und Spezialisten aus Jena für Photonische Technologien, dazu solche für Cäsiummagnetometer, Förstersonde und Quanteninterferenz-Detektoren (SQUIDS) [Ettel, 29, 129]. Lukas Werther [2016] spricht auch von dem „direct push sensing-Verfahren“, mit dem Beprobungs- und Installationssonden schnell in den Untergrund getrieben werden können. Karl nährt seine Verehrer noch heute in großzügiger Weise.

In den letzten Monaten kam es zu verschiedenen Statements, die sich auffällig widersprachen.

Stand Juli

Grabungsleiter Peter Ettel zieht eine deutliche Zwischenbilanz bei seinem größten Grabungsprojekt. Für ihn bleibt der damalige Kanalbau ein Torso: „»Nun müssen wir leider vermuten, dass er gescheitert ist«“ [Hirsch]. Demnach gab es also keinerlei Schiffsbewegungen zwischen Altmühl und Rezat und damit zwischen Donau und Main/Rhein. Doch daraus wird mutig das Gegenteil geschlossen:

“»Wir haben in der Forschung die Bedeutung der Binnenschifffahrt im Frühmittelalter lange unterschätzt«. Das ändert sich nun schlagartig dank der Jenaer Erkenntnisse“ [Hirsch].

Weil also ein Kanalbau versucht, aber der Kanal nie befahrbar war, wurde die Bedeutung der Binnenschifffahrt unterschätzt.

Stand August

„In der aktuellen Kampagne kamen bereits wieder viele neue Erkenntnisse zutage – allerdings bleiben weiter viele offene Fragen. Der größte neue »Befund« ist, dass der Kanalbau wohl bereits an der Rezat angeschlossen war“ [Stanka 1].

Das ist allerdings umwerfend: Ein Kanal, der zwei Flüsse verbinden sollte, ist

„wohl“ an zumindest einen der beiden Flussläufe angeschlossen gewesen. Selbstverständlich ist diese Verbindung beim Karlsgraben nicht, denn im

„Bereich zwischen Karlsgraben und Altmühl gibt es bislang immer noch keinen archäologischen Befund, dass es dort einen Anschluss an das Kanalprojekt gegeben hat“ [ebd.].

An der Rezat ist dagegen nun alles geklärt – oder doch nicht? Während der Kanal zunächst auf die Rezat zuläuft, gut erkennbar an senkrechten, zugespitzten Pfosten, verstärkt durch starke Holzbalken vor der Schalung, ändert sich seine Konstruktion keine 100 m später. Nun ist er nur noch ca. 2,50 m breit, viel flacher und ohne Stützbohlen gebaut. Dagegen beträgt die Breite im südlichen Teil 5,50 m bis 6 m [Werther/Feiner, 37]. In einem Vortrag hat Werther [2016] auf den riesigen Bedarf an Baumstämmen hingewiesen. Ausgehend von 4.000 (!; bislang eher 3.000) m Kanallänge und 7,5 Pfählen je Laufmeter und zusätzlichen Einbauten errechnen sich ca. 6.000 Eichenstämmen, die jeweils vier 6 m lange Pfostenhälften geliefert hätten.

„Möglich wäre, dass das letzte Stück nur ein Drainagegraben für die Bauzeit war und der Anschluss zwischen Kanal und Rezat an anderer Stelle angelegt war. Möglich wäre auch, dass das Wasser von der Rezat her bereits aufgestaut wurde oder aber dass der Kanal in diesem Bereich noch nicht ganz fertig war. Es ist noch nicht geklärt, ob der Anschluss befahrbar war oder nicht“ [Stanka 1].

Hier wusste man demnach, Stand August, noch sehr vieles nicht. Am wichtigsten wäre natürlich die Frage nach dem Anschluss, denn ohne ihn gab es keine Schifffahrt von der Altmühl zur Schwäbischen Rezat. Hätten also die *Reichsannalen* recht damit, dass die Großbaustelle unfertig liegen blieb? Darüber wollte die Studie von 2014 [Eitel u. a.] noch nicht befinden. Allerdings scheint jemand Zeit und Muße gehabt zu haben, den enormen Aushub in diesem nördlichen Teil restlos beiseite zu schaffen. Aber wer und wann und wohin? „Irgendwo mussten die Erdmassen ja hingeschafft werden. Es gibt noch sehr viele unbeantwortete Fragen“ [ebd.].

Die nächste offene Frage stellt sich gleich: „Wo kam das Wasser für den Kanal her?“ [ebd.] Und eine weitere offene Frage: „Wie wäre die Rezat zur Schifffahrtsstraße ausgebaut worden?“ [ebd.]

„Dort müssten eigentlich entweder Begradigungen und/oder Staustufen zu finden sein, denn diese wären für die Funktion des Kanals nötig gewesen“. Es folgt die nächste offene Frage:

„Geklärt werden soll z.B. noch, wie lange es gedauert hat, bis der Graben wieder verlandet war. Dazu soll das Alter der Verfüllungen aus organischen Torfen bestimmt werden“ [ebd.].

Da der Anschluss vom Kanal zur Altmühl ungeklärt ist, wird bald dieser Fluss gründlich untersucht werden:

„So soll diese [die Altmühl] zwischen Graben und Dietfurt systematisch nach wasserbaulichen Relikten und eventuell sogar Wracks abgesucht werden. Dass Altmühl und Rezat zur Karolingerzeit für den Transport genutzt wurden, scheint unter den Wissenschaftlern unstrittig zu sein. Nur so macht das Mammutprojekt von Karl dem Großen ja auch Sinn“ [ebd.].

Also wenigstens Karl der Große wird als Auftraggeber nicht in Zweifel gestellt. Der „Leuchtturm Europas“, wie er bereits vor seiner Kaiserkrönung und damit deutlich zu früh von Angilbert tituliert worden sein soll [vgl. Illig 1996, 36], steht und strahlt unbeirrt.

„Was auch immer am Ende der Forschungen herauskommt – es handelt sich um eine »Leuchtturmforschung«, wie Lukas Werther von der Uni Jena mit leuchtenden Augen feststellt. In Fachkreisen hat das Projekt größte Aufmerksamkeit“ [Stanka 1].

Was ist nun bislang geklärt?

„Großes Rätselraten herrscht einerseits. »Wir haben kaum spektakuläre Funde«, gesteht Ettel. Zumindest lässt sich nichts vorweisen, was auf den logistischen Riesenaufwand des großen Karl hindeutet. »Wir wissen noch gar nicht, woher überhaupt die Arbeiter kamen«, wundert sich der Archäologe, »und uns fehlt auch die Siedlung dazu.« Aber auf der anderen Seite gab es vor zwei Jahren einen archäologischen Scoop: Werthers Team barg Hölzer, die eindeutig eingesetzt waren, um Kanalwände abzustützen – und die dendrochronologische Datierung des Materials ergab, dass die Bäume exakt im Herbst des Jahres 793 gefällt wurden. »Präziser kann man eine Schriftquelle wirklich nicht bestätigen«, lacht Ettel.

Nach Satellitenaufnahmen, flugzeuggestützten Laserscans der Topografie und Bohrkernanalysen haben die Wissenschaftler für das historische Kanalbauprojekt drei Bauabschnitte ausgemacht. Im Norden zur Rezat hin, die ihre Wässer in den Main speist, sind Karls Mannen gut vorangekommen. Währenddessen entstanden in der Mitte wohl derartig zunehmende Schwierigkeiten mit der Beschaffenheit der Böden, dass man im Süden, zur Altmühl hin wahrscheinlich frühzeitig aufgab. Das gilt es nun noch, exakt herauszufinden“ [Hirsch].

Stand Ende August

Am Graben gilt seit neuestem: Wir kennen jetzt genau die Stelle, an der Karl d. Gr. die Schaufel fallen ließ. Lukas Werther führte eine Baustellenführung durch und zeigte präzise, wo die Arbeiten eingestellt worden sind: im heutigen „südlichen Schnitt, etwa 150 Meter von der Rezat entfernt, war der Kanal ganz offensichtlich nicht komplett fertig gestellt und mitten während des Baues eingestellt worden.

Wie sich schon vor einigen Wochen abzeichnete, gab es in diesem Grabungsbereich eine unklare Fundsituation mit zwei unterschiedlichen Uferbereichen. Jetzt scheint der Grund dafür klar zu sein. Der östliche Uferbereich war wie der Graben einen Kilometer südlich mit angespitzten Eichenbohlen befestigt und damit fertiggestellt. Das westliche Ufer befand sich offenbar noch in Bau, als die Baustelle aufgegeben wurde. Das zumindest ist die nun sehr sichere Interpretation des Forschers, der dieses Ergebnis als archäologische Sensation bezeichnete. Am Westufer fanden sich Weidengeflechtmatten, die vor gut 1200 Jahren ziemlich sicher als Laufuntergrund für die Bauarbeiter in dem weichen Boden dienten. Derartige Unterlagen sind, wie Werther darstellte, von anderen historischen »Baustellen« bekannt.[...]

Warum der Kanalbau scheiterte, ist indes noch unklar. Der nördliche Bereich des Kanals, dort wo jetzt gegraben wird, hätte jedenfalls ohne größere Probleme fertiggestellt werden können, so Werther.

Bleibt also wieder ein Stück Spekulation. Möglicherweise waren die Probleme am südlichen Ende des Kanals entscheidend. Dort, direkt im Bereich des Karlsgrabens in Graben, musste das Bauwerk nämlich wesentlich tiefer in die Erde getrieben werden. Vielleicht gab es dort die in den historischen Einhardannalen aus dem 9. Jahrhundert geschilderten Schwierigkeiten mit der nachrutschenden Erde.

Oder aber es war alles ganz anders, und Karl der Große musste aus politischen Gründen in einen anderen Bereich seines Reiches ziehen. [...]

Damit scheint nun auch die geschichtlich belegte Aufgabe des Kanalprojektes archäologisch belegt“ [Stanka 2].

Stand Anfang September

Nur zwei Tage später musste auch dies relativiert werden:

„Es gibt allerdings auch die Interpretationsmöglichkeit, dass in diesem Bereich das Ufer des Kanals einfach anders konstruiert war – aus bislang noch unbekanntem Gründen. Diese Theorie haben offenbar einige andere Forscher“ [Stanka 3].

Mittlerweile scheint auch klar, dass der Kanal in Stufen angelegt war, was jedoch Schleusen noch nicht ausschließt [Stanka 2] und damit die Frage nach ihren Positionen aufwirft [Stanka 3].

Stand späterer September

Etliche Teilnehmer an den Fossa-spezifischen Forschungen schrieben gemeinsam ein Heft für die *Weißenburg Blätter* der großen Kreisstadt Weißenburg i. Bay., genauer gesagt in Mittelfranken. Allerdings handelt es

sich nicht um den aktuellsten Beitrag, sondern um einen 2014 fertiggestellten und 2015 bereits publizierten Tagungsbeitrag [Kammerl 2016]. Insofern beschränkt sich hier die Berichterstattung auf bautechnische Details, die so noch nicht dargestellt worden sind.

Auch wenn es die Autoren zurückweisen würden, sind sie ständig bemüht, den annalistischen Vorgaben zum Karlsgraben zu entsprechen. So werden römische Kanalbauten nahe der Zeitenwende als direkte Vorgänger ebenso präsentiert wie Mühlkanäle [Kammerl, 6], die weder in der Dimension, noch in der Länge oder gar der Schiffbarkeit mit einem Scheitelkanal vergleichbar sind. Des weiteren wird darauf hingewiesen,

„dass die älteren Angaben zur zeitlichen Einordnung der Grabenverfüllung, zur Differenzierung von Grabenverfüllung und älteren Sedimentlagen und damit auch zum Gesamtlängsschnitt nicht belastbar sind [...] es galt, tragfähige archäologische und geowissenschaftliche Befunde zu gewinnen“ [Kammerl, 10].

Insofern sind grosso modo alle älteren archäologischen Grabungsergebnisse obsolet.

Für den Kanalanschluss hin zur Altmühl (im Süden) spricht bislang nichts. Die von Werner Benecken [299 f.] gemutmaßte Aufstauung der Altmühl hat sich ebenso wenig bestätigt wie ein damaliger Flusslauf weiter nördlich. Allerdings kann noch kein Negativbeweis für einen Kanalbau hin vom jetzigen Graben zur Altmühl geführt werden [Kammerl, 12].

Der besser untersuchte Anschluss des Grabens an die Rezat erlaubt noch keine Lokalisierung des Ortes, an dem der Graben in die (damals wohl anders fließende) Rezat mündete oder münden sollte [Kammerl, 14].

Entscheidend sind die Pfählfunde und -befunde. Eine ungenannte Anzahl von Pfählen ist entdeckt, 12 von ihnen konnten im Labor untersucht werden. Sie wurden durch Spaltung ganzer Baumstämme gewonnen; die erhaltenen Längen schwanken zwischen 149 und 190 cm Länge, die Kopfdimensionen liegen bei 23 bis 28 cm in der Breite und 7 bis 9 cm in der Stärke, wobei die Länge durch Verwitterung um 5 bis 15 cm reduziert sein kann. Zwischen ihnen liegt eine lichte Kanalbreite von ursprünglich 5,2 bis 5,3 m [Kammerl, 30-32]. Bei einer Trassenlänge von 3.000 m wären 22.500 Pfähle aus 1.875 oder 3.750 Baumstämmen benötigt worden. Das hängt davon ab, ob aus einem Stamm 12 bis 14 Pfähle von etwa 2 m Länge oder – so er kürzer war – 6 bis 8 Pfähle gewonnen werden konnten [Kammerl, 36 f.].

„Bei einer Arbeitszeit von einem Vierteljahr – also ausschließlich dem Spätsommer / Herbst 793, von dem die Schriftquellen berichten und den die Waldkanten der bislang erfassten [12; HI] Hölzer verifizieren, – hätten demnach täglich 20-40 Eichen gefällt, gespalten, zu Pfählen weiterverarbeitet und zum Verwendungsort transportiert werden müssen“ [Kammerl, 37]

Die dendrochronologischen Untersuchungen ergaben eine 107-jährige Mittelkurve mit einem überaus präzisen Ergebnis.

„Der Fällzeitpunkt der Bäume lässt sich damit auf den Spätsommer bis Herbst 793 eingrenzen (WKX) – und damit genau auf jenen Zeitraum, den verschiedene karolingerzeitliche Schriftquellen als Bauzeit des Kanals nennen“ [Kammerl, 36].

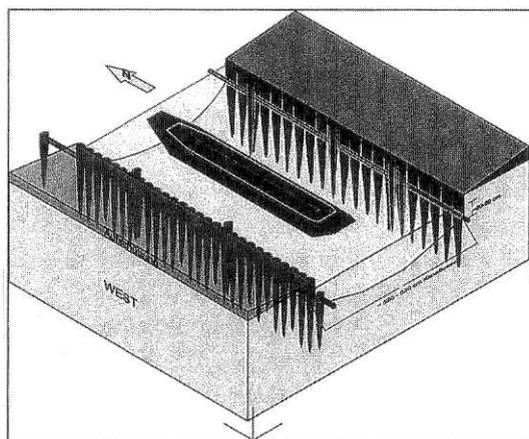
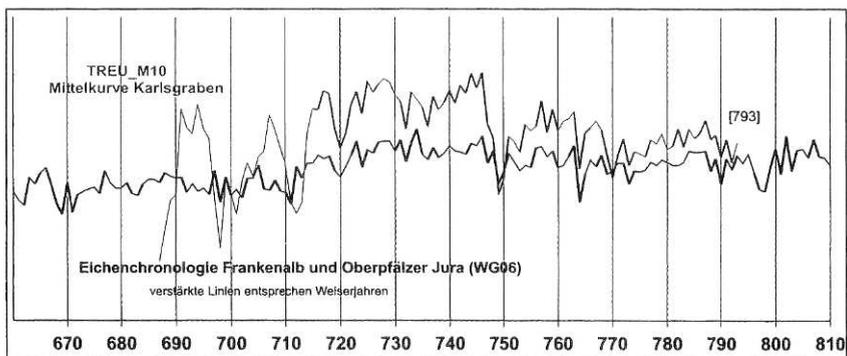
Präziser kann es eigentlich nicht sein, wobei WKX für „Waldkante ohne weitere Bestimmung“, also ohne Unterscheidung zwischen Waldkante mit Früh- oder Spätholz steht [Billamboz]. Man muss aber genauer hinschauen. So weist die Mittelkurve die größte Ähnlichkeit mit

„der Eichenchronologie des Fränkischen Jura auf, die aus archäologischen Hölzern des forstlichen Wuchsgebietes Frankenalb und Oberpfälzer Jura aufgebaut und für das Frühmittelalter sehr dicht belegt ist“ [Kammerl, 35].

Bekanntlich aber sind die Holzfunde für das Frühmittelalter generell dürftig, was die sehr dichte Belegung erheblich relativiert. Weiter sind für Altersbestimmungen die Weiserjahre entscheidend. Das sind Maxima oder Minima bei den Jahrringbreiten, die sich gerade in einem eng begrenzten Gebiet wie dem Fränkischen Jura in den Vergleichskurven wiederfinden lassen müssen. Es gibt nun in der 107-jährigen Mittelkurve die drei Weiserjahre 749, 764 und 769, doch nur die ersten beiden Werte bestätigen sich in der Eichenchronologie des Fränkischen Jura.

„Auf ein lokales bis regionales Extremereignis ist dagegen das Weiserjahr 769 zurückzuführen, das in allen Jahrringserien des Karlsgrabens zu finden ist, in den Wuchsgebietschronologien jedoch durchweg fehlt“ [Kammerl, 36].

Mit anderen Worten: Die Übereinstimmung mit Vergleichsbäumen des unterstellten 8. Jh. beruht lediglich auf dem 15-jährigen Abstand von *zwei* Weiserjahren, wird aber durch das Fehlen des dritten Weiserjahres widerlegt. Da hätte es sich dringend empfohlen, in anderen Jahrhunderten nach Vergleichsbäumen mit den *drei* passenden Weiserjahren zu suchen, bevor man darüber ins Grübeln kommt, wie ein lokales Extremereignis ausgerechnet das kleine Gebiet nördlich von Treuchtlingen heimsuchen konnte, während es in der umliegenden Region überhaupt keine Spuren in den Hölzern hinterlassen hat. Aber da man das Ergebnis der Untersuchung vorweg kannte – Spätsommer bis Herbst 793 –, lohnten sich zeitenübergreifende Untersuchungen wohl nicht. Selbst das kann aber nur unterstellt werden, weil die Dendro-Labore reine black-boxes sind, deren Ergebnisse von außen nicht überprüft, sondern nur geglaubt werden können. Insofern ist auch der Satz aus dem Vorwort der *Weißburger Blätter* Hoffnung, aber nicht Realität: „So konnte inzwischen das Baudatum im Jahr 793 eindeutig bestätigt und damit viele Skeptiker widerlegt werden“ [Kammerl, 3]. Dazu mehr in diesem Heft auf S. 334.



„Synchronlage der Mittelkurve Treu_M10 (rot [= die meistens obere Linie; HI]) mit der Referenzchronologie Frankenalb und Oberpfälzer Jura. – (Grafik F. Herzig)“ [Kammerl, 34]. Dem Weiserjahr der Mittelkurve bei 769 entspricht keines in der Referenzchronologie – ein massives Manko.

„Modellentwurf der Kanalkonstruktion im Bereich des Grabungsschnittes [...] (Grafik F. Herzig / L. Werther)“ [Kammerl, 31]

Bleibende Fragen, klare Antworten

Unter Rückgriff auf ältere Arbeiten von Werner Benecken und des Autors lässt sich nun zusammenfassen: *Nicht gewusst wird*,

- woher die Arbeiter in diesem kaum besiedelten Gebiet kamen,
- wie sie in einem Hungerjahr im Dauerregen ernährt wurden.
- wo ihre Unterkünfte waren,
- wo ihre oder die nächste Siedlung lag,
- warum bislang kein einziges Werkzeug gefunden worden ist [Stanka 2],
- warum es in sehr weitem Umkreis kaum karolingische Funde gibt, gar keine von den Arbeitern [vgl. Illig 1996, 108 f.],
- warum sich ihre Kleidung nicht rekonstruieren lässt [vgl. Illig 1996, 110 f.],
- warum es keine Friedhöfe der Arbeiter gab, obwohl von bis zu 800 Toten ausgegangen wird [vgl. Benecken, 307];
- warum es ringsum sehr viele römische Funde/Siedlungen gab [Illig 2014, 317],
- warum keine Schiffsschleifstrecke gebaut wurde [Illig, 2014, 304 f.], zumal die Franken den Kanalbau nicht kannten;
- ob ein Weihersystem mit Absperrungen geplant war [Illig, 2014, 309],
- warum der Graben so stark geknickt ist [Benecken, 298],
- warum der Aushub im Mittelteil viel zu hoch aufgeschüttet wurde,
- warum der Aushub gereihten Schüttkegeln ähnelt [Benecken, 282-287],
- warum das Treideln durch diesen Aushub fast unmöglich wurde, obwohl die Kanalbreite nicht einmal Kähnen von fast 3 m Breite [vgl. Illig 2014, 312] das Rudern erlaubt, geschweige denn Gegenverkehr;
- warum der Aushub im Nordteil fehlt (wohin gebracht?),
- wie Wasser in den Scheitelkanal geleitet wurde [vgl. Illig 2014, 312 f.],
- warum der Kanal im Süden nicht vorangetrieben worden ist,
- wie beim Bau das Grundwasser abgeleitet werden konnte, obwohl es keinen Kanal zur Altmühl gab [Benecken, 290-292], ein sonst unbeachteter, doch gravierender Umstand;
- warum der Kanal im Norden, hin zur Rezat, viel kleiner ausfiel,
- warum die Rezat nicht schiffbar gemacht wurde,
- ob sich Schifffahrt wenigstens auf Altmühl und Rezat bestätigt,
- warum der Scheitelkanal mit dem auf 726 datierten Kanhave-Kanal verglichen wird, der 0,5 km lang auf Meeresniveau läuft [Illig, 2014, 304 f.];
- warum der nächste große Kanal erst 1179 bei Mailand gebaut wurde,
- ob und wo Schleusen gebaut werden sollten [Stanka 3],
- warum erst 1243 die ersten Stauschleusen entstanden [Illig 2014, 322],
- warum der nächste Scheitelkanal erst 1391, fast 600 Jahren später begonnen worden ist?

Fazit

Nur eines passt bis aufs i-Tüpfelchen: Fast alle Dendro-Daten der Kanaleinfassungen bestätigen den Herbst 793 auf Jahr und Monat, als hätte man sie daran geeicht. Da es auch andere Holzfunde gibt, variieren die Altersangaben trotzdem um bis zu 257 Jahren, obwohl niemand von einer jahrelangen Kanalnutzung ausgeht [Illig 2014, 312-315]. Und warum zeichnet sich das extreme Regenjahr 793 im Jahrringkalender nicht ab? [vgl. Illig 2014, 324] Nachdem man von einer Fällung erst im Herbst 793 ausgeht, sollte sich sogar dieses Extremjahr im Ansatz nachweisen lassen.

Diese Kritiken werden an einem nichts ändern: Dendro-Daten sind nicht zu hinterfragen!

Nebenbei: Der römische Limes ist das größte Bodendenkmal in ganz Europa; er misst allein in Bayern knapp 150 km. Trotzdem wird das Grabungsprojekt so eingeschätzt: „Mit drei Kilometern Länge ist der Kanal das größte Bodendenkmal Bayerns“ [Hirsch]. Es darf einfach nicht sein, dass Karl hinter den Römern zurückstehen muss.

Bei der Gewichtung dieser Grabung ist mittlerweile das Vergleichsniveau drastisch angehoben worden. Landeskonservator Prof. Dr. Sebastian Sommer bemühte einen drastischen Vergleich:

„Den Stellenwert dieses Forschungsprojektes und des gesamten Karlsgrabens macht Dr. Sommer aber an einem kleinen Vergleich fest: »Ötzi ist in der Bedeutung nur einen kleinen Schritt entfernt.«“ [Stanka 3].

Wie wahr. Wird mit dem Ötzi-Fund eine bislang der Weltgeschichte unbekannt Person mitsamt ihrer Zeit grell beleuchtet, so geht es hier darum, ob eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Weltgeschichte mitsamt ihrer Zeit verschwindet oder nicht.

Forschung sollte sich über die Prämissen klar sein, die ex- oder implizit in ihre Arbeiten einfließen. Bei all den ungeklärten oder unklärbaren Fragezeichen wäre es höchste Zeit, die Prämisse „Karl der Große“ wenigstens versuchsweise einmal aufzugeben. Aber obwohl hier fast ausschließlich Naturwissenschaftler zugange sind, darf das Wort „Simulation“ oder die Frage: „Was ergäbe sich, wenn wir versuchsshalber aus der Prämisse eine Variable machen?“ nicht einmal ansatzweise gedacht, geschweige denn durchgespielt werden.

So teure Forschungsarbeiten und trotzdem so arme Wissenschaft.

Literatur

- Benecken, Werner (2004): Der so genannte Karlsgraben; *Zeitensprünge* 16 (2) 279-308 (auch als gehefteter Sonderdruck)
- Billamboz, André (o.J.): *Naturwissenschaftliche Datierung · 8.1 Dendrochronologie ·*

- 8.1.1 Methodologische Grundlagen; http://www.landesarchaeologen.de/fileadmin/Dokumente/Dokumente_Kommissionen/Dokumente_Grabungstechniker/Grabungstechnikerhandbuch/8.1_Dendrochronologie.pdf
- Ettel, Peter / Daim, Falko / Berg-Hobohm, Stefanie / Werther, Lukas / Zielhofer, Christoph (Hgg. 2014): *Großbaustelle 793 · Das Kanalprojekt Karls des Großen zwischen Rhein und Donau*; Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Mainz
- Hirsch, Wolfgang (2016): Archäologe der Jenaer Universität erforscht Schifffahrtskanal aus 793; *Thüringer Allgemeine*, 29. 07.
- Illig, Heribert (2014): Römische Fossa Carolina; *Zeitensprünge* 26 (2) 300-328 - (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf
- Kammerl, Reiner (Hg. 2016): Häfen verbinden. Neue Befunde zu Verlauf, wasserbaulichem Konzept und Verlandung des Karlsgrabens [von 10 Autoren]; *Weißburger Blätter · Geschichte · Heimatkunde · Kultur* 3/2016, September, 42 S.
- Stanka 3 = Stanka, Hubert (2016): Fast so bedeutend wie „Ötzi“ · Schiffbar oder nicht? Noch immer gibt es Interpretations-Spielraum und unterschiedliche Meinungen; *Treuchtlinger Kurier*, 01. 09.
- Stanka 2 (2016): Genau hier ließ Karl der Große die Schaufel fallen · Grabungsleiter Dr. Lukas Werther berichtete ausführlich über außergewöhnliche neue Befunde; *Treuchtlinger Kurier*, 29. 08.
- Stanka 1 (2016): Neueste Forschungen zum Karlsgraben. Leuchtturm-Projekt im Wiesen-Grund · Kanal war an Rezat angeschlossen – Forscherteam ist international besetzt – sehr viele offene Fragen; *Treuchtlinger Kurier*, 20. 08.
- Werther, Lukas (2016): *Der Karlsgraben und die Anfänge des Kanalbaus in Europa · Interdisziplinäre Forschung zur Verkehrsinfrastruktur des 1. Jahrtausends nach Christus*; Vortrag am 02. 04. in Weimar vor der Mitgliederversammlung der Archäologischen Gesellschaft in Thüringen
- Werther, Lukas / Feiner, Dorothea (2014): *Der Karlsgraben im Fokus der Archäologie*; in Ettel u. a., 33-40

Dank gilt Georg Burger, Treuchtlingen, der die Zeitungsartikel von H. Stanka fand und mir auch die *Weißburger Blätter* zuleitete, und Volker Heinitz, der in Weimar den Vortrag von Dr. Lukas Werther hörte und den Holzbedarf prüfte.

Marmor, Stein und Eisen hält

Eine Bestandsaufnahme karolingischer Baukunst

rezensiert durch Heribert Illig

Papajanni, Katarina / Ley, Judith (Hgg. 2016): *Karolingerzeitliche Mauertechnik in Deutschland und in der Schweiz*; Schnell + Steiner, Regensburg, 384 S. in Großformat, Hunderte von Farb- und Schwarz-Weiß-Abb. [= P/L].

Es verdient Aufmerksamkeit, wenn 35 Spezialisten zu einer Tagung über karolingerzeitliche Mauertechnik zusammenfinden. Denn dann muss das lange übersehene Thema irgendwie in der Luft liegen oder – edler formuliert – „mit magischer Anziehungskraft“ wirken [P/L, 7]. Im Buch geht es weniger um kunsthistorische Aspekte als um „die Bautechnik der Zeit“ [P/L, 7]. Voraus ging 2015 eine Tagung von 19 WissenschaftlerInnen; ausgedehnt auf 36 AutorInnen ergab sich ein Sammelband von fast 400 Seiten, der auf 37 Orte bzw. 39 Grabungsstätten eingeht. Opulent mit Bildmaterial ausgestattet, mangelt es wie so oft heute an Registern. Nur die Biographien aller Beteiligten sind angefügt worden. Bei Präsentation der Bausubstanz ist Vollständigkeit nicht angestrebt worden.

Was könnten sich Wissenschaftler und Laien von einer derartigen Publikation erwarten? Sie erwarten oder erhoffen klare Spezifika der Karolingerzeit, also z.B. zeittypische Kirchengrundrisse, sind doch über 30 der Objekte Kirchen und Kapellen. Nach dieser noch immer kunsthistorischen Fragestellung ginge es um typische Mauerformen, spezielle Mörtelarten, spezifische Stabilisierungselemente oder bevorzugte Werkzeuge, die gerade das karolingische Bauhandwerk auszeichnen. Doch dazu gibt es keine Antworten. Nirgends wird ein Unterscheidungskriterium zwischen karolingischem Gemäuer hier und ottonischen oder spätantiken Mauertechniken dort genannt. Ebenso wenig gibt es zeittypische Mörtelmischungen. Kein Wort wird darüber verloren, ob außerhalb der Aachener Pfalzkirche noch irgendwo eiserne Ringanker eingebaut worden sind. Hölzerne Bewehrungen werden verschiedentlich genannt, aber nicht systematisch abgehandelt. Gerade so etwas hätten sich Interessierte neben den einzelnen Objektbeschreibungen erwartet. Doch dieser Wunsch bleibt unerfüllt. Gleichwohl erbringt die Lektüre ein Ergebnis: Es gibt nichts, was die karolingische Mauertechnik speziell auszeichnet. Allzu verschliffen ist das Kontinuum spätrömischen Mauerwerks hin zu ottonischen wie zu romanischen Fundamenten und aufgehenden Mauern.

Im größeren Detail: Es gibt vielfältige Mörtelarten: manchmal Lehm­mörtel, zumeist normaler Kalkmörtel, aber auch mit Ziegelsplitt oder -mehl ver­setztes Bindematerial, das wasserabweisend eingesetzt worden ist [P/L, 11]. Die Mauern bestehen vorwiegend aus zweischaligem Bruchsteinmauerwerk, also aus zwei getrennt hochgezogenen Mauern, dazwischen unregelmäßig geformte Steine, Mörtel und anderes. Beim Mauerwerk kamen nicht nur echte Bruchsteine zum Einsatz, sondern auch rundgeschliffene Kieselsteine ver­schiedener Größe, die unbedingt Mörtelbindung verlangen, während lagen­weise geschichtetes Mauerwerk auch trocken, d.h. ohne Mörtel aufgeführt worden sein kann. Das war zu erwarten, da ab dem 10. Jh. zum Bruchstein zunächst aus Quadern errichtete Ecken treten, die dem Bau mehr Halt geben. Aber es gibt auch Lösungen aus sauber bearbeiteten und versetzten Quadern, die genauso gut aus der Römerzeit stammen können. Hier ist primär *Corvey* zu nennen, das aber an anderer Stelle (s. S. 308) in diesem Heft behandelt wird. Gleichzeitig soll es Backsteinwände und -pfeiler gegeben haben. Diese konturlose Vielfalt wird nur dezent angedeutet:

„So wissen wir nicht, wie und woher technisches Wissen und handwerkli­ches Können übernommen und weitergetragen wurde“ [P/L, 9].

Es gibt auch keine Übersicht darüber, wo und in welcher Qualität Bögen, Gewölbe und Kuppeln ausgeführt worden sind. Angesichts der überragenden Zentralkuppel der Aachener Zentralkuppel treten die wenigen anderen Lösun­gen weit in den Hintergrund. Und die Datierungen?

„Bei Fragen der Datierung ergeben weiterentwickelte naturwissenschaftli­che Methoden zunehmend belastbare Ergebnisse, selbst wenn kein für dendrochronologische Auswertungen ausreichendes Holzmaterial vorliegt. Überraschungen für bislang nur über stilgeschichtliche Analysen datierte Bauten sind hier vorprogrammiert“ [P/L, 7].

Das klingt, als ob stilgeschichtliche Analysen nur sehr bedingt brauchbare Ergebnisse liefern würden. Tatsächlich wird die gesamte Bandbreite an Datierungsmöglichkeiten ausgeschöpft: Schriftquellen, Dendrodaten (bei denen die Vordatierung mittels ¹⁴C nicht erwähnt wird), Ausgrabungsfunde – darunter selten Keramik –, spezifische Radiokarbondatierungen (etwa in Mörtel enthaltene Holzkohle), bauhistorische Vergleiche, relative Chronologie, mittelbar über beigabenführende Gräber, einmal münzdatiert (St. Peter Domat/Ems in Graubünden), stilistische Merkmale und gelegentlich Stratigraphie, einmal Bauplastik und Keramik (Kathedrale Genf). Einen offengelegten Streitfall bildet *Frankfurt-Höchst*, St. Justinus [vgl. Illig 2016; abweichend Neusel, 722 f.]:

„Die zeitliche Einordnung der Justinuskirche in karolingische bzw. roma­nische Zeit wird in der Forschung seit rund 100 Jahren kontrovers disku­tiert. Die dendrochronologische Untersuchung im Jahre 1985 einer in der

Westwand des mittleren Sanktuariums über dem Triumphbogen eingebauten Mauerlatte erbringt eindeutig ein Fälldatum um 850+8. Das Ergebnis der dendrochronologischen Untersuchung wird durch die ¹⁴C-Datierung einer Holzprobe aus dem äußersten Bereich der genannten Mauerlatte bestätigt. Die karolingerzeitliche Entstehung der Kirche wird mittlerweile von **mehreren** Forschern angenommen“ [P/L, 143; Hvhg. HI].

Das wirkt wie ein ungemein objektiver Disput, zumal Rabanus Maurus wohl eine Kirche für die Gebeine des hl. Justinus errichten ließ, die spätestens 847 in Bau ist. Doch nur vier Zeilen weiter heißt es: „Auch wenn der Ort nicht explizit genannt wird, erfährt heute ein Bezug der Quelle auf eine Höchster Justinuskirche in der Forschung **weitestgehend** Akzeptanz“ [ebd.; Hvhg. HI]. So schnell wird aus einigen Forschern eine weitestgehende Anzahl.

Das obere Schloss von Sulzbach

Einen für den Rezensenten erkennbaren Sonderfall bildet die Burg von Sulzbach-Rosenberg. Zur Datierung ihrer Befestigung heißt es lapidar: „spätes 8. bis 9. Jahrhundert“ [P/L, 252], für ihre Kernburg noch knapper „9. Jahrhundert“ [P/L, 261], zunächst ohne irgend einen Hinweis darauf, wie diese Datierungen zustande gekommen sind. Autor Mathias Hensch verzichtet zur Kernburg von Sulzbach außerdem auf jegliche Quellenangabe (nur bei seinem separaten Artikel zur dortigen Befestigung verweist er auf drei eigene, jüngere Arbeiten, während andere Autoren auch 36, 38 oder 52 Schriftquellen anführen [P/L, 150 f., 186 f., 120 f.]).

Das wäre hinnehmbar, wäre nicht gerade die Karolingisierung Sulzbachs ein Kapitel für sich [vgl. zum Weiteren Illig/Anwander 354-357]. Bis 1997 ging man von einer Burgkapelle des 11. Jh. aus, erkennbar an in Kalkmörtel verlegtem, kleinteiligem Bruchsteinmaterial, das an den Ecken mit großen Quadern verstärkt war, ein Saalgebäude (spätes 10. Jh.) und eine beheizbare Kemenate (um 1100). Die abgeschlossenen Ausgrabungen rückten die Burgkapelle ins späte 10. Jh., mehrere Befestigungsabschnitte dem Trend folgend ins 10./11. Jh., während das Saalgebäude seine Zeitstellung behauptete – so Hensch persönlich in einem Artikel von 1998, den er 2016 nicht mehr zitiert.

Denn 2001 schlug hier die Stunde von ¹⁴C: Nun fielen zwei Gräber in die Zeit zwischen 780 und 920; da sie der Burgkapelle vorausgegangen sein dürften, rückte diese in die Zeit um 800 [dpa 2001]. Ausgerechnet die karolingerferne Oberpfalz besaß nun einen „fast vollständig erhaltenen Bau der Karolinger-Zeit“, einen der „ältesten stehenden Kirchenbauten Süddeutschlands“ [Codreanu-Windauer 2001] – gleichrangig zur Torhalle von Lorsch.

Aus dieser spektakulären, geradezu unglaublichen, weil gegen den Sachverstand der Bauhistoriker erzielten Veralterung ist 2016 ein selbstverständlicher Sachverhalt geworden; dort habe der damalige Nordgaugraf seinen

Hauptsitz gehabt. Nun wurden Bauwerke und Funde aus dem 9. Jh. vervielfacht:

- Burgkapelle,
- Saalbau mit zentraler Feuerstelle,
- 3 Wohnbauten, einer mit Kanalheizung, einer mit Unterbodenofen,
- das Fundament eines Holzständerbaus,
- die Gräber in der Memorialkapelle des 10. Jh.,
- Zangentor mit Befestigung,
- mehrere Teile der ältesten Befestigungsmauer [P/L 261-264].

Sogar ins 8. Jh. zurück verweisen Reste von Holzständerbauten. Für die Mauer der Kernburg wird dann doch die Datierungsgewinnung beschrieben [P/L 253]:

„Die Datierung der ausschließlich archäologisch erfassten Befestigungsschnitte erfolgte wie in Nabburg über stratigraphisch geborgenes Fundmaterial, im Wesentlichen Keramik- und datierbare Metallfunde, über die Einbindung der Mauerabschnitte in die relative und absolute Chronologie der Bau- und Befundabfolgen sowie über Radiokarbonaten aus Holzkohlen im Setzmörtel und Tierknochenfunden, die in einem direkten stratigraphischen Kontext zur Errichtung der einzelnen Mauerteile stehen“.

Nur einen Moment ließe sich an typisch karolingischen Mörtel glauben:

„Der karolingische Mörtel der Kernburgbefestigung war in der Regel hart, gut abgebunden, sehr kalkhaltig und konnte weißlich-grau bis beige-ockerfarbig sein. Er besaß regelhaft unterschiedlich große Kalkspatzen, einen feinen Kieselanteil und vereinzelte Holzkohleeinschlüsse. Zumeist war der Mörtel relativ homogen und fein aufbereitet. In einigen Mauerabschnitten war der Mörtel jedoch auch schlecht aufbereitet und machte einen klumpigen Eindruck: Hier waren auffallend große Kalkspatzen und größere Holzkohlestücke eingeschlossen. Trotz der makroskopisch deutlichen Unterschiede in der Zusammensetzung lässt sich sagen, dass sie chronologisch zu den Bauphasen des 9. bis frühen 10. Jahrhunderts gehören“ [P/L 255].

Was ist jetzt zeittypisch? Gut oder schlecht aufbereiteter, homogener oder klumpiger Mörtel? Unterschiedlich große oder auffallend große Kalkspatzen, obwohl gleich daneben Mörtel ohne jede Kalkspatzen vorkommt [P/L 258]? Vereinzelte oder größere Holzkohlestücke oder konträr kleine bis kleinste Holzkohlestücke [P/L 258]? Etwas speziell Karolingisches bleibt ungreifbar. Ebenso beim Mauerbau. „Im Gegensatz zur im Mittelalter allgemein üblichen Zweischalenbauweise“ gibt es hier massiv gemauerte Mauerkörper aus gleichmäßig nebeneinander gepackten Steinen [P/L 258]. Die Aussage kann sich nur aufs Frühmittelalter beziehen, weil spätestens die Stauer – ab 1150 –

einschalig bauten. Aber auch Aachens Pfalzkirche ist durchgehend einschalig gebaut [s. P/L 21]. Doch müssen daraus ja nicht gleich irgendwelche abwegigen Schlüsse gezogen werden...

Merkwürdigerweise wird nirgends ein Foto der Burgkapelle („um 800“ [P/L 262]), von diesem „fast vollständig erhaltenen Bau der Karolingerzeit“ gezeigt, ebenso wenig von dem Saalgebäude, das noch in „aufgehenden Partien erhalten“ ist. Ausgräber Hensch beschreibt den heutigen Zustand:

„Die übrigen im Zuge der Sanierung des Schlosses durch den Freistaat Bayern von 1993 bis 2001 archäologisch dokumentierten karolingischen wie auch die hier beschriebenen ottonischen Baubefunde wurden durch die Baumaßnahme fast vollständig zerstört, sodass das Obere Schloss heute weitgehend als »archäologisch tote Zone« gelten muss“ [P/L, 264].

Während das Buch Wert legt auf einige der Öffentlichkeit ziemlich unbekannt in Bayern gelegene 'karolingische' Bauten wie *Ermhof* (ehem. St. Martin), *Lauterhofen* (ehem. St. Martin), *Nabburg* (Befestigung) oder *Penk* (St. Leonhard), fehlen so markante Bauten wie die vollständig erhaltenen Kirchen in *Altötting* oder auf der *Würzburger* Festung, dazu die Torhalle von *Frauenchiemsee*, die alle drei nicht nur von mir der Karolingerzeit abgesprochen werden. Es fehlt auch die Ausgrabung von *Nassenfels*, wegen der 2006 der Archäologe Jochen Haberstroh das Buch *Bayern und die Phantomzeit* erledigt sehen wollte [vgl. Illig/Strauwitz 2006, 155; Illig 2007, 674-676]. Zur Erinnerung eine Passage, wobei vorzuschicken ist, dass Kolluvien aus mehreren Dezimetern hohen Anschwemmungen von Lockersedimenten bestehen (während Haberstroh bei der Podiumsveranstaltung am 26. 11. 2006 in Ingolstadt von „diluvialen“, also eiszeitlichen Ablagerungen gesprochen hatte):

„Zwischen 2003 und 2006 wurde in Nassenfels, Lkr. Eichstätt, Bayern, eine große Villa rustica unmittelbar an der Schutter, die über das Urdonautal Altmühl und Donau verbindet, teiluntersucht. Die römische Bebauung wurde von mehreren mächtigen Kolluvien überdeckt und das Areal im frühen Mittelalter erneut genutzt. Ebenerdige Pfostenhäuser, Grubenhaus und nachrömischer Keller können zu einem Herrenhof der Merowingerzeit gehören. In karolingischer Zeit entstand auf römischen Grundmauern eine Kirche mit Rechtecksaal, drei Altären und einem südlich anschließenden Annex sowie einem Friedhof. Chorschranken grenzten den Altarraum nach Westen ab. Reliquien und wieder verwendbare Architekturteile wurden im 10. Jh. bei Auflassung des Kleinklosters entfernt“ [Haberstroh 2009].

War dieser Schatz keiner Würdigung in dem besprochenen Buch wert gewesen? Aber Ansiedlungen in einer römischen Siedlung stören, weil die Germanen sie gemieden haben sollen.

Aachens Bauten

Gleich eingangs wird Aachens Pfalzkirche gebührend hervorgehoben. Hier wird einmal mehr das für die Karolingerzeit einzigartige Ankersystem von Dombaumeister Helmut Mainz persönlich demonstriert und kommentiert. Im Grunde ist darüber bereits hinreichend gesprochen worden. Trotzdem soll diese aktuellste Stimme von 2016 zitiert werden.

„Alle Eisenringanker oder Eisenklammerringanker liegen satt im karolingischen Mörtel, sind also bereits während des Aufmauerns mit eingebaut worden. Beim Eisen selber konnte festgestellt werden, dass die Stücke sehr gut geschmiedet wurden, so dass die Schweißstellen im Gefüge nur durch leichte Entkohlung und Rekristallisation erkennbar sind. Die Qualität kann zusammenfassend folgendermaßen beschrieben werden. »Das Schmiedeeisen ist von hoher Qualität. Mit Ausnahme des extremen Phosphorgehaltes entspricht der Werkstoff bezüglich der Gehalte von wichtigen Begleitelementen bzw. Verunreinigungen nahezu den heutigen Anforderungen an einen Baustahl. Die Zugfestigkeit erreicht etwa die eines modernen Baustahles (etwa St33). Die an einigen Stellen festgestellte Korrosion beträgt 14-40 mm. ist blättrig, ihre Dichte: 3,27g/cm³. Der Abtrag durch Korrosion ist annähernd gleichmäßig erfolgt. Aus Dichte und Dicke der Korrosionsprodukte lässt sich der Gesamtabtrag zu 6-17 mm angeben.« [Mainz in P/L 40 f.].

Dieses Ergebnis stammt in seinem ersten Teil 2006 vom Bergbau-Museum Bochum, Forschungsbereich Archäometallurgie; das Zitat im Zitat stammt aus einem Gutachten von 2003, erstellt von der MPA Stuttgart, Fachbereiche: Geotechnik und Erhaltung von Bauten und Anlagen. Als größten Querschnitt eines Ankers werden 62 x 70 mm angegeben [P/L 40].

Der Dombaumeister kennt die damit verknüpfte Problematik nur allzu gut, ist doch erstmals 2011 meine einschlägige Studie erschienen. Bis dahin wurde in Aachen noch über den 'Dr. Seltsam aus Bajuvarien', seine 'Rache für Tasilo III.' etc. gewitzelt, seitdem lacht dort niemand mehr, spricht niemand mehr meinen Namen aus. Der Ernst der Lage für die Stadt und ihre Spezialisten wird verstanden.

Es gibt auch im vorliegenden Buch keinerlei Hinweise, wie dieses „Schmiedeeisen von hoher Qualität“, so ein „technologisch sehr aufwändig hergestellter Ringanker“ [P/L 40] manuell, nur mit der Kraft einiger Arme und Hände erzeugt werden konnte. Die seit Jahren fehlende Antwort darf dahingehend interpretiert werden, dass es dafür bei herkömmlicher Datierung keine Erklärung gibt. Erst mit wasserbetriebenen Fallhämmern des 12. Jh. ist die Schmiedeleistung motivierbar.

Gleich darauf erklärt Mainz noch einmal, wie phänomenal die 'exakte'

Datierung eines Holzankerrestes gelungen ist. Zunächst konnten in dem mehr als verrotteten Rudiment 95 Jahrringe festgestellt werden (657–753).

„Durch die Kenntnis über die Größe des Ankerkanals (der Holzringanker wurde mit dem Mauerwerk vermauert) und den Durchmesser des Balkenquerschnitts konnten die fehlenden Jahresringe bis zur Balkenkante mit 30 +/-5 AD rekonstruiert werden. Mit den fehlenden Splintringen von 20 +/-10 AD ergibt sich die Datierung zu 803 +/-10 AD“ [Maintz in P/L 43].

Demnach wurden bis zu 65 Ringe indirekt rekonstruiert, während die mutmaßlich 95 existenten Ringe „wie Watte“ zerpfückbar waren, gemäß einer früheren Aussage des Dombaumeisters [vgl. Illig 2013, 32-34].

So war für die zentralen Schwachstellen der Baudatierung keine Besserung möglich. Ansonsten wurden für diese Kirche viele römische Spolien unterschiedlichster Größe verwendet. Das gleiche gilt für die sog. Königshalle, also das heutige Rathaus, doch es gibt einen Unterschied: Während in der Kirche alle Mauern einschalig errichtet wurden (d.h. durchgemauert [P/L 21]), erlaubten das die stark unterschiedlichen Steinformate aus den bereits weitgehend geplünderten römischen Bauresten bei der Aula nicht:

„Aus diesem Grund konnten die Mauern im Gegensatz zu denen der Pfalzkirche auch nicht durchgeschichtet werden, sondern wurden in Schalenbauweise mit einer Bruchstein-Mörtel-Füllung ausgeführt“ [P/L 49].

Beim Granusturm wurde das Steinmaterial besonders bunt durcheinandergewürfelt [Ley in P/L 55]. Die Halle folgte also der Kirche.

Karolingische Vielfalt

Im Buch werden an die 40 weitere Bauten vorgestellt, die primär nach der Quellenlage als karolingisch bezeichnet werden. Fast nie wird diese Vorgabe kritisch beäugt. So heißt es z.B. bei der **Frankfurter Pfalz**, dass „das Weihe-datum der Kirche 853 (Ludwig der Deutsche) auch für den zugehörigen Gang als *terminus ante quem* festgelegt werden“ konnte [P/L 140]. So verbreiten sich Datierungen. Gelegentlich erschrickt ein Mitautor wie Uwe Lobbedey etwa am Dom von **Osnabrück**.

„Als zu Anfang der Grabungen bis zu 2,60 m breite Fundamente zutage traten, schien allein dieses Maß eine karolingische Datierung auszuschließen. Erst mehrere Grabungskampagnen später wurde deutlich: Diese Fundamente gehören in der Tat zu einem Bau aus dem ersten Drittel des 9. Jahrhunderts“ [P/L 93 f.].

Also sind auch extrem breite, schwere Fundamente nicht untypisch für die Karolingerzeit und damit auch kein Datierungsmerkmal. Oder es heißt, bestimmte Längen-Breite-Relationen fußen „offenbar auf karolingischen Traditionen“ [P/L 99], die aber nicht ausgeführt werden. Selbst beim Werkzeuggebrauch am Ende des Buchs wird nirgends erwähnt, ob es zeittypisches gibt.

Wenn einmal davon gesprochen wird, Zeitstellungen im bauhistorischen Vergleich erschlossen zu haben [P/L, 131], dann werden sie nicht dargestellt.

Ingelheim steht bei uns in dem Verdacht, ein Römerbau zu sein [vgl. Illig/Lelarge]. Wird dieser Verdacht bestätigt? Überwiegend wurde mit Bruchsteinen gemauert, aber es gab auch Quaderverband, bis zu drei Steinen breit und vertikal weitergeführt, ebenso Quadern für Pfeiler und Laibungen. Das Bassin der Fernwasserleitung ist bis zu einer Höhe von 0,7 m aus Quadern errichtet [P/L 111]. Basen, Säulen und Kapitelle gelten „fast ausschließlich“ als römische Spolien“ [P/L 112]. Im Falle eines Römerbaus wären es keine Spolien, sondern römische Quader, allenfalls in Zweitverwendung. Ingelheim will die einzige karolingische Fernwasserleitung besitzen, mit beachtlichen 6,8 km Länge. Sie war auf ganzer Länge gewölbt, die Rinne „mit hydraulischem Mörtel ausgekleidet (*opus signinum*)“ [P/L 116]:

„Verschiedene antike Vorbilder [...] legen nahe, dass die karolingischen Baumeister hier bewusst auf antike Techniken zurückgegriffen haben.“

Das kollidiert mit einer anderen Beobachtung:

„Spuren von Hebetekniken sind in Form von Wolfslöchern überliefert, die allerdings alle von römischen Spolien stammen. Die Lage in der Maueräußenseite [nur 1 Abb.; HI] könnte ein Hinweis darauf sein, dass die karolingischen Baumeister die Steinhebetechnik des Wolfes nicht genutzt, vielleicht auch nicht gekannt haben“ [P/L 114].

„Bauliche Nachweise zur Verwendung von Eisenankern oder eisernen Werksteinverbindungen sind nicht bekannt“ [P/L 116]. Das gilt für alle Römerbauten, wenn man von Verklammerungen einzelner Steine absieht, wie von der Porta praetoria in Regensburg bekannt. Für Ingelheim gilt: „260 kleinteilige Steinplatten (-fragmente) in unterschiedlichen Formen und Materialien [...] verweisen jedoch auf Wandinkrustationen und Schmuckfußböden in *opus sectile* Technik“ [P/L 117]. Und als besondere Leistung römischer Baukunst ist in der Aula eine Triumphbogenwand nachgewiesen, deren „monumentaler Bogen mit einem Innendurchmesser von 9,30 m“ rekonstruiert wurde [P/L 119]. Dass die Aula ausgemalt war [P/L 114 f.], muss eigentlich gar nicht mehr erwähnt werden. Römischer Ursprung des Gesamtkomplexes liegt also nahe.

Der **alte Mainzer Dom**, die Johanniskirche, könnte für eine Überraschung gut sein; vielleicht ein merowingischer Bau.

„Der frühmittelalterliche Mainzer Dom wurde innerhalb eines spätrömischen/frühfränkischen Monumentalbaus errichtet, der auf einer Planierschicht aus römischem Abbruchschutt steht. Der jüngste Estrich des Vorgängerbaus ersetzt an allen erfassten Stellen die Fundamentierung des frühmittelalterlichen Doms“ [P/L 123].

Eine Kirche, mit einem Estrich des Vorgängerbaus aus der Zeit vielleicht um 400 wäre dafür ein starker Hinweis. Er wird durch das Mauerwerk aus sehr

regelmäßig und lagenhaft gesetzten Kalksteinquadern verstärkt [P/L 123]. In der zweiten Bauphase wurden „überwiegend rundgeschliffene Lesesteine und Bruchsteine verwendet“ [P/L 125]. Sie muss nicht bei 900 gesehen werden, sondern etwas später im realen 10. Jh., während die dritte Bauphase ohnehin im ausgehenden 10. Jh. gesehen wird.

Fazit

Soll man darüber staunen, wie viele Leute sich für so etwa Spezielles wie Mauerarten im Frühmittelalter interessieren (sollen)? Oder ist es vielleicht so, dass eine Tagung und ein aus ihr entstandenes, derart opulentes Buch das Publikum in Bezug auf eine Epoche mit schwankenden Fundamenten beschwichtigen sollen? Ob das gelingt, erscheint fraglich.

Literatur

- Codreanu-Windauer, Silvia (2001): - (Einladung zur Pressekonferenz am 15. 02. in Sulzbach-Rosenberg um 11:00); Sulzbach-Rosenberg
dpa (2001): Schlosskapelle aus der Karolingerzeit entdeckt; *SZ*, 29. 08.
- Hensch, Mathias (1998): Neue Ausgrabungsergebnisse zur Innenbebauung der Burg Sulzbach (Stadt Sulzbach-Rosenberg, Lkr. Amberg-Sulzbach) im 10. und 11. Jh.; *Beiträge zur Archäologie in der Oberpfalz*, Bd 2, 367-378
- (1996): Eine hochmittelalterliche Kemenate und ein Saalgebäude des späten 10. Jahrhunderts im Schloß Sulzbach; *Das archäologische Jahr in Bayern 1995*, 145 ff.
- Illig, Heribert (2016): Frankfurt-Höchst und seine Justinus-Kirche · Eine 1225-Jahres-Würdigung; *Zeitensprünge* 28 (1) 73-77
- (2013): *Aachen ohne Karl den Großen · Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelting (2011)
- (2007): Die Misere der Mittelalter-Archäologie · Hamburg – Ingolstadt – Münster; *Zeitensprünge* 19 (1) 213-223
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit · Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters · Eine systematische Studie* (2 Bände); Mantis, Gräfelting
- Illig, Heribert / Lelarge, Günter (2001): Ingelheim – karolingisch oder römisch? *Zeitensprünge* 3/01, 467-492
- Illig, Heribert / Strauwitz, Dieter von (2006): Karlsevolutionen und Karlskuriosa. Rupertuskreuz, Jubiläen und eine neue Karolingerpfalz; *Zeitensprünge* 18 (1) 146-163
- Neusel, Manfred (2006): Das Rhein-Main-Gebiet im frühen Mittelalter. Versuch einer alternativen Chronologie; *Zeitensprünge* 18 (3) 713-740

Bad Iburg - erst mal spekulativ...

Datierungen neuer Funde

Werner Thiel

Auf sechs Quadratmetern ins Frühmittelalter. So kann man die interpretierten Ergebnisse einer archäologischen Grabung auf dem Burgberg von Bad Iburg (südlich von Osnabrück) zusammenfassen. Vorweg:

„Mit der Ausstellung »Befestigung, Bischofsresidenz, Kloster – archäologische Forschungen auf der 1200 Jahre alten Iburg« wurde jetzt das neugestaltete Schlossmuseum Iburg unter Trägerschaft des Schlossvereins e.V. wiedereröffnet.“ [badiburg]

Es folgen Zitate aus dem Beitrag „Iburger Geschichte auf sechs Quadratmetern“ von Michaela Jansen und Carolin-Sophie Pringshorn [2015 = J/P].

Auffüllungen

„Die jüngere Auffüllung kann anhand einer Randscherbe und eines goldenen Beschlags bislang nur **grob** ins 10.–12. Jahrhundert, **wohl eher** ins 11./12. Jahrhundert datiert werden. [...]

Die Abbruchschicht, die sich über den Fundamentresten zog, ist **wahrscheinlich** identisch mit Auffüllschichten und Bauhorizonten im Zusammenhang mit dem Bau des Achteckturms, der **zurzeit** ins späte 12. Jahrhundert/um 1200 datiert wird. [...]

Der Nutzungshorizont oder Bauhorizont auf der älteren Auffüllung kann anhand von dreizehn Wandscherben von einem oder mehreren Kugeltöpfen ebenfalls nur **grob** ins 10./11. Jahrhundert datiert werden.“ [J/P]

Ringmauer

„Die Ringmauer wies **vermutlich** mehrere Außentürme auf: Ein gesicherter Außenturm wurde ganz im Westen des Ulmenhofs in den 1980er Jahren ausgegraben“

„Die Ringmauer wird ins letzte Drittel des 11. Jahrhundert datiert, der westliche Außenturm nach unterschiedlichen Vorberichten zwischen dem späten 11. Jahrhundert und der Mitte des 12. Jahrhunderts **postuliert**.“

„Ferner wird in der Literatur eine Kleinburg des 9./10. Jahrhundert **postuliert**, die ebenfalls einen Befestigungsring aufgewiesen haben muss, **falls** dieser **nicht** identisch mit der obigen Ringmauer ist.“ [J/P]

Mit Gold und Vermutungen ins Frühmittelalter

„In der jüngeren Auffüllschicht [s.o. „jüngere Auffüllungen“, eher aus dem 11./12. Jh.; WT] fand sich ein kleiner goldener Beschlag. Er besteht aus einem u-förmig gebogenen, etwa 2 mm starken, 0,45 cm breiten gehämmerten Goldstreifen, der an beiden Enden abgebrochen ist.“ [...] Die Oberfläche ist mit Filigranarbeit (gezwirbelter Golddraht) verziert. [...] »Nach Expertenmeinung handelt es sich um ein extrem fein gearbeitetes Stück. Es ist bislang nicht genauer als zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert einzuordnen. Ein Vergleich mit den hochmittelalterlichen Objekten mit Filigranarbeit des Essener Domschatz (Theophanu-Kreuz, Kreuznagel-Reliquia, Mathildenkreuz; Theophanu Äbtissin des Stift Essen von 1039 bis 1058 und Enkelin Ottos II.), der zu den bedeutendsten liturgischen Sammlungen in Deutschland zählt, veranschaulicht dies. [...] Bislang ist zu ihm keine Parallele bekannt, sodass es sich um ein Unikat zu handeln scheint. [...] Es stellt sich die spannende Frage, wie dieses exquisite Bruchstück in die Auffüllschicht bzw. Bauschicht während der wohl größeren Umbauphase auf der Bischofsburg gelangte. Doch das ist ein Rätsel, das vermutlich niemals gelöst werden kann.«“ [J/P]

Fazit:

Da das Fundstück den in die Mitte des 11. Jh. datierten Filigranarbeiten nicht nachsteht, sollte es in dieselbe Zeit datiert werden. Nichtsdestotrotz wird sein Datierungshorizont bis ins 9. Jh. heruntergezogen. Zusammen mit einer „in der Literatur postulierten“ Kleinburg des 9./10. Jh., deren ebenfalls postulierte Ringmauer genauso gut im letzten Drittel des 11. Jh. errichtet worden sein könnte, erreicht Bad Iburg dank vieler Konjunktive doch noch auf sechs Quadratmetern Grabungsfläche das ersehnte Frühmittelalter. Ziel erreicht, wissenschaftliche Fundierung zweifelhaft.

Warum auch hier das Veralteten?

Doch woher kommt diese Zielvorgabe? Nun zeigt das Schlossmuseum Iburg seit 2002 die Ausstellung „*Befestigung, Bischofsresidenz, Kloster – archäologische Forschungen auf der 1200 Jahre alten Iburg*“ [wiki → Schloss und Benediktinerabtei Iburg], um die Entstehungsgeschichte zu demonstrieren. Doch die scheinbar uralte Burg wirkt künstlich gealtert:

„Erstes Bauwerk an der Stelle der heutigen Anlage war eine *sächsische Fliehbürg*. [...] Auf den Resten der Befestigungsanlage, die zu dieser Zeit Ringwallanlagen bildeten, ließen Bischof Benno I. (1052–1067) und Bischof Benno II. (1068–1088) die Residenz des Bistums Osnabrück errichten. Wie alle Rittersitze des Landes war er gleichzeitig eine Wasserburg“ [ebd.; Hvhg. WT].

Ein anderer *Wikipedia*-Eintrag nennt weitere Daten:

„Die Fränkischen Reichsannalen erwähnen eine Iburg 753, als dort der Erzbischof von Köln Hildegard von den Sachsen getötet wurde. 772 eroberte Karl der Große *die erhabene Königsburg* Iburg gegen seinen Widersacher Herzog Widukind. Zum zweiten Mal eroberten 783 fränkische Soldaten die Iburg. Über die Region hinaus erhielt Iburg Bedeutung im elften Jahrhundert“ [wiki ↔ Bad Iburg; Hvhg. WT].

Indem eine „sächsische Fliehburg“ mit der nur schriftlich manifestierten „erhabenen Königsburg“ gleichgesetzt wird, gewinnt Bad Iburg eine 1200 Jahre alte Burg, die eigentlich erst seit 950 Jahren existiert. Ein Karl der Große motiviert natürlich das Bedürfnis der Archäologen, einen Fund wenn nicht aus dem 8., so doch zumindest aus dem 9. Jh. zu machen. So erklärt sich der weit gespannte Erwartungshorizont für ein Stückchen Goldbeschlagnahme.

Es gibt im Übrigen noch einen Fund in Bad Iburg, der die Burg mit Karl dem Großen verbindet.

„Wenig umstritten ist die Bedeutung des Oktogons, das seine baugeschichtlichen Vorläufer in der Hagia Sophia und der Aachener Pfalzkapelle haben dürfte. »Bei der weithin auch bis in das Münsterland sichtbaren Iburg ging es bei dem Achteckturm um eine repräsentative Demonstration der Macht«, meinte Prinzhorn“ [Buchholz].

Wer nun dächte, dieses mächtige Oktogon wäre vielleicht unter Karl oder wenigstens unter seinem Nachfolger entstanden, wird enttäuscht.

„Unter Bischof Konrad IV. von Rietberg (1492 bis 1508) wurde der achteckige Bergfried auf Resten eines Vorgängerbaus aus dem 11. Jahrhundert errichtet“ [ebd.].

Übergehen wir die Hagia Sophia, die für kein Oktogon bekannt ist. Aber Karls Pfalzkapelle: Auch wenn sie 700 Jahre älter sein soll, wird auf sie als direkten Vorläufer nicht verzichtet.

Bad Iburg wird nicht selten mit der *Iburg des westfälischen Bad Driburg* verwechselt, trat doch auch hier – nur 80 km entfernt – Franks Größter auf.

„Karl der Große ließ nach der Eroberung in der ehemals sächsischen Anlage eine Petrus-Kirche errichten, die ab 1231 Archidiakonatskirche war. Er schenkte die Burg 799 der Paderborner Kirche. Ab 1134 beherbergte sie kurzzeitig ein Benediktinerinnen-Kloster, bevor 1189 der Paderborner Bischof Bernhard II. hier eine 180 mal 50 Meter große steinerne Ritterburg errichten ließ“ [wiki ↔ Iburg (Bad Driburg)].

Auch hier klafft zwischen Karls Burg und der Ritterburg eine beachtliche Lücke, von sogar 400 Jahren. Doch das fällt auch hier nicht ins Gewicht, geht es doch um einen von zahlreichen mutmaßlichen Standorten der Irminsul.

„Die hartnäckig wiederholte Behauptung, dass die Iburg der Standort der

Irmisul, des höchsten sächsischen Heiligtums, gewesen sein soll, sind [recte: ist] eher dem Wunschenken der Kolporteure zuzuordnen. Gleichwohl hat sie Eingang in die Literatur gefunden, besonders in dem Epos »Dreizehnlinden«, das Friedrich Wilhelm Weber 1878 geschrieben hat« [Jakob].

Ihm zu Ehren 'erklingen' hier zwei Verse seines geschichtsschwangeren Gedichts um die fränkische Hildegunde und den sächsischen Elmar:

„Rings der Wälder tiefes Schweigen!
Aus des Tales Nebelhülle
Hob die Iburg ihren Scheitel
In die sternenklare Stille:
Alter Hain, aus dessen Wipfeln
Sonst die Irmisäule ragte,
Die zum Schmerz und Schreck der Sachsen
König Karl zu brennen wagte“ [wiki ↪ Iburg (Bad Driburg)].

Literatur

- badiburg = <http://badiburg.de/staticsite/staticsite.php?menuid=138&topmenu=39>
Buchholz, Stephan (2016): Iburger Oktagon diente der Demonstration von Macht; *Neue Osnabrücker Zeitung* – Georgsmarienhütte, Bad Iburg, Hilter, 31. 05.
Jakob, Josef (o.J.): Josef Jakob und die Iburg;
<http://www.naturpark-teutoburgerwald.de/139.html>
Jansen, Michaela / Prinzhorn, Carolin-Sophie (2015): Iburger Geschichte auf sechs Quadratmetern; *Heimat-Jahrbuch Osnabrücker Land 2015*, 215 ff; Grabungsleiterin Archäologin M. Jansen, Bauforscherin C. S. Prinzhorn
wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Werner Thiel, Greven

Münsters Archäologie streicht Bistumsgründer Ludger/Liudger aus der Geschichte

vorgetragen von Werner Thiel

„Fundsache Münster – vom Stadtrand bis zum Dom“ hieß die Ausstellung im Archäologischen Museum der Universität Münster im September und Oktober 2016 anlässlich des 15-jährigen Bestehens der Stadtarchäologie Münster. In diesen Jahren führte die Stadtarchäologie mehr als 230 Maßnahmen durch, von denen sich 137 auf die historische Altstadt bezogen.

Anhand von Zitaten aus der Ausstellung [= WWU] wird im Folgenden dargestellt, dass die Archäologie keinen Beleg für die Existenz des Bistumsgründers und ersten Bischofs von Münster Ludger/Liudger gefunden hat. Die Bistumsgründung soll im Jahr 793 oder 805 im Ort „Mimigernaford“ an der Aa stattgefunden haben.

„Die frühesten Schriftquellen legen für den Bischofssitz »Mimigernaford« nahe, dass es um 800 n.Chr. eine Kirche und ein »ansehnliches Kloster« gegeben haben musste, die von dem Missionar und späteren Bischof Liudger bei einer älteren Siedlung gegründet wurden“.

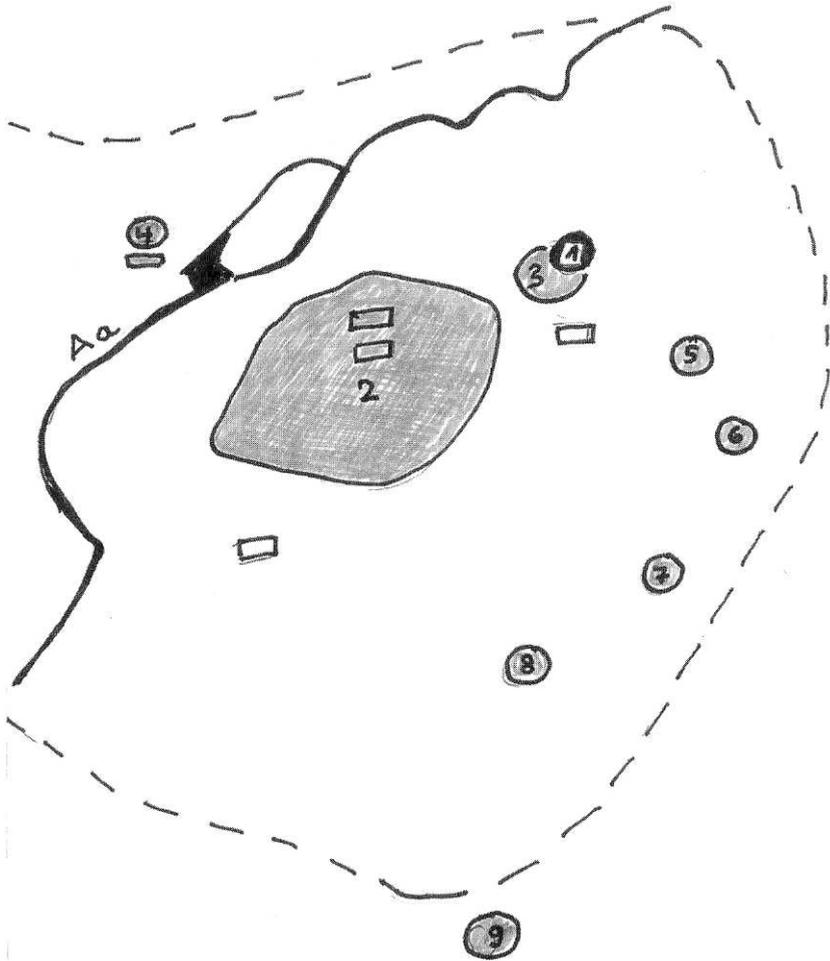
„Generationen von Historikern und Archäologen haben sich seit dem 18. Jahrhundert mit der Frage nach dem ältesten Siedlungskern Münsters, dem im Jahre 793 erstmals erwähnten »Mimigernaford« befasst. Für lange Zeit ging man von einem Siedlungsbeginn auf dem Domhügel, dem »Horsteberg« aus.“

„Doch die dort bereits in der Nachkriegszeit entdeckten frühmittelalterlichen Höfe entstanden, wie eine Neuauswertung des Fundmaterials und der Grabungsakten ergab, erst mit der Gründung des Klosters und der Kirchen hier seit dem Ende des 9. Jahrhunderts.“

„Die zahlreichen, auf dem Domplatz dokumentierten Siedlungsreste konnten in das 9. und 10. Jahrhundert datiert werden und entstanden in der Zeit nach der Missionierung: Die Befestigung der Domburg mit holzverstärktem Erdwall und Graben wurden erst in der Zeit nach 900 n. Chr. errichtet.“ [WWU]

Wenn die Gebäude für die Bistumsgründung sich nicht auf dem Domhügel, dem Horsteberg befanden, wo waren sie denn dann?

„Bereits früh vermutete man, dass es sich bei »Mimigernaford« um eine Siedlung unter dem späteren Überwasserviertel gehandelt haben könne. Der Namensbestandteil »ford« verweist auf eine nahe gelegene Furt über die Aa, während »Mimigern« sich auf den dort lebenden Familienverbund



Die (nachgezeichnete) Karte der Ausstellung bestätigt, dass die Archäologen Ludger († 809) aus Münsters Zentrum und damit aus der Geschichte streichen. Legende: „Frühe Siedlungskerne im Bereich der münsterschen Altstadt. Der Plan zeigt, wo diese nach den Forschungen der letzten Jahren vermutlich lagen (Stadt Münster / M. Austermann)“. Einzige mögliche Bebauung „ab dem 8. Jh.“: **1** Fischmarkt. Mögliche Bebauungen „ab dem 9.-10. Jh.“: **2** Domburg mit Altem Dom und Dom St. Paulus, **3** Drubbel/Mercatus?, **4** St. Marien (Überwasser), **5, 6** Asche, **7** Nerdinck?, **8** to Ringe, **9** Brockhof (außerhalb der Stadtmauer von ca. 1200). Die Zusammenlegung von 9. und 10. Jh. scheint natürlich alles älter zu machen.

beziehen könnte. Die Ausgrabungen der Stadtarchäologie 2003/2004 im ehemaligen Klosterbezirk an der Überwasserschule erbrachten zwar frühmittelalterliche Besiedlungsspuren und entsprechend datierbare Funde des 9. Jahrhunderts, jedoch keine eindeutigen Belege für das frühe »Mimigernaford«.⁴ [WWU]

Somit gab es auch auf der westlichen Seite der Aa kein »Mimigernaford« und damit auch keine Grundlage für eine Bistumsgründung. Damit korrespondiert, dass die große Studie über karolingerzeitliche Mauertechnik [Papajanni/Ley 2016] zwar Funde aus Osnabrück präsentiert, aber keine aus Münster.

„Die Suche nach dem ältesten Siedlungskern Münsters ist noch nicht beendet: Mehrere Ausgrabungen der Stadtarchäologie in der Altstadt von Münster erbrachten Besiedlungsspuren des frühen Mittelalters.“ [WWU]

Bekanntlich stirbt die Hoffnung ganz zuletzt.

Aber für den ‘karolingischen’ Missionar und Bistumsgründer haben Münsters Archäologen noch eine weit bittere ‘Kröte’.

„Für Überraschungen sorgte jedoch eine großflächige Grabung im Jahr 2010 am Alten Fischmarkt: Hier wurden eine Hofanlage und christliche Gräber der vermutlich sächsischen Siedler aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts freigelegt.“ [WWU]

Wofür bedurfte es des ‘karolingischen’ Missionars Ludger/Liudger (* um 742 bei Utrecht; † 26. März 809 bei Billerbeck), wenn in Münster schon Jahrzehnte (Jahrhunderte) vor ihm christliche Sachsen lebten? Nun kann die seit 1128 alljährlich in Werden (Essen) stattfindende Prozession mit Ludgers Gebeinen eingestellt werden.

Fazit

Münsters Archäologen haben den Bistumsgründer Ludger/Liudger mit wissenschaftlicher Gründlichkeit aus der realen Geschichte der Entstehung Münsters gestrichen, auch wenn sie es in der Öffentlichkeit nicht direkt äußern.

In der beigefügten Karte der Ausgrabungen und ihrer Datierungen aus der Ausstellung wird der Befund aus den Zitaten bestätigt.

Literatur

Papajanni, Katarina / Ley, Judith (2016): *Karolingerzeitliche Mauertechnik in Deutschland und in der Schweiz*; Regensburg

WWU (2016): *Fundsache Münster – Ausgrabungen vom Stadtrand bis zum Domplatz*; Ausstellung im Archäologischen Museum der WWU (Westfälische Wilhelms-Universität), Fürstenberghaus am Domplatz, 03.09. - 30.10.2016

Werner Thiel, Greven

Wo waren die mittelalterlichen Skriptorien? oder Die Umdatierung des St. Galler Pseudoplane

Heribert Illig

Das Arbeiten im Skriptorium

„Eine der wesentlichen Arbeiten der Mönche, neben Gebet, Meditation und Kontemplation und den im Alltag erforderlichen handwerklichen Tätigkeiten, wurde im Skriptorium ausgeführt“ [wiki ↔ Abbaye de Sainte-Marie de Valmagne]

„Gemeint ist damit meist ein nicht näher definierter Raum innerhalb der Klosteranlage. [...] Jedoch wissen wir nur wenig über Ort und Aussehen der Skriptorien zur Zeit der Entstehung des Planes von St. Gallen oder der Zeit davor“ [Hauschild, 32].

Es wird sich rasch zeigen, dass dieses Urteil einer Kennerin sich nicht auf frühe Zeiten beschränkt, tappen wir doch auch nach ca. 820, in späteren Jahrhunderten noch weitgehend im Dunkeln. Dabei geht es beim Skriptorium um die geistige, wenn nicht sogar geistliche Keimzelle der Klöster, entstanden doch hier alle liturgischen Texte für die Kirche nebenan. Später gab es solche auch bei Kathedralschulen und Bischofssitzen. Sie waren für „Urkunden und (Buch-)Handschriften“ zuständig; ob sie in ein und derselben Werkstatt entstanden, „muß für die frühen Klöster Europas offenbleiben, auch im Falle St. Gallens“ [Ochsenbein, 31]. Die

„Schreibstätte für das Rechtswesen – später Kanzlei genannt – und jene für das Buchwesen arbeiteten für verschiedene Zwecke und unter unterschiedlichen Bedingungen. Die erstere, die auch Laien einbezog, arbeitete mindestens teilweise außerhalb der Klausur, oft auch außerhalb des Klosters oder gar weit auswärts. [...] Das mönchische Bücherschreiben indes geschah innerhalb der Klausur [...] auch die Buchmalerei, alle Illuminierungspraktiken bis hin zur Blattgoldtechnik sowie die Einbandkunst, die – auf ihrer höchsten, ‚kaiserlichen‘ Stufe – auch Elfenbein-, Edelmetall- und Edelsteinarbeiten einschließen konnte“ [Ochsenbein, 31].

Über die räumliche Situation der Kanzleien sind wir sehr schlecht unterrichtet, was weniger verwundern muss als die ebenfalls verblüffend vage Situation bei den Skriptorien, die doch das schriftliche Material für Liturgie und Zeremonien innerhalb der Klöster schufen. Immerhin ist Ihre Arbeitsweise bekannt.

„Geschrieben wurde auf Pergament: gegerbte, mit Bimsstein geglättete Tierhäute, die zu Bogen gefaltet wurden. Der Schreiber legte die Bögen auf ein schräg ansteigendes Pult. Er benutzte einen Federkiel, den er bei Bedarf mit einem Messer schärfte. Er tauchte ihn in Tinte aus Vitriol, Galläpfel, Gummi, Bier und Essig und hatte immer einen Schaber in Reichweite, um Fehler zu entfernen.

Das Skriptorium arbeitete wie eine Werkstatt. Der Leiter verteilte die Aufgaben, machte Vorgaben, kontrollierte die Arbeit der Schreibermönche und nahm die nötigen Korrekturen vor. Die Mitglieder des Skriptoriums arbeiteten schweigend“ [Cardini, 179].

Der Schreiber braucht im übertragenen Sinne Gans, Stier, Schaf und Schlehdorn [*frankenthal*]. Federkiel als Schreibrohr, Horn als ‘Tintenfass’ und Pergament erschließen sich unmittelbar. Die Schlehe liefert verschiedene Farbstufen für die Tinte; benötigt werden für tiefes Schwarz auch Ruß (lichtecht, aber wasserlöslich) oder Galläpfel und Eisenvitriol (wasserfest, nicht lichtecht und Tintenfraß auslösend).

„Vom 9. Jh. an fand sich in fast allen Klöstern eine Schreibstube, in der strenge Regeln herrschten. So lange das feuchtigkeitsempfindliche Pergament als Beschreibstoff benutzt wurde, sollte im Skriptorium eine konstante Luftfeuchtigkeit und Temperatur herrschen. (Eine anonyme Handschrift des 12. Jh. »Compendium artis picturae« fordert: »Sei aufs äußerste bedacht, nicht an zu trockenem Platze zu arbeiten, und bleibe mit Deiner Arbeit in einer feuchten Luft.« Als optimal werden ca. 40% bei 20°C angesehen.) Wo mit Papier gearbeitet wurde, durfte wegen der großen Brandgefahr kein offenes Licht verwendet werden. Um die Konzentration der Schreiber (Antiquarii) und Illuminatoren (rubricatores/Initialenmaler und miniatores/Illustratoren) nicht zu stören, bestand Redeverbot; das leise Murmeln der Kopisten, mit dem sie den Text in ihrem auditiven Gedächtnis einprägten, war unumgänglich. Zutritt hatten außer den Beschäftigten nur wenige Vorgesetzte“ [Schels ↔ Skriptorium].

Das entspricht den gängigen Vorstellungen einer Schreibstube, wie sie uns auch der Film *Der Name der Rose* [Annaud 1986] vermittelt und bekräftigt hat, allerdings erst für das 14. Jh. Überraschenderweise tritt nicht nur die Bibliothek, sondern auch das Skriptorium, Zentrum des geistig-geistlichen Höhenflugs des jeweiligen Klosters, in heutigen Klosterplanbeschriftungen mehr als selten auf. Einzige mir bekannte Ausnahme ist der St. Galler Idealplan, der bereits nach den Ausführungen im letzten Heft [138-178] als Pseudoplan zu bezeichnen ist. Er sieht einen Raum von gut 100 m² vor, mit sieben Schreibplätzen, Wandbänken an der Innenwand und einem Ablagetisch in der Mitte [Hecht, 108]. Da der Plan bei 820 gesehen wird, liegt er nahe dem Beginn ambitionierter Schreibkultur – als ältestes Werk von Karls Hofschule gilt das

Godescalc-Evangelistar, 781/83. Er müsste also damalige Realität widerspiegeln und tradieren; Äbte und Baumeister sollten ihm ab da gefolgt sein. Doch dem ist in keiner Weise der Fall. Indem wir auf die früher wiedergegebene Liste der Bibliotheken zurückgreifen [Illig 2016, 144-147], erhalten wir für Skriptorien eine nur dürftige Aufstellung.

Hinweise auf Skriptorien

- 820 Pseudoplan St. Gallen, nur auf Pergament;
- 830 Reichenau, Kloster Mitterzell: Bei Grabungen wurde ein schmal-länglicher Raum nachgewiesen und als „sog. Skriptorium“ bezeichnet.
- 970 Abbildung in der Apokalypse des Beatus von Liébena (Handschrift);
- 1020 Cluny II: Das Skriptorium ist im Nordflügel des Kreuzganges untergebracht, der zwischen 981 und 1050 an die Kirche angebaut worden ist [vgl. Illig 2016b, 160 f.].
- 1153 Fontenay: Der „Saal der Mönche“ war ein Mehrzweckraum; er ist 30 m lang und zweischiffig. In ihm wurde u. a. gewebt und Leder bearbeitet. „Hier fand auch die Arbeit der Kopisten statt, die in den Zisterzienserabteien über keinen eigenen Raum verfügten“ [fontenay].
- 12. Jh. Hirsau: vielleicht erste Einzelzellen für Schreiber [Römer, 44]; wahrscheinlich deutlich später.
- 1200 Ab dem 13. Jh. werden Skriptorien in Innenräumen untergebracht [Hauschild, 37]. Und es gilt: „Vom 13. bis zum 15./16. Jahrhundert gab es [St. Gallen], wie in den meisten großen benediktinischen Abteien Europas, kein fest etabliertes Scriptorium mehr“ [Ochsenbein, 32].
- 1225 Mont-Saint-Michel: „Salle des Chevaliers“, auch Skriptorium genannt;
- 1260 Cîteaux: Kopistenkreuzgang [cîteaux] oder erst nach 1300 [Pötschke, 106].
- 1327 (*Ecos Riesenscriptorium* in Name der Rose);
- 15. Jh. Cîteaux: Sechs kleine Skriptoriumszellen werden eingerichtet;
- 1495 Clairvaux: Neubau von Bibliothek und Skriptorium.

Die Zisterzienser betrieben seit ihrer Gründung, 1098, auch Skriptorien, für die es aber (s.o.) keine eigenen Räume gab. Vorangehende Benediktinerabteien sind praktisch durchweg so oft erweitert und umgebaut worden, dass sie keine Rückschlüsse erlauben; es begegnen uns auch kaum rekonstruierte Grundrisse. Einer mit der mittelalterlich verbürgten Legende „Skriptorium“ ist mir nicht bekannt geworden. Für das 9., 10. und 11. Jh. lässt sich nur auf das sog. Skriptorium in Mitterzell auf der Reichenau verweisen.

Details zu den Skriptorien

Klostergrundrisse lassen keine Hinweise auf Skriptorien erkennen – und das durch Vorromanik, Romanik und Gotik hindurch. Doch die Kunsthistorikerin Stephanie HAUSCHILD findet zur Rettung der herrschenden Lehre eine Darstellung, die in die Zeit um 970 datiert wird (s. Titelbild des Heftes). Der zugrunde liegende, in Asturien verfasste Beatus-Text soll aus der Zeit um 776 stammen; seine zum Teil illustrierten 34 Kopien werden auf 9. bis 16. Jh. verteilt [wiki ↔ Beatus von Liébana]. Wie in einer vorne geöffneten Puppenstube wird eine Schreibräumung mit zwei Schreibern in einem Obergeschoss gezeigt; im anschließenden Raum wird Pergament zugeschnitten. Fenster können bei dieser Darstellungsform nicht gezeigt werden. Der Raum für Schreiber und Zeichner ist an einen vierstöckigen Turm angelehnt, dessen vorkragender Umgang an einen Wachturm erinnert und den zwei Glockenstühle mit jeweils einer Glocke bekrönen. Demnach hätte es immerhin 140 Jahre nach dem Pseudoplan ein selbständiges Skriptorium, zumindest eine Vorstellung von ihm gegeben. Ob Klöster um 970 mit (Wach-)Türmen geschützt waren und bereits Glocken hatten, bleibe dahingestellt [vgl. Illig 2016a]. Notker I. Balbulus, um 883 angesetzt, erzählt in seinen *Gesta Karoli Magni* 'natürlich' von einem Glockengiesser in St. Gallen [Nieden, 51 f.].

Aus der Zeit um 1220 stammt eine Bildvariante, bei der ein drittes Türmchen samt Glocke hinzukommt, während der Pergamentzuschneider seinen Arbeitsplatz fast zur Gänze verliert. Diese Darstellung ist um Details bereichert, zum Teil aber auch frei im Umgang mit ihrer Vorlage. Sie ist also später anzusetzen, aber wirklich um 250 Jahre? Wenn wir eine Fassung der Beatus-Apokalypse im späten 10. Jh. belassen, dann hätten wir wenigstens einen Hinweis auf ein Skriptorium des 10. Jh., von der Darstellung her ist auch frühes 13. Jh. möglich.

HAUSCHILD [35] selbst beachtet aber weder das deutlich verfrühte Skriptorium des Pseudoplane noch das verfrühte von Asturien, sondern erläutert: „Auch das Klosterskriptorium hatte in der ersten Hälfte des Mittelalters seinen Platz meist im Kreuzgang“. Dort war es tagsüber hell, es gab die zentrale Wasserstelle des Klosters, beschriebene Blätter konnten dort trocknen, und so wurden zahlreiche Tätigkeiten von Mönchen und Brüdern dort absolviert [ebd. 35]. Allerdings waren solche Arbeitsplätze sehr zugig [ebd. 87] und boten keine guten Lichtverhältnisse.

„Bis in das 12. Jahrhundert wurden die allermeisten klösterlichen Bücher im Kreuzgang geschrieben und bemalt. Erst ab dem 13. Jahrhundert finden wir Bilder von Schreibern und Malern in Innenräumen“ [Hauschild, 37].

Dazu bringt die Forscherin eine nur zeitlich passende Miniatur: Im Bremer Evangeliar für Kaiser Heinrich II. († 1024) sind zwei Schreibende so darge-

stellt, als ob sie dicht an den Säulen eines Kreuzgangs arbeiten würden [Hauschild, 35 f., 52]. Die Kunsthistorikerin widerspricht sich bei ihrer Beschreibung selbst: Der eine Schreiber ist mit roter Gewandung, gelbem Umhang und schwarzen Strümpfen oder Beinkleidern als Laie dargestellt und hätte nach Hauschilds [36] eigener Meinung den Kreuzgang gar nicht betreten dürfen. Deshalb sieht Ralf STAMMBERGER [46] mit größerem Recht die Schreiber nicht im Kreuzgang, sondern vor einer stilisierten Ansicht der Abteikirche zu Echternach. Mit HAUSCHILDS Hinweis auf das 13. Jh. korrespondiert NOLLS Abgleich zwischen Pseudoplan und einst existenten Bibliotheken bzw. Skriptorien: „In Deutschland sind solche Räume in dieser ungewöhnlichen Größe erst mit dem späten 13. Jh. bekannt“ [Lehmann, III:312 gemäß Noll, 40].

Andrea ZUR NIEDEN [2008, 292] hat in ihrer Dissertation ebenfalls im Kreuzgang Schreibende gesehen:

„In einigen Klöstern sammelten sich die Brüder zum Schreiben noch im Kreuzgang, geplagt von der starken Zugluft und schlechten Witterungsverhältnissen, übten sie dort ihre Kunst aus. Die Schreibstube verfügte über keine Heizung, die Angst der Mönche vor der Feuergefahr war zu groß. Auch in der Bibliothek wurde aus dem gleichen Grund auf eine Heizung verzichtet. Als Alternative konnten die Schreiber bei Kälte in das Pisalis [Wärmeraum] gehen.“

Wenn sie dort nicht dauerhaft bleiben konnten, wäre das in der kalten Jahreszeit zu einem erwärmenden Rundlauf ausgeartet.

Weitere Zweifel am St. Galler Plan

Vorab

Der Pseudoplan entfaltet noch heute erstaunliche Wirkungen. Mitten im Wald Oberschwabens bauen Enthusiasten seit 2013 „die karolingische Klosteranlage Meßkirch“ – mit rein frühmittelalterlicher Technik und getreu nach dem Pseudoplan [wiki → Campus Galli]. Die gesamte Bauzeit wird auf 40 Jahre geschätzt. Seit 2014 ist die Kirche in Arbeit.

„Wir Archäologen bekommen dadurch auch neue Erkenntnisse. **Welche zum Beispiel?** Für das Dach unserer Kirche brauchen wir viele Holzschindeln. Die muss man aus Bäumen von relativ großem Durchmesser herstellen. Einen solchen Baum kann man aber nur zerteilen mit einer großen Säge. Die kommt aber in keiner schriftlichen und bildlichen Quelle des 9. Jahrhunderts vor, sondern erst ab dem 12. Jahrhundert. Wir folgern jetzt daraus, dass es solche Schrot-Sägen auch schon zu der Zeit gegeben haben muss.“ [Gasser 2016]

Beispielhaft zeigt dieses aktuelle Zitat, wie bedenkenlos begründete Datierung

gen umgeschrieben, ja vernichtet werden, nur um die Datierung des Pseudopans zu retten. 300 Jahre sind in diesem Fall gar kein Problem.

Abtspfalz

Nach Einstufung des gesamten Plans als Fiktion durch Volker HOFFMANN [1989; 1995] ließ uns die eingezeichnete Bibliothek ein erstes Mal an der herkömmlichen Datierung des Plans zweifeln, nun auch das Skriptorium. Damit erstirbt bereits die karolingische Bildungsoffensive großteils. Bei der weiteren Prüfung des Pseudopans schreiten wir einen weiten Bogen aus, bei dem die Stellung des Abtes innerhalb seines Konvents genauso geprüft wird wie Heilfürsorge oder Volksbildung. Je weiter diese kulturgeschichtlichen Fragen ausgreifen, desto volatiler wird die karolingische Zeit.

Der nächste Zweifel erhebt sich bei der sog. Abtspfalz, die zwar im Plan nicht mit diesem Namen bezeichnet worden ist, aber durchaus die Bezeichnung rechtfertigt, wenn man ihre Einrichtung so beschrieben sieht:

„Die Halle (der Abtspfalz) ist so von Zäunen rings umgeben. / Lichte Halle mit Arkaden. / Eine ähnliche Halle. / Eingang, / Wohnung des Abts, / Kaminecke [caminata], / Sitze, / Geschirrgestelle, / Eingang zur Kirche. / Schlafsaal, / darüber eine Kammer und (über der Wohnung des Abts) ein Söller. / Kaminecke. / Hier sind die Betten, / Klosett. Schlafräume der Bediensteten, / Küche, / Vorratsraum, / Badstube.“ [stgallplan]

Inschriftlich vermerkt ist „mansio abbatis“ gleich „Wohnung des Abts“, die sich innerhalb eines größeren, separierten Komplexes befindet. LEGLER [1989, 117] nennt dieses Gebäude bescheidener „Abthaus“, gleichwohl wirkt es nicht nur wie eine Pfalz, sondern sogar noch aufwändiger: „Es fällt schwer, zu diesem Bau unmittelbare Vergleichsbeispiele zu nennen [...] eine besonders anspruchsvolle karolingische Palastarchitektur“ [Jacobsen, 142]. Wenn man auch noch liest: „stattliche und komfortable Abtswohnung samt Nebengebäude für die Bedienung“ [Brunner 2015, 19], dann drängt sich der Einwand auf: Ist das nicht ein grundsätzlicher Verstoß *gegen* Benedikts Regel? In ihr steht lapidar:

„Alle schlafen – wenn möglich – in einem Raum; lässt die große Zahl es aber nicht zu, ruhen sie zu zehn oder zwanzig mit den Älteren, die für sie verantwortlich sind.“ [Regula B. 22: 4]

Nun kennt die Forschung aber auch die zweite Synode von Aachen, 816, auf der Benedikt von Aniane die Regel des Ordensgründers modifizierte, worauf sie Kaiser Ludwig für alle Klöster im Reich verbindlich erklärte. Dabei wurde auch eine Lösung für das Problem gesucht, wie Laien im Kloster speisen konnten, obwohl sie im Refektorium nicht zusammen mit den Mönchen zugelassen waren. Deshalb wurde die Abtspfalz zugestanden; hier konnte der Abt offiziell mit seinen Gästen speisen, im eigenen Refektorium [Nieden, 30], im „eigenen Repräsentations- und Empfangsraum mit eigener Küche und Dormi-

torium“ [Gwisdeck]. Aber war das bereits 820 ein hinreichender Grund, Benedikts ‘kommunistische’ Regel – alle beten, schlafen und essen gemeinsam – zugunsten der ‘Außenwelt’ aufzuweichen? Hätte nicht ein zusätzlicher Essraum außerhalb der Klausur genügt, wie in Cluny (s.u.)? Dann wären auch keine Bediensteten für das Abtshaus nötig gewesen.

Die Autorin ZUR NIEDEN [177] findet „eine eigene Residenz im [St. Galler] Plan durchaus verständlich“. Derartige Überlegungen sollen recht und schlecht durch die Legende gestützt werden, Benedikt v. Nursia habe in Montecassino mit seinem Adlatus einen „Turm“ bewohnt [Hecht, 263].

Demnach wäre diese Aussage für den Plan korrekt: „Im Norden dann der vornehme Bezirk mit Gästehaus, Schule und Abtspfalz“ [Weddige, 45]. Hans-Werner GOETZ [90] strapaziert die Ariane-Reform bis hart an die Grenzen, wenn er bereits für das 9. Jh. *generell* ein Abtshaus in Benediktinerklöstern sieht. Darin unterstützen ihn mit Walter HORN und Ernst BORN [1979, I:324; vgl. auch I:321] auch die Verfasser der ausführlichsten Studie zum Pseudoplan.

Im großen, wohl nicht 910 gegründeten Kloster *Cluny* gab es zumindest im 10. Jh. kein Abtshaus [Nieden, 175, Fn 660]; im Plan für 1050 (Cluny II) sind zwei Gästehäuser für Männer und Frauen rekonstruiert, dazwischen ein Speiseraum – aber keine Abtswohnung. Dort hätte der Abt mit seinen Gästen speisen können. Selbst in Cluny III (um 1157) findet sich auf dem Plan von Ausgräber Kenneth J. CONANT zwar eine Abtskapelle, aber keine Abtswohnung [Wollasch, 168]. Und dieses Kloster war damals für Hunderte anderer Klöster bestimmend. Erst im Grundriss für ca. 1600 ist links der Kirche ein großer Abtsgarten eingezeichnet; die zugehörigen, lange nach dem 12. Jh. errichteten Räumlichkeiten dürften den ‘Abtspalast’ dargestellt haben.

Andererseits wird im frühmittelalterlichen *St. Gallen*, für das die schriftliche Quellen deutlich stärker sprechen als die archäologischen, ein Abtshaus schriftlich bezeugt: „Die Pfalz des Abtes Grimald (841–872), Wohnung und Amtssitz zugleich, stand nordöstlich des Gallusmünsters“ [Vogler, 193]. Auch diese Quelle wird im Weiteren als antizipatorisch erkennbar.

Im nahe verbundenen Kloster Mitterzell auf der *Reichenau* gab es zwei spezielle Traditionen. Da habe Walahfrid Strabo gegen 830 berichtet, über ein Haus mit Vorhof zu verfügen. Allerdings – so die klösterliche Überlieferung – wäre er erst 838 zum Abt gewählt worden und hätte erst 842 das Amt übernehmen können. Und im späten 10. Jh. habe Abt Witigowo (985–997) eine Pfalz für Kaiser Otto III. gebaut [Nieden, 178], wie sein Biograph Purchart von Reichenau berichtet, der von weiteren 13 Bauten Witigowos wissen will [Kuder, 133]. Ob der Kaiser sie jemals benutzt hat, muss offen bleiben. Mit Sicherheit haben die Äbte sie ab einem unbekanntem Zeitpunkt bis ins 13. Jh. bewohnt und dort auch hohe Gäste beherbergt [wiki ↔ Witigowo]. Doch ab

wann? Laut ZETTLER [153] wird eine Abtspfalz zum ersten Mal 1184 urkundlich genannt. Diese Jahresangabe wird sich unten bestens einfügen.

Vergleichbare Nachrichten kommen deutlich später. In *The customs of Udalric* von 1085 steht das Bett des Abtes noch mitten im Dormitorium. Wibald von Stablo (1098–1158), auch als Diplomat für die Hofkanzlei tätig, wurde 1146 in Corvey Abt, worauf er sich ein Abtshaus einrichtete [Nieden, 175, Fn 657; 178, Fn 672]. Ähnliches wird vom *Mont Saint-Michel* berichtet:

„Als klarer Bruch zwischen dem Abt und dem Rest der Gemeinschaft zeichnete sich der Bau seiner eigenen Wohnräume ab. Schon der berühmteste Abt von Mont Saint-Michel, Robert de Torigny, ließ seine eigenen Wohnräume in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts im äußeren westlichen Teil des Klosters errichten. Es handelte sich bei den Wohnräumen aus dem 12. Jahrhundert um zwei kleine Räume, in die man durch das Offizialat aus dem 11. Jahrhundert gelangte. Schon diese Räume bewiesen, dass sich das Leben der Klostersgemeinschaft schon im 12. Jahrhundert grundlegend verändert hatte, denn bis zum Bau seiner eigenen Wohnräume hatte der Abt immer die Ordensregel des Heiligen Benedikt beachtet, nach der er den Schlafsaal der Mönche teilen musste.“ [msm]

Zu Robert de Thorigny (Torigni) ist anzufügen, dass er von ca. 1110 bis 1186 gelebt hat, als Abt „stärker der säkularen Welt“ verbunden war und als Chronist sowohl die *Gesta Normannorum Ducum* für das 12. Jh. überarbeitete, als auch die Chronik des Sigebert von Gembloux um Anhänge für die Zeit von 385 bis 1100 ergänzte [wiki ↔ Robert von Torigni]. Erst mit diesem weltlichen und wissenschaftlichen Interesse konnte ein Benediktinerabt so frei schalten. Die Zisterzienser gestatteten ein eigenes Abtshaus ab dem 13. Jh. Andere Klöster haben oft erst im 18. Jh. derartige ‘Abt-Etablissements’ errichtet, wie die bereits genannten Klöster Eberbach (1722 [wiki ↔ Kloster Eberbach]) oder Fontenay mit seinem im Rokoko-Stil gebauten „Abtspalast“, der in der ersten Hälfte des 18. Jh. entstand [wiki ↔ Fontenay (Abtei); fr.wiki ↔ Abbaye de Fontenay].

Demnach ist die Benedikt-Regel tatsächlich aufgeweicht worden, aber nicht phantomzeitlich um 817 und wohl auch nicht gegen 990, sondern erst gegen 1150! Dabei galt noch immer, dass der Abt keine Sonderwünsche stellen solle [Nieden, 192]. Doch wie steht es ums Frühmittelalter? Gemäß der anianischen Reformsynode müsste es z.B. im Kloster auch einen „carcer“ geben, doch er fehlt auf dem Pseudoplan. Insofern haben mindestens sieben Forscher [Nieden, 29, Fn. 100] zu einer changierenden Sicht gefunden:

„Die neuere Forschung hat eine Nähe zwischen den Beschlüssen von Aachen und dem Plan von St. Gallen zwar zugestanden, aber einen zeitlichen und kausalen Zusammenhang abgestritten. Es war den Forschern aufgefallen, dass nicht alles von der Reform im Plan übernommen wurde,

beispielsweise die Vorschriften, die in Aachen für das Klaustrum getroffen wurden“ [ebd. 29 f.].

Aus Sicht des erfundenen Mittelalters sind die Reformpläne Benedikts von Aniane eine spätere Rückschau, wie alle hier zitierten Einzelmeinungen aus der Zeit vor 911 – und damit nachgeschobene Begründungen für ein erwachendes Klosterleben unter Karl, indirekt auch für besonders frühen Klosterbesitz. So kann die Abtspfalz auf dem Pseudoplan ohne weiteres deutlich später datiert werden. Es lässt sich zusammenfassen: Wenn man mit St. Gallen und Reichenau zwei besonders alt sein wollende Klöster ausklammert, dann begegnen wir ersten Abtshäusern im 12. Jh., ab da bis ins 18. Jh. Einzelzellen für schreibende Mönche erscheinen zeitlich vor den Abtshäusern kaum denkbar. Noch die beiden bescheidenen Separaträume auf dem Mont-Saint-Michel von ca. 1175 könnten dem Pseudoplan vorausgegangen sein.

Das gebundene Maßsystem

Ab der Romanik zeichnet es die Architekturgeschichte des Abendlands aus, möglichst mit Hilfe einer einzigen Maßvorgabe den gesamten Bau zu konstruieren [vgl. Illig 1996, 246-248]. Dieses Streben manifestiert sich seit der Jahrtausendwende, genau genommen seit Sankt Michael in Hildesheim, das von 1010 bis 1033 gebaut worden ist: Der

„Weg zum »gebundenen System« ist gewiesen, zur Einbeziehung aller Raumteile in das feste, aus dem Quadrat gewonnene Maßsystem, Querhausflügel, Seitenschiffe und Fenstersetzung folgen noch nicht der straffen Gestaltung. Diesen Schritt vollzieht erst wenig später die frühsalische Zeit“ [Adam, 16].

Von nun an wird dem „sog. quadratischen Schematismus“ entsprochen [ebd. 56]. Es ist kein Zufall, wenn Ernst ADAM zu seiner Herleitung anachronistischerweise auch den Plan von St. Gallen benutzt;

„er ist die einzige überlieferte Bauzeichnung der ganzen vorgotischen Zeit. Er gibt außer der Kirche einen gesamten Klosterkomplex wieder. Da keine karolingischen Klosteranlagen mehr erhalten sind – noch stehende Gesamtanlagen kennen wir erst von Zisterzienserklöstern des 12. Jh. – läßt sich nur mit Hilfe dieses Planes der klar geordnete, bis ins Kleinste entsprechend der Benediktinerregel durchdachte Organismus eines Klosters der mittelalterlichen Frühzeit erfassen“ [Adam, 13].

Florian HUBER [2002] gelang es sogar, dem Pseudoplan ein quadratisches Rasternetz zu unterlegen und so ein Einheitsmaß zu definieren. Ein derartiger, sauber durchgeführter Raster, scheinbar 200 Jahre vor Hildesheims St. Michael, bestätigt die anachronistische Datierung des Pseudoplane. Franz HOLLÄNDER bringt für diese Kirche die gleiche Herleitung:

„Das Vierungsquadrat ist nun das Grundmaß, es ist im Langhaus dreimal enthalten. Derart entstand hier das erste Raumsystem, das als Ganzes die Struktur der Einzelheiten definiert. Zwar erstrebte schon der *St. Galler Klosterplan* ein bestimmtes Maßverhältnis der Teile zueinander, aber dieser Plan war nicht ausgeführt worden“ [Holländer, 121].

Das jedoch ist überhaupt kein Argument. Wer den Plan für karolingisch hält, muss akzeptieren, dass bereits im frühen 9. Jh. jene Gestaltungskriterien gegolten hätten, die erst im frühen 11. Jh. zum Tragen kamen. Das bringt den Pseudoplan zumindest ins 11. Jh.

Kreuzgang

Auch für diese Bauform gibt es Spezialisten. Rolf LEGLER hat zu diesem Thema 1984 promoviert, ist ihm 30 Jahre treu geblieben und hat deutlich zu machen versucht, dass es keine Kreuzgänge vor 800 gegeben hat.

„Wenn Braunfels meint, der Kreuzgang »war für die Benediktinerklöster um 800 eine Selbstverständlichkeit geworden«, so mutet dieses Formulierung doch etwas voreilig an. Für die Zeit vor 800 kann kein einziges Beispiel mit Sicherheit genannt werden“ [Legler 1989, 93].

Damit tritt er den Grabungskonsequenzen auf der Reichenau entgegen, die REISSER und ZETTLER [268] so einschätzen:

„Wenn in Reichenau das Klaustrum schon im mittleren 8. Jahrhundert in einer derart ausgebildeten Form entgegentritt, so kann die Genese solcher Anlagen und ihre allgemeine Verbreitung nicht mehr mit Walter Horn in die karolingische Epoche und schon gar nicht – so Jean Hubert – in noch spätere Zeit gesetzt werden.“

Indem die beiden Autoren das Klaustrum bereits um die Mitte des 8. Jh. so ausgebildet sahen, müsste die „Genese solcher Anlagen“ bereits – ohne bestätigende Grabungsbefunde – im 7. Jh. einsetzen. Weil eine Grabung auf der Reichenau frühe karolingische Klosterkultur ans Licht gebracht haben *müsste*, kann gar nicht erst der Gedanke entstehen, das Ausgegrabene im 10. Jh. anzusiedeln, wo es erstmals problemlos möglich wäre; gleichzeitig wird die Spät-datierung durch Jean HUBERT zurückgewiesen. Dieses Verhalten ist das häufigere: Weil der Pseudoplan in Einklang steht mit Hildemars Kommentar zur Krankenpflege – der Mönch starb 850 nach Aufhalten in Klöstern von Brescia und Civate – [Nieden, 358], schließt ZUR NIEDEN [412 f.]:

„Der Plan war demnach keine Neukonstruktion, sondern das Resultat langer praktischer Übung. [...]“

Ein weiteres Beispiel für die Erfahrung des Zeichners, die seit der Zeit Benedikts in den Plan einfloß, ist das Klaustrum. Zwar verlangte Benedikt ein Dormitorium und ein Refektorium für die Brüder, jedoch keine kom-

plexe Anlage. Diese schuf erst der Zeichner mit einer Klausur, die aus den beiden verlangten Räumen Dormitorium und Refektorium bestand, sowie aus dem Wärmeraum und dem Kreuzgang. Im Plan selbst fügte er zum Refektorium die notwendige Küche an, die Regel klärt das Maß der Speisen.“

Der Pseudoplan bleibt umso mehr „das Resultat langer praktischer Übung“, wenn er aus dem 12. bis 15. Jh. stammt. Im 12. Jh. wurde bei den Zisterziensern die Klausur, erweitert um das Kapitelhaus, immer so gestaltet. Außerdem haben wir gelernt, dass je nach Forscher das Entstehen des Kreuzgangs bereits im 7. Jh. (REISSER), aber ebenso gut im 10. Jh. (HUBERT) angesetzt werden kann.

Zurück zu LEGLERS Überlegungen. Nach einigen archäologischen Funden, die in die Zeit von 800 bis 840 gesetzt werden – selbstverständlich immer im Abgleich mit schriftlichen Berichten, denen der Datierungsprimat zugesprochen ist –, bricht der hoffnungsvolle Anfang jäh zusammen: „das erste Fanal endigt so schnell, wie es aufgetaucht war“, denn es folgt „**Die Dunkelzone** (von ca. 840 bis 1000)“ [Legler 2007, 36; seine Hvhg.]. Da dies angesichts des gleichzeitigen Aufblühens von Cluny, seiner unterstellten Klöster oder von Gorze mehr als unwahrscheinlich ist, fügt er nach „wie es aufgetaucht war“ einen Stummelsatz mit nur zwei Worten an: „Zumindest scheinbar.“ [ebd.] Um diese kryptische Entwicklungsphase zu motivieren, setzt sich für ihn der benediktinische Gedanke „im Rahmen eines zweiten Schubs“ durch [ebd.], archäologisch belegt nur durch Kölns St. Pantaleon im späteren 10. Jh. „Doch spätestens Anfang des 11. Jhs. steht die Kernklausur mit einbeschriebenem Kreuzgang als quasi kanonischer Typ unverrückbar fest“ [ebd.].

Was LEGLER auf einer Seite beschreibt, ist eine Erklärung, die mühsam die bestehenden Widersprüche niederhält oder künstlich vereint, um zu einer Lösung zu kommen. Die Vorläufer bis 800 erfunden, dann 40 Jahre Formbildung, archäologisch belegt durch Müstair, Lorsch, Kornelimünster, St. Gallen, Hamage, vielleicht auch Freckenhorst und Hersfeld [Legler 2007, 24 f.], danach eine 160-jährige Dunkelzone, in der zugleich, aber kaum oder gar nicht erkennbar ein zweiter Schub die Entwicklung der abendländischen Kreuzgangs vorantreibt und so um 1000 zur festen, kanonischen Form führt, die andere bereits um 800 für erreicht halten. Ab 1000 beginnt das „Jahrhundert der Kreuzgänge“, die Anfänge vertreten durch St-Martin-du-Canigou, St-Guilhem-le-Desert, Conques, Tournus oder Alt-St. Peter in Straßburg [Legler 2007, 37 f.] (zuletzt ist wohl Saint-Pierre-le-Jeune protestant mit seinem romanischen Kreuzgang gemeint). Es bleibt die ‘coincidentia oppositorum’, wonach der Pseudoplan bereits das Produkt langer praktischer Übung ist, aber dennoch das Klausurraum mitsamt Kreuzgang eine kluge Erfindung des Zeichners von ca. 820 sei.

LEGLERS These hat sich mit Grabungen im Kloster Reichenau-Mitterzell erledigt. Denn dort zeigte sich unter dem ersten Kreuzgang aus Stein ein älterer aus Holz an gleicher Stelle.

„Diese erste Mittelzeller Klausur zeigte bereits alle Eigenheiten eines charakteristischen Benediktinerklosters, mit dem großen quadratischen Kreuzgang und regelhaft angeordneten Wohnräumen der Mönche“ [Untermann, 164].

Er wird der Zeit von 724/30 zugewiesen, liegt also weit vor LEGLERS Urknall von 800 und vor seiner Dunkelzone von 840 bis 1000. Auch wenn dieser hölzerne Kreuzgang vom ersten Drittel des 8. ins erste Drittel des 10. Jh. umdatiert wird (separat publiziert), kann das LEGLERS Schema nicht retten. Bei Kloster Herrenchiemsee liegen nur Indizien für einen hölzernen Kreuzgang vor, dessen beide Ausführungen im 7./10. Jh. (600–614||911–1000) anzusetzen sind [vgl. Illig 2008, 119 f., 137].

Ursprung aller Widersprüche ist das Alter des Plans, das natürlich die Datierung ergrabener Reste beeinflusst hat: Alle Forscher setzten das Zeichnen des Plans im ersten Drittel des 9. Jh. bedenkenlos als gegeben an. Nur Günter NOLL [61 f.] wollte die aus Indizien mühsam erschlossene, aber unbekannte Erstzeichnung in die Zeit um 680 legen, die Kopie jedoch 140 Jahre später im ersten Drittel des 9. Jh. belassen. Erst wenn man die Zeitstellung um 820/30 in Frage stellt – laut Volker HOFFMANN [2016] ist der Verfasser der erste, der es getan hat –, lässt sich eine wirkliche Lösung finden. Nehmen wir an, der Plan wäre im späten 12. Jh. gezeichnet worden: Dann führt die Praxis im 10. Jh. zum Klausurum mit Kreuzgang, in Holz oder wie in Köln, St. Pantaleon, in Stein. Nun wäre der Plan keine geniale Lösung eines unbekanntes Zeichners, weil er nicht um drei Jahrhunderte all den Zisterzienser-Klöstern vorausgeht, die ab dem 12. Jh. gebaut worden sind. Wenn wir hören, dass deren Gründer Bernhard von Clairvaux mit seinen Celleraren Gaufrid und Achard ein funktionales Programm zur Klostergründung entwickelt hat [Leroux-Dhuys, 174], dem die Bauten dieses Ordens zumindest im 12. Jh. entsprochen haben, so lässt sich ohne weiteres der Plan von St. Gallen *nach* den Gründungen der ersten fünf Zisterzienserklöster ansetzen: Cîteaux 1098, La Ferté 1113, Pontigny 1114, Clairvaux 1115 und Morimond 1115 [ebd. 37].

Archäologen haben den ältesten steinernen Kreuzgang bei St. Pantaleon in Köln nachgewiesen, der aus dem 10. Jh. stammen dürfte [Legler 1989, 186]: Weil Erzbischof Bruno von Köln in seinem Testament von 965 einen Geldbetrag „ad claustrum perficiendum“, also zur Vollendung des Kreuzgangs vorsieht, wird sein Bau bei 965 gesehen [ebd. 61]. Der erste gewölbte Kreuzgang wird um 1010 bzw. 1020 entweder in St-Martin-du-Canigou [ebd. 188 bzw. Legler 2007, 53] oder in St-Guilhem-le-Désert errichtet [ebd. 69], also im Süden Frankreichs. Letzteren sieht man gegenwärtig um 1030 begonnen [fr.wiki → Ab-

baye de Saint-Guilhem-le-Désert]. Beide entstammen der Romanik, die um 1000 mit größeren Wölbungen beginnt (St-Bénigne, Dijon), aber bis 1060 noch nicht wagen kann, das Mittelschiff von Speyer zu wölben [vgl. Illig 1996, 218]. Es erhält eine flache Holzdecke. Eine schräge Holzdecke erhielt im 11. Jh. auch der Kreuzgang von Jung-St. Peter in Straßburg.

Es wäre schön gewesen, wenn sich LEGLER als Spezialist auch detailliert mit den Einbauten in den Kreuzgängen hätte beschäftigen können, doch er verweist nur auf die Schränke beim Kircheneingang (armarium) oder auf das kleine Büchergelass, das – meist im baulichen Zusammenhang mit der Sakristei und vom Kreuzgang aus zugänglich – die noch immer kleinen, eigentlich winzigen Bücherbestände der Gemeinschaft aufgenommen hat. LEGLER [2007, 96] sieht hier „die kleine Handbibliothek des Klosters“, darf aber als Kreuzgangspezialist offen lassen, ob und wo im Kloster eine größere Bibliothek bestanden hätte.

Kreuzgang = claustrum ?

Bis heute besteht zumindest im romanisch-französischen Sprachraum ein verbales Problem. Während im Deutschen unterschieden werden kann zwischen Kloster, Klausur, Kreuzgang und Klosterhof, können diese Differenzierungen in dem Wort „cloître“ gefährlich verschwimmen [Legler 1989, 57]. Unter diesem Vorzeichen beunruhigt es LEGLER, dass es für den Kreuzgang sehr lange keinen eigenen Begriff gegeben habe.

„Man ist erschüttert – der Ausdruck sei hier erlaubt –, wenn man sich vor Augen führt, daß über ein Jahrhundert lang die Forschung im Bereich der Kreuzgangsarchitektur seit dem 6., spätestens seit dem 7. Jahrhundert eine Architekturform annahm, für die es bis zum 10. Jahrhundert praktisch kein Wort gab. [...] Für eine epochale Neuerung, einen revolutionären neuen Bautypus, das Herz der Klosteranlage, sollte es keinen Namen gegeben haben“ [ebd. 59].

Noch 2007 gibt es für ihn

„das befremdliche Faktum, dass ab der Einführung von zusammengesetzten Laufgängen im Inneren des ebenfalls geschlossenen Hofgevierts, ein eigenes Wort für die neue Architektur des Kreuzgangs lange nicht bestand“ [Legler 2007, 12].

Infolgedessen sei das Wort *claustrum* erst im Verlauf des 10. Jh. mit dem Wortsinn Kreuzgang belegt worden. Das kann in meiner Sichtweise auch nicht anders sein, weil Kreuzgänge ohnehin erst ab dem 10. Jh. gebaut worden sind. St. Pantaleon zu Köln als erster archäologisch nachgewiesener steinerner Kreuzgang nördlich der Alpen wird 965 im Testament des Erzbischofs Bruno auch explizit so genannt: *claustrum*. 1009 taucht dann der Begriff in

einer Schenkungsurkunde für die Kathedrale von Barcelona auf: „ipsa claustra qui est juxta ecclesiam“ [Legler 1989, 61].

Allerdings gibt es *eine* unerklärte, antizipatorische Verwendung des Begriffes *claustrum*: auf dem Plan von St. Gallen. Dort stehen drei einschlägige Vermerke zu den drei Kreuzgängen:

„*Kreuzgang der Mönche*: semitae per transuersum **claustri** quattuor / arcus / arcus / sauina · Vier Wege quer durch den **Kreuzgang** / Bögen / Bögen / Sevenbaum“.

„*Eingang für Klosterbedienstete*]; *Unterkunft des Hospizleiters*; *Sprechzimmer der Mönche*: Tota monasterio famulantum hic turba subintret / pausatio procuratoris pauperum / exitus et introitus ante **claustrum** ad conloquendum cum hospitibus et ad mandatum faciendum · Die ganze Schar der Klosterbediensteten soll hier (in die Kirche) eintreten / Ruhe- raum des Armenpflegers / Ein- und Ausgang vor dem **Kreuzgang** zum Gespräch mit den Gästen und zur Fusswaschung“.

„*Kreuzgang und Konventgebäude der Novizen*: Hoc **claustrum** oblati pulsantibus adsociantur [...] In diesem **Kreuzgang** werden die Oblaten den angehenden Mönchen beigelegt“ [st.gallplan: Hvhg. HI].

Die maßgeblichen Wissenschaftler des Projekts „St. Galler Plan“ – Bernard FRISCHER, Patrick GEARY und Barbara SCHEDL haben sich bei den Übersetzungen ins Deutsche an die von Walter BERSCHIN und Walter HORN gehalten, sprechen also jeweils von *Kreuzgang*. BERSCHIN selbst kommentiert nur die erste der drei Nennungen:

„*claustrum* (cf. 2.1). Durch die Zeichnung an dieser Stelle ist gesichert, dass *claustrum* für die Planverfasser nicht mehr «Klausurbereich» (so die ältere Bezeichnung), sondern enger und konkreter gebraucht wird für «Kreuzgang». Damit scheint der St. Galler Klosterplan für diese Wortbedeutung den ältesten Beleg zu bieten“ [Berschin 2002, 128].

Seine zugehörige Fußnote Nr. 23 lautet:

„Mehr als ein Jahrhundert jünger ist der älteste Beleg, den das Mittellateinische Wörterbuch s. v. *claustrum* nennt: der Reichenauer Text *De pretioso sanguine domini nostri* c. 27.“

Die älteste Handschrift dieses Reichenauer Textes wird auf das ausgehende 10. Jh. datiert [Walz, 234], bestätigt also den Wortgebrauch ab der zweiten Hälfte des 10. Jh. Beim dritten Plan-Kreuzgang, im Bereich der Novizen versteht sich *claustrum* ohnehin als Kreuzgang, nachdem die ‘Neulinge’ kein eigenes Claustrum im Sinne von Klausur haben können.

Weil LEGLER den Wortgebrauch erst im 11. Jh. akzeptiert, muss er die einschlägigen Bezeichnungen auf dem Pseudoplan abstreiten. Er betont [Legler 2007, 12] gegen BERSCHIN, das Wort *claustrum* werde ausschließlich für Klau-

sur verwendet, ansonsten für die einzelnen Laufgänge des Kreuzgangs die Begriffe „porticus, ambitus, ambulacrum etc.“. Doch dem lässt sich in keiner Weise folgen, zumal von den drei Begriffen lediglich „porticus“ (acht Mal) auf dem Plan vermerkt ist.

Die Benennung *claustrum* für Kreuzgang kommt auf dem Pseudoplan eindeutig zu früh, bringt also das Pergament, dessen Original bei 819 [ebd.], die erhaltene Kopie bei 830 oder sogar bei 837 gesehen wird, zumindest in die Zeit des späten 10. Jh., tatsächlich wohl noch deutlich näher an unsere Gegenwart.

Wenn LEGLER [2007, 32, 90] den Pseudoplan nicht für eine Utopie hält, so ist ihm nur insofern beizupflichten, dass der Plan erst gezeichnet worden ist, als Klöster längst nach einem sich entwickelnden Schema gebaut worden sind, der Plan also nur die Variation oder Verbesserung einer bereits gefundenen Lösung darstellt.

Die wegen dem Pseudoplan verkomplizierte Wortableitung ist in Wahrheit viel einfacher. Aus *claustrum* entsteht im späteren 10. Jh. die Benennung für *Kreuzgang* und wird ab da zunehmend benutzt. Dafür muss nur der Pseudoplan jünger datiert werden.

Gartenbepflanzung

Ein Garten gehörte bereits in der Benediktus-Regel [7,63] zum Kloster; er sollte möglichst innerhalb des Areals liegen. Insofern überraschen die zahlreichen Benennungen von Gemüsen, medizinischen Pflanzen und Bäumen auf dem Pseudoplan nicht [Leroux-Dhuys, 67]:

„Zwiebel, Knoblauch, Lauch, Schalotten, Sellerie, Petersilie, Koriander, Kerbel, Dill, Kopfsalat, Mohn, Pfefferkraut, Rettiche, Pastinaken, Mohn, Kohl, Mangold, Schwarzkümmel.

/ Salbei / Krauseminze / Raute / Kümmel / Schwertlilie / Liebstöckel / Poleiminze / Fenchel / Stangenbohne / Pfefferkraut / Frauenminze / Griechisch Heu / Rosmarin / Minze / Lilie / Rosen

Apfelbaum und Birnbaum / Pflaume / Speierling / Mispel / Lorbeer / Kastanie / Feige / Quitte / Pfirsich / Haselnuss / Mandelbaum / Maulbeerbaum / Walnuss“ [Berschlin 2002, 17 f., 139 f.].

Das sind 48 von 72 Pflanzen aus dem *Capitulare de Villis*, die viel zu oft als einziges Detail des *Capitulare* wiedergegeben werden [anders Illig 2011] (nur ein einziges Gemüse ist dort nicht aufgeführt; der Sevenbaum im Zentrum des Kreuzgangs wird anschließend behandelt). Auch Walahfrid Strabo (* 808), Lehrer Karls des Kahlen und von 838 bis 849 Abt des Klosters auf der Reichenau, gerät in chronologisches Zwielicht, denn er beschreibt in seinem *Horulus* (*De cultura hortorum*) nicht nur 23 Pflanzen des Klostergartens, sondern fügt hinzu:

„Was ich hier sage, ist mir nicht nur durch weitverbreitete Kenntnisse klar gemacht worden oder durch ein Wissen, das aus alten Texten stammt, sondern durch Arbeit und Forschung, für die ich alles andere für lange Zeit aufgeschoben habe und die mich in vielen Dingen erfahren gemacht hat“ [Cardini, 99].

Das klingt fast humanistisch, auf jeden Fall scholastisch, insbesondere bei einem Vergleich mit einer Äußerung von Abt Oddo von Meung (Loire) aus der Zeit kurz vor 1050. Oddo untersucht zwar die Eigenschaften von 77 Pflanzen, „aber das meiste ist Autoren der Antike entnommen“ [ebd.]. Also hätte im 11. Jh. noch die mittelalterliche Erkenntnissuche mit Hilfe lateinischer Schriften geherrscht, im 9. Jh. hingegen bereits die aufkeimende Wissbegier der Gelehrten, wie sie ansonsten erst ab dem 12. Jh., ab ca. 1130 nachweisbar ist. Dass ein Benediktinermönch „alles andere für lange Zeit“ aufschieben konnte, um Pflanzen zu inspizieren, darf im 9. Jh. auf jeden Fall überraschen. Noch im 19. Jh. musste der Priester und Mönch Gregor Mendel erst von seinem Abt als Aushilfslehrer an ein Gymnasium abgestellt werden, um ‘nebenbei’ die Vererbungsregeln bei Erbsen erforschen zu können.

Seit der 1991 gemäß Walahfried neu angelegte Kräutergarten mitsamt der Reichenau zum Weltkulturerbe erklärt worden ist, herrscht hier eine Bescheidenheit, die sich mit Superlativen begnügt:

„Der »Hortulus« als *das heilige Buch der europäischen Gartenbaukultur* soll als Kern und Identifikation für das Gartenprojekt und die ganze Insel dienen. Der Gartenplan soll im Klostergarten, gerade *in seiner Bescheidenheit*, besonders reizvoll für den Besucher inszeniert werden. Der »Hortulus« als *einer der fernen Lichtpunkte in der europäischen Gartengeschichte* soll so dem Besucher näher gebracht werden“ [welterbe: Hvhg. III].

Wann mag überhaupt ein erster mittelalterlicher Kräuter- und Gemüsegarten angelegt worden sein? Kloster Benediktbeuern kann vielleicht weiterhelfen:

„Unter Abt Gothelm und den Mönchen Gotschalk und Adalbert kam es zu einer neuen Blüte der Schreibschule und auch die botanischen Forschungen und die Anlage von Heilkräutergärten um 1200 sind bezeugt“ [wiki → Benediktbeuern].

Da lässt sich unmittelbar an Hildegard von Bingen (1098–1179) denken, der zuzutrauen wäre, dass sie ihre Arzneipflanzen auch selbst gezogen hat.

„In ihrer Sammlung »Physica«, verfasst 1151 bis 1158, beschreibt die Gelehrte rund 300 Kräuter, Sträucher und Bäume und deren Heilwirkung auf den Menschen. Der wohl älteste Garten nach Hildegard ist der Kräutergarten des Benediktinerklosters auf der Reichenau“ [dpa].

Dieses Statement bringt erhebliche chronologische Probleme mit sich, beschreibt doch der scholastikergleiche Walahfrid Strabo bereits gegen 830 den

Kräutergarten des Reichenau-Klosters, kurz nach dem *Capitulare de villis* von 800 und dem St. Galler Plan von 820 [Nieden, 344]. Walahfrid konnte schwerlich den Gedanken einer Nonne des 12. Jh. folgen – so sein Alter Ego nicht ebenfalls im 12. Jh. gelebt hätte. Doch das war nur eine Zeitungsente.

Lässt man sich nicht vom unterstellten Alter des Pseudoplaus irritieren, sind die Wurzeln von Karls Heilkräutergarten mit viel größerer Wahrscheinlichkeit im 12. als im frühen 9. Jh. aufzuspüren. Ein 'Störfaktor' ist erneut Abt Witigowo von der Reichenau. Er legte

„991/992, im siebten Jahr seines Amtes, mit seinen Brüdern vor der Schwelle der Kirche der Heiligen Maria einen schönen, aber kleinen Garten an. Diesen umschloß er mit Mauern und gekrümmten Bögen und schuf nach Aussage des Betrachters ein irdisches Paradies, das von Licht erstrahlte und eine zusätzliche Zier bot, die sich auch als Blickfang für das Volk bewährte“ [Nieden, 351].

Demnach hätten wir Kunde von einem Gärtchen, einem „*terrestris paradysus*“ [Kuder, 135] kurz vor 1000. Wir haben aber auch Kunde von seinem Abtshaus, das wie das Gärtchen rund 150 Jahre zu früh kommt. Könnte es sein, dass ihm in seiner Vita Anachronistisches untergeschoben worden ist, zumal ein otto-nen-zeitliches Kloster nicht unbedingt daran gedacht haben dürfte, einen „Blickfang für das Volk“ bieten zu wollen? Die arianische Reform von 817 legte noch Wert auf abgeschlossenes Klosterleben, während der Pseudoplan nicht einmal eine Pforte kennt [Noll, 11].

In der Mitte des Friedhofs ist ein großes Kreuz eingezeichnet, das aufrecht wie ein irisches oder angelsächsisches Hochkreuz gestanden haben muss. Es ist von Ornamenten umgeben, die als Obstbäume interpretiert werden. Entscheidend ist aber die Beobachtung von Günter NOLL [34], dass ihn diese Ornamente eindeutig und zu Recht an die irischen Kreuze von Bewcastle und Ruthwell erinnert haben [vgl. Abb. Illig 2015, 342 f.]. Für ihn stammten sie aus der Zeit um 700, während ich sie ganz unabhängig vom Pseudoplan ins 12. Jh. datiert habe [Illig 2015, 344 f.]. Diese Datierung kann jetzt auf ihn übertragen werden. NOLL [18, 25, 28-30, 37, 39-41] hat im Übrigen immer wieder auf die britischen Inseln verwiesen; der Pseudoplan wäre gedacht für das Kloster in Canterbury, doch nicht von einem Angelsachsen entworfen [Noll, 43, 61].

Der Sevenbaum, Beispiel für Interpretationsdivergenz

„Vier Wege führten durch den Kreuzgang mit Bögen und Sevenbaum, in dem die Mönche heilsame Rast pflegen sollten“ [Nieden, 219].

Die Kreuzgangsmitte, das Zentrum des Klaustrums, wurde mit einem Baum hervorgehoben, der in den bisher zitierten Pflanzenlisten fehlt. Hat es mit ihm eine besondere Bewandnis? Die nimmermüde Forschung ist sukzessive auf

voneinander unabhängige, aber sich nicht ausschließende Interpretationen verfallen.

Seit alters her schrieb man der unangenehm riechenden Pflanze „teufel- und hexenabwehrende Kräfte zu“ [Sennhauser, 27].

Konrad HECHT sah 1983 die Lösung darin, dass der unangenehme Geruch des Baumes achtbeiniges Getier abschrecke. Denn Spinnen wurden von den Mönchen als gefährlich angesehen [Hecht, 107 f.]. Hannes THORHAUER hat ihn darin 1999 noch bestärkt, fand er doch bei dem Humanisten Leon Battista Alberti eine zutreffende Literaturstelle im 15. Jh.: „Die Spinnen werden durch den Geruch des Sevenbaums vertrieben [...] Die Spinnen galten im Mittelalter als giftige Tiere“ [Thorhauer, 101]. Arachnophobie in allen Ehren, aber dann hätte man den Baum nicht ausgerechnet so weit entfernt wie nur möglich von den Gebäuden pflanzen sollen, sondern z.B. an die Kreuzgangecken, um wenigstens dort die Spinnen am Netzbau zu hindern. Um was für ein Gewächs geht es eigentlich?

„*Der Säbenbaum*, [...] eine Art des Wachholders, der in Italien, Portugal und dem Morgenlande einheimisch ist; *Juniperus Sabina L.* Die Blätter haben einen starken widrigen Geruch und scharfen Geschmack. Der Name wird nicht nur in den gemeinen Sprecharten, sondern auch von den Schriftstellern gar sehr verderbt. Bald lautet er Sebenbaum, Sevenbaum, Siebenbaum, bald Sadebaum, Sadelbaum, Sadel, Sathebaum, bald gar Sagebaum und Segelbaum. Allein da alle diese Namen aus dem Lateinischen *Sabina*, *Arbor Sabina*, verderbt sind, so kann die wahre Schreib- und Sprechart nicht mehr zweifelhaft seyn. Im Englischen heißt dieser Baum *Savin*, im Französischen *Sabine*, *Savinier*“ [Adelung].

2001 wies SENNHAUSER [27] darauf hin, dass seine Zweige in der Liturgie als Weihwasserwedel und als Palmwedel an Palmsonntag benutzt wurden.

2002 stieß BERSCHIN auf eine Literaturstelle, die dem Pseudoplan fast 200 Jahre näher steht und der Wahl mehr Sinn zu geben scheint. Petrus de Crescentiis (†1321) weist dem Baum diese Stelle zu, weil sich seine Zweige durch Ringe und Stangen wunschgemäß ausrichten ließen – und auf dem Pseudoplan sind vier Äste markiert, die exakt zu den vier Kreuzgangecken zeigen.

„Wieder einmal steht der St. Galler Klosterplan für Jahrhunderte allein und erweist sich als zuverlässiger Zeuge“ [Berschlin 2002, 128].

In der Freude darüber vertieft BERSCHIN den Umstand nicht, dass Petrus de Crescentiis erst um 1300 geschrieben hat, ein halbes Jahrtausend später und deshalb ein gewichtiges Indiz für Planverjüngung.

Aber BERSCHIN war bereits 1984 aufgefallen, dass es sich beim Sevenbaum eigentlich um eine als solche bekannte Giftpflanze handelt [Sennhauser, 26], die hier im Zentrum des Kreuzgangs „unter besonderer Obhut stand“ [Mazal 2006,

335], nämlich der des Abts, der „für besonders gefährliche Giftpflanzen [...] die Verantwortung und Verfügungsberechtigung innehatte“ [ebd. 336]. Gehen wir diesem Aspekt nach.

„Juniperus sabina L.

Namen: Sadebaum, Gemeiner Sadebaum, **Giftwacholder**, **Jungfernpalme**, **Jungfrauenrosmarin**, **Kindsmord**, **Mügdebaum**, Palmbaum, Sebenbaum, Sefenbaum, Seffenbaum, Sevenbaum, Sevelpalme, Sevipalme, Söbenbaum, Stinkwacholder.

Historie: Durch die Pflanze kam es früher sehr häufig zu tödlichen Vergiftungen. Sie wurde oft als Abtreibungsmittel missbraucht und führte oft ohne die gewollte Abtreibung zum Tode. Selbst Ludwig XI [15. Jh.] benutzte den Sadebaum als Mordwaffe.

Beschreibung: Die aufrechte oder niederliegende Pflanze kann eine Höhe von ein bis zwei Metern erreichen. Die Nadeln stehen entweder ab oder in Quirlen zu dritt. Die Samen bilden sich in schwärzlichen Zapfen, die meist blau bereift sind und die Größe einer Erbse haben. Sie stehen überhängend, in ihnen sind ein bis vier glänzend braune Samen enthalten, die winzige Höcker besitzen. Die Blütezeit der Pflanze ist von April bis Mai.

Vorkommen: Die Hochgebirgspflanze ist selten in den Alpen und den Gebirgen Mittel- und Südeuropas zu finden. Sie ist aber eine häufige Zierpflanze in Gärten, Anlagen, Parks und Friedhöfen.

Giftige Teile: Die ganze Pflanze, vor allem die Zweigspitzen, sind sehr stark giftig.

Wirkung: Die tödliche Dosis beträgt 6 Tropfen des ätherischen Öles oder 5 - 20 g der Zweigspitzen. Bereits 1 g der Zweigspitzen können zu Vergiftungen führen. Das ätherische Öl hat eine sehr starke, reizende Wirkung auf die Haut, die bis zu Schädigungen tieferer Hautschichten führen kann. Über den Mund aufgenommen kommt es zu Übelkeit, Erbrechen und einer starken Magenentzündung mit häufigen, zum Teil auch blutigen, Durchfällen. Zu den Magen-Darm-Entzündungen kommen Leibschmerzen und eine Verstärkung der Harnausscheidung. Nierenschädigungen und ein Brennen beim Urinieren und Blut im Urin sind weitere Anzeichen. Nachfolgend kommt es zu Bewusstseinsstörungen bis hin zur Bewusstlosigkeit und schließlich zum Tod durch eine Lähmung der Atmung. Der Tod tritt meist nach 10 Stunden ein, kann aber auch erst nach Tagen eintreten“ [gifte: Hvhg. III].

Der Gift-Wacholder fällt also in die Rubrik der Engelmacherinnen, denn das Sadebaumöl

„greift beim Menschen die Magenschleimhaut an, verursacht Blutandrang in den Nieren und damit Hämaturie. Auch andere innere Organe werden angegriffen. Bei Frauen kann das Öl Menorrhagie auslösen und zu Fehlge-

burten führen. Daher wurden die Früchte im Mittelalter auch gezielt zur Abtreibung genutzt (Auch als Mittel gegen Würmer fand der Sadebaum Anwendung). Schon wenige Tropfen des ätherischen Öls sind für den Menschen tödlich, bereits durch Einreiben sind Vergiftungen möglich“ [wiki ↔ Sadebaum].

Das frühe Wissen kann uns Heutige nur erstaunen. Was müssen die damaligen ‘Hexen und Kräuterweiber’ alles ausprobiert haben, um die Dosis so festzulegen, dass sie nur für Würmer todbringend war? Gegen sie könnte auch ein Trank aus Sevenbaumzweigen geholfen haben, der im Juni einzunehmen war, berichtet eine Quelle von 795 [Stabi Bamberg, 8 recto].

Doch dürfte das Haupteinsatzgebiet bei den ungewollten Schwangerschaften zu suchen sein. Korrekterweise ist darauf hinzuweisen, dass einschlägiges Wissen zwar im Persien des 10. Jh., im Westen aber erst im 15. Jh. schriftlich festgehalten wird [Sennhauser 26 f.]. Trotzdem: ein Gewächs für Abtreibungen im Zentrum eines Mönchskonvents? Unter besonderer Obhut des Abtes? [Mazal, 335] Das wäre so, als ob eine heutige Äbtissin die Anti-Baby-Pillen persönlich verwahrt und an ihre Nonnen verteilt. Der wüste Vergleich verharmlost gleichwohl, starb doch bei den Abtreibungsversuchen mit dem Seven-Gift nur allzu oft auch die Mutter des werdenden Leben.

Nun finden sich seit der Spätantike Hinweise, dass Sünden gegen die Keuschheit in fast allen Klöstern begangen wurden, kann doch der Mensch nicht aus seiner Haut. Aber warum steht der ‘Baum der Abtreibung’, also der ‘Baum des Todes’ als Gegenstück zum paradiesischen „Baum des Lebens“ inmitten eines Männerkonvents, zumal die Mönche Kirchenatrium und Klausurhöfe als „Paradies“ bezeichnen [Sennhauser, 27]? Wenn es wenigstens ein Doppelkloster gewesen wäre, das zwangsläufig die Begierden noch stärker erregte und Abtreibungen nötig machte. Oder kamen tatsächlich fromme Christinnen zum Abt, um sich ein Abtreibungsmittel zu erbitten? Dafür gab es doch die weisen Frauen, die Hexen, die für mehr als ein Jahrtausend „der einzige Arzt des Volkes“ waren [vgl. Heinsohn/Steiger, 62]. Machte der Abt ihnen Konkurrenz, obwohl damals nicht nur ein Mittel, sondern allein zur Empfängnisverhütung mehr als 140 Substanzen bereitstanden? [ebd. 56] Der Abt als Hexenmeister? SENNHAUSER [2001, 27] dreht den heiklen Sachverhalt einfach um, indem er auf die Zusatzbenennung verweist: „Baum des Lebens“, Lebensbaum. Sie gilt wegen ihrer immergrünen Blättchen gleichermaßen für die Thuja. Dieser hochragende Baum wäre für diese Rolle wesentlich besser geeignet als der kriechwüchsige ‘Mägdebaum’ – und ist ebenfalls giftig.

Das Rätsel kann hier nicht gelöst werden. Aber selbst die Lösung würde uns in Bezug auf die Datierung des Plans nicht weiterbringen.

Dreckapotheke oder Heilkräuter?

Hier ist auch der Dreckapotheke zu gedenken, die von der Antike bis zum 18. Jh. nicht zu verdrängen ist. So verrührt Walahfrid Strabo im 9. Jh. für ein Rezept Regenwürmer, Rindermist, Schweinemist, Schweineklauen, Schwalbenkot, Taubenmist, Mäuseböllchen, Geierkot, Frösche in Öl, Froscheiter, Bärengalle, Schwanenfett, Löwenfett, Schildkrötenblut und Hühnerkämme [Nieden, 377]. Das geht jenem Christian Franz Paullini weit voraus, der 1696 ein Buch mit schaurigem Titel veröffentlichte: *Heylsame Dreck-Apotheke / Wie nemlich mit Koth und Urin Fast alle / [...] Krankheiten / und bezauberte Schaden [...] glücklich curiret worden*. Er schrieb unter vielem anderen:

„Im Koth und im Urin liegt GOTT und die Natur. Kuhfladen können dir weit mehr als Balsam nützen. Der blosse Gänsedreck geht Mosch und Ambra für. Was Schätze hast du oft im Kehricht und Mistpfützen“ [Schott].

Derartiges Heilverhalten geht auf viel älteren, heidnischen Aberglauben zurück. Er sollte durch ein Strafregisterbuch, die „poenitentiale ecclesiarum Germaniae, dessen noch jetzt vorhandener Text aus der Zeit um 1000 stammt“ [Schaefer, 8], bekämpft und beseitigt werden. Damit ist keine Trennschärfe gegenüber dem 9. Jh. zu erzielen, zumal sich Walahfrid aus Sicht von ZUR NIEDEN [376] auf Quintus Serenus und sein medizinisches Lehrgedicht *liber medicinalis* aus dem 4. Jh. beziehe. Trotzdem bleibt überaus dubios, was Walahfrid da treibt, denn er hätte den von Karl d. Gr. befohlenen Heilkräutergarten gleich hinterm Haus benutzen können und eigentlich müssen. Bei den Zisterziensern hat dieser alles geliefert, was der leidende Mensch benötigte: magenberuhigenden Dill, harntreibende Engelwurz, entspannenden Waldmeister, atemförderndes Zehrkrout etc. [Leroux-Dhuys, 68].

Das muss aber kein Versuch gewesen sein, die Anfänge karolingischer Heilkunst buchstäblich mit 'althehrwürdigem' Dreck zu beschmutzen. Wenn ein Mensch im späten 12. Jh. unter dem fiktiven Namen Walahfrid geschrieben hat, hätte er sich sogar an der gleichaltrigen Hildegard von Bingen orientieren können, deren Apotheke sich nicht auf Heilkräuter beschränkte. So empfahl sie „gegen Lepra eine Salbe aus pulverisiertem Schwalbenkot und Klettenkraut, Storch- und Geierfett und Schwefel, die im Schwitzbad einzureiben war“ [lepra].

Aderlasshaus

Der Pseudoplan verzeichnet vier Häuser für die medizinische Pflege: Das „Aderlasshaus“, daneben das „Haus für die Ärzte und Schwerkranken“, die Infirmerie, also die Krankenstation, und die kleine Infirmerie im Haus der Novizen.

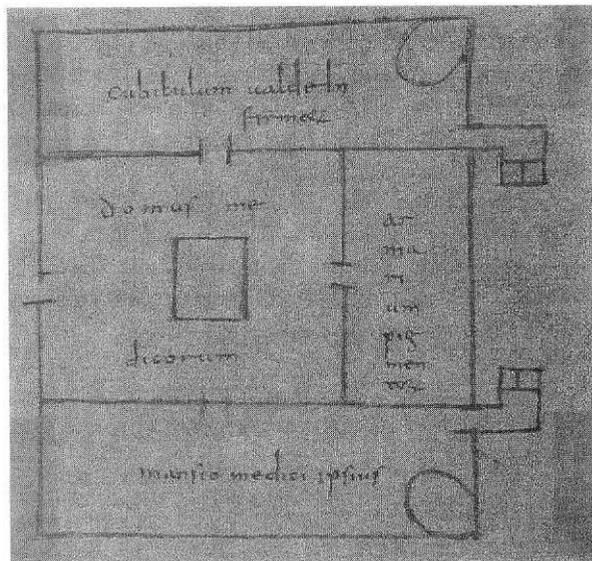
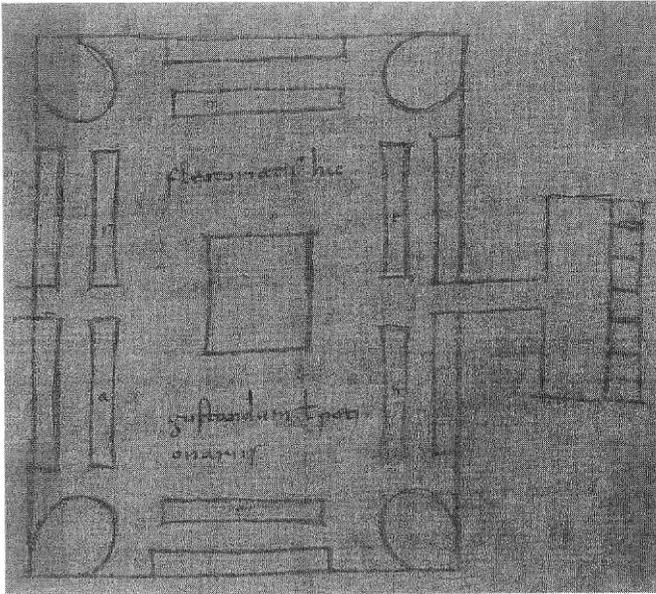


Abb. 1: Pseudoplan von St. Gallen: Aderlasshaus mit 12 Liegen oder Tischen, 7 Abtritten und 4 Öfen / Abb. 2: „Ärztehaus / Zimmer der Schwerkranken / Arzneischrank / Arztwohnung“ [stgallplan]

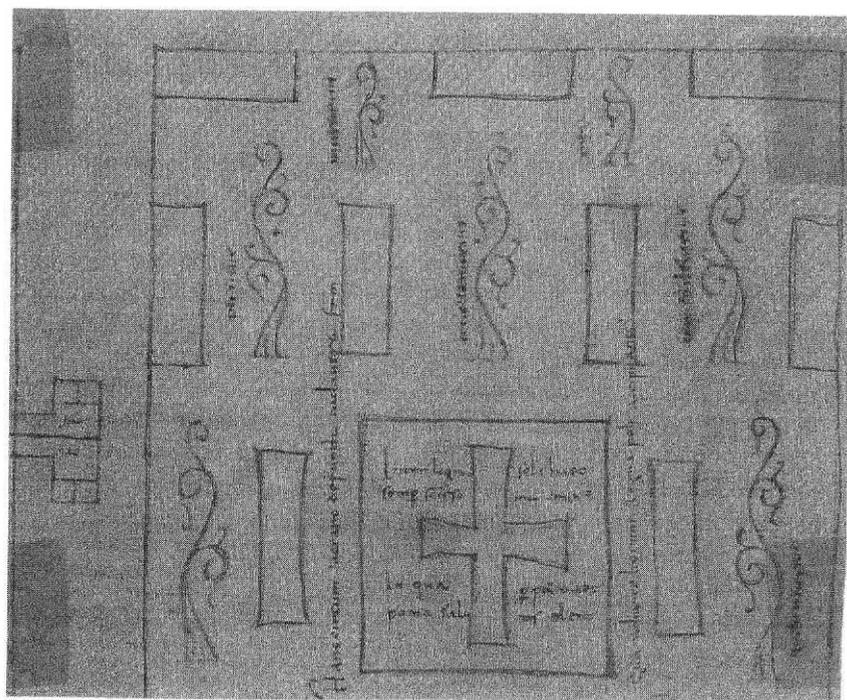
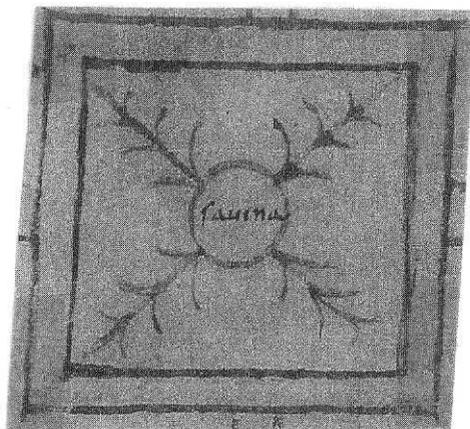


Abb. 3: Pseudoplan von St. Gallen: Mitte des großen Kreuzgangs mit dem exakt ausgerichteten Sevenbaum (savina) / Abb. 4: Friedhof der Mönche mit Hochkreuz und Ornamenten, die als Obstbäume beschrieben werden [beide stgallplan]

Das *Haus für den Aderlass* ist so beschriftet: „Hier werden die verköstigt, die zur Ader gelassen worden sind oder medizinisch behandelt werden / Tische“.

Das *Ärztehaus*: „Ärztehaus / Zimmer der Schwerkranken / Arzneischrank / Arztwohnung“ bzw. „*domus medicorum* / cubiculum ualde infirmorum / armarium pigmentorum / mansio *medici* ipsius“ [Hvhg. HI].

Und die *Infirmerie*: „Den kranken Brüdern soll in gleicher Weise dieser Ort bereitet werden / Säulengang / Kammer / Speisesaal / Wohnraum des Krankenpflegers (*domus magistrorum*) / Raum der Schwerkranken / Schlafsaal / Wärmeraum / deren Eingang“ [stgallplan].

Das ist eine erstaunlich gute Ausstattung für ein frühmittelalterliches Kloster. Allein die Zeichnung von einem Aderlasshaus mit zwölf Tischen oder Liegen war vermutlich der Auslöser für die Vermutung, nein sogar für die sichere Annahme, dass in Benediktinerklöstern seit dem 6. Jh. die Mönche regelmäßig zur Ader gelassen wurden, auch wenn die späteren, tatsächlich gebauten Klostergrundrisse keine derartigen Häuser zeigen. So kennt Bernhards Idealplan für ein Zisterzienserkloster (dieser Orden gehört zu den Benediktinern) 25 Gebäudeteile, aber keine Krankenstation [Gehrke].

„In der Epoche der (früh-)mittelalterlichen Klostermedizin, die mit der Gründung des Benediktinerklosters auf dem Monte Cassino 529 begann, war der Aderlass als Heilbehandlung durch das Wissen aus alten überlieferten Handschriften der Klosterbibliotheken äußerst beliebt und weit verbreitet. So wurden Aderlässe vermutlich schon im 6./7. Jahrhundert in vielen Klöstern regelmäßig vorgenommen und vor allem in den Benediktinerklöstern erfreute sich diese Heilbehandlung großer Beliebtheit. Spätestens im 9./10. Jahrhundert war die Entnahme einer gewissen Menge Blut über die Vene so fester Teil des monastischen Lebens, dass sogar Consuetudines, Regeln für sämtliche Lebensbereiche im Kloster neben der eigentlichen Klosterregel, sich dem Aderlass widmeten und Anweisungen zum Vorgehen, zum Zeitpunkt der Behandlung und zur Dauer beinhalteten“ [aderlass].

Nun gehörte der Aderlass unbestritten zu den antiken Standardbehandlungen. Aber war er im frühen Mittelalter noch oder wieder gebräuchlich?

„Die Therapie steht weitaus im Vordergrund [sic]. Die nur stellenweise auftauchende Krankheitstheorie, Symptomatologie und Diagnostik (weder Pulsbeobachtung noch Harnschau ist erwähnt) geht auf die antike Ueberlieferung zurück [...] Die Chirurgie (Wund- und Frakturenbehandlung, Skarifikation, Schröpfen, Kauterisation, *Aderlaß*, Amputation gangränöser Glieder u. a.) *ist verhältnismäßig schwach vertreten*“ [Neuburger, 274 f.; Hvhg. HI].

Bei diesem Befund klingt einmal mehr an, dass allein der Pseudoplan für häufige Aderlässe im frühen Mittelalter steht.

Die 1179 gestorbene Hildegard von Bingen trat um die Jahrhundertmitte für den Aderlass ein [Mazal, II:372], wobei es nicht leicht ist, ihre eigenen Texte von modernen Nachschöpfungen zu trennen.

„Die hl. Hildegard empfiehlt (in »Causae et curae«), bei einem gesunden, kräftigen Menschen einmal vierteljährlich etwa so viel Blut zu entziehen, wie ein durstiger ausgewachsener Mann auf einen Zug Wasser trinken kann [ca. 100 – 200 ml], bei körperlich Schwachen ein- bis zweimal jährlich so viel, wie ein Ei von gewöhnlicher Größe fassen kann [ca. 50 ml]“
[Schels → Aderlass].

Der 1037 gestorbene Avicenna (Ibn Sina) hat den Aderlass schon früher propagiert, aber sein einschlägiges Werk *Kanon der Medizin* ist erst 1170 von Gerhard di Cremona ins Lateinische übersetzt und erst im 13. Jh. zum europäischen Standardwerk geworden [wiki → Kanon der Medizin].

Medizinische Schule von Salerno

Avicennas Werk wurde gerade für die Schule von Salerno bestimmend, die zwar schon Ende des 10. Jh. entstand, deren Einfluss jedoch erst ab Ende des 12. Jh. über die Alpen ausstrahlte [Mazal, II:364].

Ihre Anfänge sind auch heute noch schwer zu fassen, so dass der Rückgriff auf ein älteres, detailgenaues Buch zulässig erscheint, das sogar ein Ärztpaar aus dem erfundenen Mittelalter kennt.

„Der Ursprung der Schule von Salerno ist trotz eingehendster Nachforschungen in Dunkel gehüllt. Von den Vermutungen, die im Laufe der Zeit darüber geäußert wurden, entbehren manche jeder ernstesten Grundlage, wie z. B. daß Karl der Große, daß alexandrinische Flüchtlinge oder gar, daß die Araber als Gründer anzusehen seien. Gegen die früher allgemein verbreitete Meinung, daß die Stiftung von den Benediktinern, von Monte Cassino, ausging, sprechen nicht wenige Argumente — abgesehen von der bedeutenden Lokaldistanz zwischen Salerno und dem Stammkloster der Benediktiner und von dem vielsagenden Schweigen der geistlichen Chroniken über eine solche Stiftung — insbesondere der Umstand, daß in Salerno die Vorsteher der Schule verheiratet waren, und daß sogar Frauen zur Lehrtätigkeit zugelassen wurden“ [Neuburger 1911, 281].

„Als älteste Aerzte sind urkundlich nachweisbar Josep und Josan, Mitte des 9. Jahrhunderts, sodann Ragenifrid (960) und Grimoald (um 1000). Ueber einen in Salerno gebildeten Arzt, der in Frankreich vor dem Jahre 924 am Hofe Ludwigs [recte: Karls] des Einfältigen lebte, berichtet Richerus (Histor. II, 59) — was gewiß schon für den Ruf der Schule spricht). Jedenfalls kamen schon seit dem 10. Jahrhundert weltliche und

geistliche Fürsten oft aus weiter Ferne, um bei den Medici Salernitani Hilfe zu suchen“ [ebd. 282].

Die Ausstrahlung kam über Salernos Ärzte, stärker aber noch über deren medizinische Bücher. Sie werden aber erst im 11. Jh. geschrieben.

„Die ältesten Literaturdenkmäler der Schule von Salerno, in barbarischem Latein und zu rein didaktischen Zwecken verfaßt, rühren aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts her und beruhen auf jenen Traditionen unverfälscht griechisch-römischen Ursprungs, *wie sie sich in den dunklen Jahrhunderten des frühen Mittelalters fortgepflanzt hatten*. Sie sind der Hauptsache nach Kompilationen aus spätrömischen Autoren und dem dürftigen lateinischen Uebersetzungsmaterial, welches extraktweise einen Rest der griechisch-byzantinischen Literatur bewahrte. [...] Unverkennbar ist es mehr die ärztliche Genossenschaft in toto als die Individualität einzelner Verfasser, welche in den Erstlingsschriften der Salernitaner zu Worte gelangt. [...]

Der erste zentral zu nennende Name ist Gariopontus (gest. um 1050). Doch seine schriftstellerische Leistung ist noch überaus bescheiden: »tatsächlich handelte es sich bloß um eine Neuredaktion alter Vorlagen« [Neuburger, 283; Hvhg. III].

Die neue Ärztekunst, von arabisch schreibenden Autoren vorangetrieben, erreicht die Christenheit noch später. Ab 1077 lebte Constantinus Africanus als Arzt in Salerno, später in Montecassino. Er übersetzte maßgebliche Werke und publizierte sie – manchmal unter seinem eigenen Namen. Viel auffälliger ist, dass es sich nicht um Werke seines eigenen Jahrhunderts handelt, sondern um Arbeiten aus dem 9. und 10. Jh., als wäre jenseits des Mittelmeers die Heilkunst danach steckengeblieben. Diese Fehldatierungen im islamischen Raum können hier nicht aufgeklärt werden [vgl. u. a. Illig 2016c].

Die europäische Entwicklung geht im 11./12. Jh. sehr verhalten weiter. Stark propagiert wurde der Aderlass als Universalmittel gegen die ab 1350 wütende Pest [Mazal, II:400]. Zu dieser Zeit dürfte Konrad von Megenheim das Aderlassmännchen erfunden haben, bei dem die einzelnen Körperpartien zum Blutlassen astrologische Bezüge erhielten.

Aus heutiger Sicht wirkt es so, als ob der Aderlass erst wieder im 12. Jh. zum breiteren Einsatz kam. Das lässt sich durch eine weitere Beobachtung untermauern. Die Kirche hat ihren Priestern Chirurgie und (gynäkologisches) Blutvergießen verboten. Auf dem Konzil von Tours wurde dekretiert: „Ecclesia abhorret a sanguine“ („Die Kirche schreckt vor dem Blute zurück“), Geistliche sollten keine Chirurgie betreiben.

„Nachdem im 12. und 13. Jh. Klerikern die Ausübung ärztlicher Tätigkeit untersagt worden war (Konzilien von Clermont, 1130, Tours, 1160 und

Lateran IV, 1215), gab es in den Klöstern keine Mönchsärzte (*physici* oder *doctores medicinae*) mehr; bei schweren Krankheitsfällen wurden Laienärzte oder Chirurgen zugezogen. Die Krankenpflege innerhalb der Klausur versah der »*infirmarius*«, der Bruder Krankenpfleger, dem andere Brüder (*famuli, servitores*) assistierten“ [Schels ↔ *Infirmarius*].

Das zieht eine zeitliche Obergrenze für den Pseudoplan, denn mangels Mönchsärzten brauchte es nach 1215 auch keine Ärztewohnung.

Seitdem gab es klerikale Ärzte für innere Medizin und weltliche Bader für die Chirurgie [wiki ↔ Konzil von Tours (1163); vgl. Mazal, II:366]. Die saubere Trennung von Aderlass- und Ärztehaus auf dem Pseudoplan könnte, ja müsste eine Folge dieser Konzilsentscheidung sein. Die große Zeit des bis ins 19. Jh. praktizierten Aderlasses kam ohnehin erst in spätem Mittelalter und früher Neuzeit. Da wurden die Mönche jedes Jahr drei bis sechs Mal zur Ader gelassen, wobei Intervalle von mindestens sechs bis sieben Wochen eingehalten werden mussten [*jabrbuch*, 73]. Für die schlecht ernährten, unter Schlafentzug leidenden und trotzdem hart arbeitenden Zisterzienser des 12. Jh. wäre das tödlich gewesen, bei besserer körperlicher Konstitution kann es tatsächlich dem Wohlbefinden gedient haben. So wurde 2013 von einem 75-jährigen berichtet, der in 54 Jahren jeweils fünfmal Blut gespendet hat und sich nach 270 Aderlässen ausgezeichnet fühlt, aber jetzt im Alter langsam 'abtrainieren' muss [Hapke].

Das Haus diente auch dem Laxieren, also dem Abführen. Die dafür nötigen Arzneien entstammten dem Kräutergarten, insbesondere der Rhabarber (*Radix rhei*), den die Franziskaner so intensiv züchteten, dass er den Namen »*Rheum Franciscanorum*« erhielt [Winkle, Fn. 24].

Fazit: Das geräumige Aderlasshaus weist auf hohes und spätes Mittelalter hin; für das frühe Mittelalter um 800 ist es antizipatorisch.

Ärztehaus

Oben wurden die Beschriftungen des Pseudoplane zitiert, die zwischen *Medicus* und *Magister* unterscheiden, also zwischen Arzt und Krankenpfleger. Für beide Berufsgruppen galt die gemeinsame Übernachtung im *Dormitorium* nicht, hatten sie doch auf dem Pseudoplan eigene Wohnungen. Auch diese Trennung von Arzt und Pfleger muss zu denken geben. Denn die früheste Ärzteausbildung außerhalb von Byzanz hat in Salerno unter dem Eindruck islamischer Medizin im späten 10. Jh. begonnen.

„so läßt auch der historische Rückblick auf die abendländische Medizin des Mittelalters nach dem Stillstand eines halben Millenniums vorerst nur isolierte Zentren erkennen – rein ärztliche Schulen in spärlicher Zahl –, welche seit dem 11. Jahrhundert aus der Grundmasse eintöniger Gleichförmigkeit scheinbar spontan auftauchen und für lange alle wissenschaftli-

che Energie in sich konzentrieren. Mit ihnen erwacht das erstarrte medizinische Leben endlich wieder aus der Latenz zu frisch pulsierender Aktivität“ [Neuburger, 278].

Die ersten medizinischen Fakultäten werden 1156 in Bologna, 1220 in Montpellier und 1222 bzw. 1231 in Padua gegründet, danach die ersten Ärzte ausgebildet. Deshalb enthält die *Regula Benedicti* noch keinen Hinweis auf einen Arzt; hierzu vier Punkte aus dem 36. Kapitel:

„7. Die kranken Brüder sollen **einen eigenen Raum** haben und einen eigenen **Pfleger [servitor]**, der Gott fürchtet und ihnen sorgfältig und eifrig dient.

8. Man biete den Kranken, sooft es ihnen guttut, ein Bad an; den Gesunden jedoch und vor allem den Jüngeren erlaube man es nicht so schnell.

9. Die ganz schwachen Kranken dürfen außerdem zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit Fleisch essen. Doch sobald es ihnen besser geht, sollen sie alle nach allgemeinen Brauch auf Fleisch verzichten.

10. Der Abt sehe es als eine Hauptsorge an, dass die Kranken weder vom Cellerar noch von den Pflegern vernachlässigt werden. Auf ihn fällt zurück, was immer die Jünger verschulden“ [*regula*: Hvhg. HI].

Aus dem „eigenen Raum“ unbestimmter Größe wollte man bereits für Benedikt eine regelrechte Krankenstation ableiten, doch das geht zu weit oder auch zu weit zurück (s. u.). Es klingt die Sorge an, der Mönch könne verzärtelt werden, zum anderen aber ist nur eine Betreuungskraft, ein Pfleger vorgesehen, für die Benedikt noch keine Bezeichnung wie Infirmarius oder gar medicus kennt. Das Wort „Cellerar“ steht für keine medizinische Tätigkeit, sondern für Kellermeister oder, abstrakt gesprochen, für den Leiter der klösterlichen Wirtschaftsbetriebe. Die Bestimmung des Pflegers könnte frühestens im 12. Jh. durch Beiziehung eines medizinisch Ausgebildeten ergänzt worden sein. Aus diesem Grund kann auch der Pseudoplan selbst frühestens aus dem 12. Jh. stammen. Ein möglicher Einwand wäre:

„Beispielsweise brachte der gelehrte Benediktiner Notker († 935), genannt der »Physicus«, sein Kloster St. Gallen durch seine ärztliche Kunst zu Ansehen, zumal er wiederholt zur Behandlung hochgestellter Persönlichkeiten gerufen wurde“ [Winkle].

Er wird aber gerade nicht als Medicus bezeichnet und kann aufgrund der Zeitstellung keineswegs fürs frühe 9. Jh. bürgen.

Regelwidrige Absonderung der Kranken?

Dass nicht nur die Ärzte in diesem Komplex eine eigene Unterkunft haben, sondern auch die Aderlasser [Brunner 2015, 24, 38], scheint wiederum mit Benedikts Regelung der gemeinschaftlichen Nachtruhe unvereinbar – vorstellbar

ab dem 12., aber nicht im frühen 9. Jh. Bereits die Abtspfalz widersprach der *Regula Benedicti*. Die Absonderung eines Kranken erlaubte sie (s. o.). Und der Pseudoplan?

„Im gleichen Gebäude fanden sich dann noch das Zimmer für den Aufseher, d. h. den Stationsarzt (*domus magistri eorum*) und ein Zimmer für Schwerkranke (*locus valde infirmorum*). Diese beiden Zimmer hatten einen Ofen. Schließlich enthielt dieses Hauptgebäude neben einem heizbaren Wohnraum (*pisalis*) noch einen Schlafraum (*dormitorium*) mit einer nach außen verlegten Abortanlage. Der von einem Laubengang umrahmte Binnenhof hatte wahrscheinlich in der Mitte einen Ziehbrunnen. Aus dieser Planung geht hervor, daß man die Schlafräume der schwerkranken Mönche und des Stationsarztes von denen der übrigen Klosterbrüder trennte, **was den generellen Klosterregeln widersprach**, die einen gemeinsamen Schlafraum vorsehen. Offenbar wollte man auf diese Weise die Übertragungsgefahr ausschalten, wofür bei dem »Ärztelhaus mit Apotheke«, das ebenfalls einen Raum für Schwerkranke enthält, auch das Projekt getrennter Latrinen (für Ärzte und Patienten) spricht“ [Winkle, 4; Hvhg. III].

Hier wären bereits 'normale' Krankheiten Anlass gewesen, um durch Absonderung die Gemeinschaft zu schützen.

Lepra und Leprosorien

Antike und Mittelalter kannten diese Maßnahme nur bei Lepra, weshalb es auch erstaunen muss, wenn Papst Zacharias (741–752) in einem Brief an Bonifatius die Meinung vertritt, es sei Christen mit bestimmten Symptomen (wohl Hepatitis) die Kommunion erst nach der Gemeinde zu erteilen [Winkle]. Das wirkt wie ein deutliches Vorziehen der Absonderung aus Infektionsgründen. Ähnliche zeitliche Verwerfungen gibt es im Falle der Lepra zuhauf.

So wurde in dem Jura-Kloster Condat-St. Oyan ein „erstes Leprosorium in Europa, möglicherweise schon um 460 n. eingerichtet“ [*lepra*]. {Es versteht sich fast von selbst, dass das Kloster von Karl d. Gr. durch eine gefälschte Urkunde privilegiert wurde [*regesta*] und als Pilgerort hervortrat, „als Ende des 11. Jahrhunderts die Reliquien des zwölften Abtes Claude (um 700 gestorben) in sehr gut erhaltenem Zustand wiederentdeckt wurden“ [wiki → St. Claude (Jura)].} Die Synode von Lyon, 583, schränkt die Freizügigkeit der unheilbar Kranken ein. Bereits für 634 soll das Testament des adligen Diakons Adalgisel Grimo „erstmalig Leprosorien zur Aufnahme und Pflege von Aussätzigen in den Kathedralstädten Metz, Maastricht und Verdun“ belegen [Uhrmacher] – es handele sich dabei zweifellos

„um die älteste erhaltene Urkunde des Rheinlandes [...] in einer Abschrift des 10. Jahrhunderts, an deren Echtheit keinerlei Zweifel bestehen“ [Lauer].

Das langobardische *Edictum Rothari* von 643 bestimmt, dass Lepröse für bürgerlich tot erklärt werden; Gertrudis, Tochter von Pippin d. Ä. (626–659) wird zur heiligen Helferin gegen die Krankheit erkoren [*lepra*]. Eben solche Bestimmungen erlassen Pippin, 757, und Karl d. Gr., 786, nachdem der hl. Otmar um 736 die Aussätzigen nahe dem Kloster von St. Gallen in einem Leprosorium sammelte [Neuburger, 276]. Und das „Leprosorium an der Königsstraße nach Maastricht in Aachen-Melaten kann nach Ausgrabungsergebnissen auf das 8. Jahrhundert datiert werden“ [wiki → *Lepra*]. Soweit scheint der Gang der Dinge und die Ausbreitung der Krankheit nach Norden klar belegt zu sein. Doch andere Befunde ergeben ein konträres Bild.

So bestand die Leproserie in Aachen-Melaten „vom 11. bis zum 15. Jahrhundert; erste quellenmäßige Belegung ab 1218“ [*lepra*]. Das Testament des Adalgisel Grimo aus dem 7. Jh. liegt nur in einer Abschrift des 10. Jh. vor, so die diplomatische Taxierung. Für das 10. Jh. ist nur ein Leprosorium, das von Echternach belegt [Schels → *Leprosorium*]. Nach dem Leprosorium des Abt Othmar von St. Gallen (um 736) wird für allzu lange Zeit kein weiteres in der Ostschweiz angelegt; das nächste, nahe Ragaz, ist erst für 1174 urkundlich bezeugt! [Brunner 2015, 94 f.]

Eine Statistik für das Erzbistum Sens, die Schweiz und das Rheinland zeigt, dass es in diesen Gebieten vor 1100 kein halbes Dutzend Leprosorien gab; deren Zahl wächst nach 1100 dramatisch an: auf knapp 100, nach 1200 auf über 200 [Uhrmacher, 477]. Der das Grimo-Testament zitierende Martin UHRMACHER fährt unmittelbar danach fort:

„Im hohen Mittelalter setzte dann ein grundlegender Wandel ein und es kam im Umfeld von Städten und größeren Siedlungen zur Gründung von Leprosorien als dauerhaften Einrichtungen mit fester Infrastruktur.“

Nebenbei: Die Kirche will erst nach fast einem halben Jahrtausend bemerkt haben, dass der Beschluss des Konzils von Compiègne (757), bei Lepraerkrankung eine Ehescheidung zuzulassen, ihren Dogmen widerspricht, weshalb die Dekretale Gregors IX. 1227 den gesunden Ehepartner verpflichten, dem Kranken zu folgen.

All diese Widersprüche sind im herkömmlichen Geschichtsbild nicht aufzulösen; das Ganze erhält nur Sinn, wenn man das erfundene Mittelalter streicht und die Bedrohung anders einschätzt. Nach einem Fortbestehen der Lepra über die Antike und 614|911 hinaus werden im 10./11. Jh. vereinzelt Leprosorien gegründet; dann steigt die Zahl der Kranken und ihrer Schutzhäuser bis ins 13. Jh. stark an.

Die komfortable Krankenstation des Pseudoplans

Damit kommt die St. Galler Krankenseparierung eindeutig zu früh für das beginnende 9. Jh., zumal die Krankenstation wie ein kleines Kloster im Klos-

ter eingerichtet ist: Rings um einen arkadengesäumten Kreuzgang gruppieren sich sechs Räumlichkeiten, in denen keine Betten eingezeichnet sind, die aber sicher ein Dutzend Patienten aufnehmen konnten, für die sechs Aborte vorgesehen waren. In den Häusern für Kranke wie für Schwerkranke lagen die Aborte für Personal und Kranke getrennt. Dahinter steht ein fortgeschrittenes Wissen um Ansteckungsgefahren, das keinem 9. Jh. entspräche. Diese architektonische Lösung ist realiter im 9. Jh. so nicht gebaut worden, allenfalls in Cluny II, das gegen 1050 sowohl Infirmerie als auch Hospiz besaß.

Klöster benötigten Krankenstationen, für die später erstaunlich große Gebäude errichtet wurden. So finden wir in dem picardischen Kloster Ourscamp eine noch erhaltene Infirmerie. Konstruiert wie eine dreischiffige Kirche, misst die 1220 hochgotisch erbaute Krankenstation 46 m in der Länge und 16 m in der Breite; sie gilt als die schönste ihrer Art in Frankreich [wiki ↔ Kloster Ourscamp]. Das Hôtel Dieu in Beaune ist noch bekannter, wurde aber erst 1443 gegründet. Eine Absage erteilt uns gewissermaßen das Kloster Fontenay, in dem die Infirmerie separat von Klausur und Schmiede liegt: Trotz der Klostergründung im Jahr 1118 und der Kirchweih 1147 [fontenay] stammt die Infirmerie erst aus dem 18. Jh. [fr.wiki ↔ Abbaye de Fontenay]. Doch das lässt sich begründen: Die Zisterzienser legten wesentlich weniger Wert auf die Pflege des Leibes als die Benediktiner; sie sahen keinen Grund, von Gott gewollte Krankheiten zu lindern oder die Abtötung des Leibes sanft zu gestalten.

Apothekenraum

Auf dem Pseudoplan wird im Haus für Arzt und Schwerkranke auch der „Arzneischrank“, das „armarium pigmentorum“ genannt. Die Übersetzung kann überraschen, weil mit pigmentum eigentlich Farbe, Färbestoff, Schminke oder auch Schmuck bezeichnet worden ist. NEUBURGER [271] spricht hier von einer „Kräuterammer (armarium pigmentorum), in welcher wohl nicht bloß Heilmittel (pigmenta) aufbewahrt, sondern auch manche Arzneien fertiggestellt wurden“. Da es sich um einen separaten Raum handelt, wurde überlegt, ob das mit der Entwicklung der Apothekerzunft vereinbar ist. Doch das führt nicht weit.

„Die eigentliche Geburtsstunde des Berufs schlug in der Zeit zwischen 1231 und 1243, als der Stauferkaiser Friedrich II. (1194–1250) eine Gesetzessammlung erarbeiten ließ, in der erstmals auch eine Trennung der Berufe von Arzt und Apotheker gesetzlich vorgeschrieben war. Diese Vorschrift galt zwar nur für das Königreich Sizilien, wurde aber bald zum Vorbild für Apothekenordnungen auch nördlich der Alpen“ [Aponet].

„Ärzte durften keine Apotheke besitzen oder daran beteiligt sein. Arzneimittelpreise wurden gesetzlich festgeschrieben um Preistreiberei zu ver-

hindern. Das Edikt von Salerno wurde Vorbild der Apothekengesetzgebung in ganz Europa“ [wiki ↔ Apotheke].

Die Verordnung hat sich rasch durchgesetzt. Für 1241 wird die Schenkung einer Apotheke in Trier berichtet, die als Löwen-Apotheke noch heute besteht. Nachdem auf dem Plan der Medikamentenraum zum Arztthaus gehört, ließe sich – cum grano salis – daraus schließen, dass die Trennung zwischen Arzt und Apotheker noch nicht vollzogen war. Demnach sollte der Plan nicht später als ca. 1300 gezeichnet worden sein.

Das Lorscher Arzneibuch

Bislang blieb hier unbeachtet, dass die Karolingerzeit im krassen Gegensatz zu allem bislang Gesagten „den Beginn der modernen Medizin in Europa markiert“ – und zwar in Gestalt des *Lorscher Arzneibuches*, das um 795 entstanden sein soll (Es ist samt deutscher Übersetzung im Internet verfügbar [Stabi Bamberg]). In ihm wird nicht zuletzt folgende Frage gestellt [Blatt 3v]:

„Nunmehr ist zu fragen, ob der Herr ein Arzt genannt werden kann, oder auch, ob feststeht, daß von ihm etwas auf ärztliche Weise getan worden ist.“

Der Arzt wird hier explizit mit „*medicus*“ bezeichnet, eine auffällig frühe Benennung.

„Die Handschrift stellt einen Meilenstein in der Medizingeschichte dar, ein einzigartiges Zeugnis für die Neubewertung der antiken Medizin im Zuge der karolingischen Renaissance unter Karl dem Großen. Es verbindet erstmals die Erkenntnisse der antik-heidnischen Medizin mit christlichen Glaubensinhalten. Seither galt die Behandlung Kranker nicht mehr als unstatthafter Eingriff des Menschen in den Heilsplan Gottes, sondern als Akt christlich gebotener Nächstenliebe.

Das Lorscher Arzneibuch ist als Nachschlagewerk und einführendes Lehrbuch angelegt. Es versammelt auf 150 Seiten verschiedenartige medizintheoretische und medizinpraktische Schriften in lateinischer Sprache. Der Hauptteil besteht aus 482 Arzneimittelrezepten. Nachträge und althochdeutsche Randbemerkungen zeugen von intensiver Benutzung im 9. und 10. Jahrhundert“ [UNESCO].

Der unbekannte Autor, der kein Franke war, kennt die antike Ärztwelt bestens, da er nicht nur von verschollenen Büchern weiß, sondern auch von ihm bekannten:

„In der Folgezeit aber wirkten diese Ärzte: die Dogmatiker Diokles, Praxagoras, Herophilos, Erasistratos, Asklepiades, Athenäus, Agathinus, Ariston, Archigenes, Herodotus, Philominus und Antyllos; die Empiriker Serapion, Heraklit, Glaukias, Menodotus, Thedaret und Theodosius; die

Methodiker Simon, Thessalus, Retinus, Philo, Minaseas, Olympikus, Memnuchos und Soran. Ihre Bücher sind erhalten“ [ebd. 6 recto].

Dieser Arzt, angeblich aus der Zeit um 800, kennt außerdem zahlreiche Rezepturen, die ins Morgenland verweisen, etwa die Herstellung von Henna-Öl aus Tragant (Räucherharz), indischem Kalmus, jemenitischer Myrrhe, indischem Kardamom, Baumöl und Henna-Blüte [69 recto]. Bei der angeblichen Mittelmeerblockade durch moslemische Schiffe zu Zeiten Karls des Großen hätte es keine derartigen Gewürze in Mitteleuropa gegeben. Beschrieben wird auch die Herstellung des im römischen Kaiserhaus wie im späteren Mittelalter berühmten Theriak, der alles heilte, selbst Bisse oder Stiche von Vipern, Giftspinnen, Skorpionen und ägyptischen Brillenschlangen [62 recto] und deshalb als „Arznei der Könige und König der Arzeien“ apostrophiert wurde. (Das gemeine Volk behalf sich mit Knoblauch [Werfring].) Theriak, dem schon in der Antike Opium beigemischt worden sein dürfte, scheint erst im 13. Jh. in Europa wieder bekannt zu werden, wurde dann in Venedig öffentlich zubereitet und hielt sich bis ins 19. Jh. Um 800 scheint er eindeutig zu früh aufzutreten.

Da nur antike Ärzte, keine byzantinischen Vermittler genannt werden, könnten islamische Quellen vermittelt haben. Sie werden aber nicht genannt, vielleicht, weil sie unter Karl dem Großen noch nicht bekannt gewesen sein können.

So wie 2013 die Laudatio durch die Deutsche UNESCO-Kommission formuliert war, scheint sie klarzustellen, dass keine islamischen Einflüsse nötig waren, um die mittelalterliche Heilkunst auf das Niveau zu heben, das sie dann bis weit in die Neuzeit nicht steigern konnte. ‘Seltsamerweise’ verschwindet der karolingische Impuls in der Medizin wie auch anderswo abrupt und es braucht den unbezweifelten Anstoß durch den Islam, mit Salerno als Mittler. Fünf Jahre früher ist von Sylvain Gouguenheim das Buch *Aristoteles auf dem Mont Saint-Michel* über *Die griechischen Wurzeln des christlichen Abendlandes* erschienen. Seinem Autor wurde 2008 von französischen Fachkollegen die Hölle heißgemacht, weil er den arabischen Anteil an der Tradierung geschmälert hat; heute würde er vielleicht dafür gelobt.

Äußere Schule

Ein besonderes Prunkstück des Planes ist die „äußere Schule“. Diese Bezeichnung steht allerdings nicht auf dem Plan selbst, wird aber seit Generationen von Forschern verwendet [bereits Brunner 1922, 19; s. 2015]. Mit ihr soll imaginiert werden, dass Klöster einen Bildungsauftrag nicht nur für den kirchlichen, sondern auch für den weltlichen Nachwuchs ausführten. Anders formuliert: Die karolingische Renaissance hätte auch und gerade Bildung fürs Volk gebracht. Auf dem Plan steht:

„Und diese Zäune schränken die Wünsche der Schuljugend ein. / Gemeinschaftshaus der Schule, das heisst der Unterrichtsstätte. / Eingang, / (einfaches) Geschirr (oder: Feuerbecken), / (einfaches) Geschirr (oder: Feuerbecken). / Hier sind kleinere Wohnungen der Schüler. / Ausgang zu den Abtritten.“

Allerdings kommen die Schüler nicht täglich von außen, sondern haben Zimmer im Schulgebäude. Um von einer äußeren Schule sprechen zu können, müsste es auch eine innere Schule für den eigenen 'Nachwuchs' geben, die dem Kloster besonders teuer sein müsste. Das könnte das Konventgebäude der Novizen sein, doch bei seinen Beschriftungen fehlen die Worte, „scola“ und Unterrichtsstätte. Der gesamte Bereich gleicht auch nicht der 'äußeren Schule', sondern konsequenterweise einem kleinen Kloster mit Schlafsaal, Speiseraum und Krankenstation, geführt von einem Meister (magister), der zusammen mit den Novizen in der Anlage wohnt. Der Schulvorsteher wohnt hingegen in einem Haus, das ans Seitenschiff der Kirche grenzt.

Die „äußere Schule“ ist ein Hirngespinnst, das Rolf BERGMEIER [2016] zerfetzt hat. Ihn empörte, dass Karl der Große mit seinem 'Bildungsprogramm' als Wiederbeleber der Schriftkultur gefeiert wird. Gegen Johannes FRIEDERICH und Rudolf SCHIEFFER sieht er in den Klosterschulen keine Allgemeinschulen und keine „Ausbreitung des elementaren Schulwesens“ [Bergmeier 2016, 101]. Denn in Karls einziger einschlägiger Schrift, der *Admonitio generalis*, taucht das Wort „Schule“ nur ein einziges Mal „in einem Nebensatz eines Textes mit 80 Kapiteln“ auf [ebd. 102]. Es habe damals keine öffentlichen Schulen gegeben und äußere Klosterschulen „höchst selten“ [ebd. 103]. BERGMEIER kann sie allerdings nicht zur Gänze ausschließen [ebd. 106], weil er die Datierung für den Pseudoplan nicht hinterfragt und nicht anzweifelt. Klöster seien vielmehr bestrebt gewesen, den ungeliebten Schulbetrieb hinauszudrängen [ebd. 112], weshalb das Volk überhaupt erst durch Domschulen ab dem späten 11. Jh. Unterricht erhalten konnte [ebd. 103, Fn 112]. Und Bildungsvermittlung? Die Klosterschule sei ohnehin nur eine

„Kadettenanstalt mit dem Zweck, den kirchlichen Nachwuchs mit Psalmen und Stundengebeten zu drillen, notfalls auch zu züchtigen und den Normen zwischen Morgengebet und Nachtruhe zu unterwerfen“ [ebd. 104].

Wenn BERGMEIER, der trotz größter Zweifel die Existenz Karls entschieden vertritt, zu dessen Zeit 95 % der Bevölkerung für Analphabeten hält [ebd. 112], dann dürfte das fürs 10. Jh. tatsächlich zutreffen. Die Kirche tat nichts für Geistes- und Naturwissenschaften; von ihrem retardierenden Einfluss mussten sich die ab dem 12./13. Jh. entstehenden Universitäten mühsam freikämpfen – Bologna hatte ab 1088 eine Rechtsschule, die gegen 1140 die Strukturen einer Universität erhielt, dazu 1158 vom Kaiser das Scholarenprivileg, mit dem eine gewisse Selbstständigkeit verbunden war [wiki → Universität Bologna].

Denn noch im späten 13. Jh. wurde ein Ausnahmegelehrter wie Roger Bacon als Mitglied des Franziskanerordens 26 Jahre inhaftiert, die meiste Zeit mit striktem Schreibverbot, weil er sich nicht dem Ordensgeneral unterordnete (vgl. S. 424).

Der Fallhammer – ein Missverständnis

Auf dem Pseudoplan sind zwei Anlagen mit (nicht explizit gezeigtem) Wasserantrieb eingezeichnet:

„locus ad torrendas annonas / pilae / molae / eorundem famulorum cubilia
· Platz zum Rösten der Jahresfrüchte / Stampfen / Mühlen / Schlafräume der zugehörigen Diener“.

Mahlsteine, Mühle („molae“) und Mörser, Stampfer („pilae“) sind in zwei Häusern eingezeichnet: einmal zwei Kreise, als Mahlsteine zu interpretieren, zum anderen zwei Kreise mit einem ‘Auswuchs’, der sich bei Sicht von oben als Ablaufrinne mit querliegendem Sammelbecken darstellt. Doch bereits 1909 wollte MERINGER darin zwei Fallhämmer sehen [Horn/Born, II:241], indem er hier unmotiviert vom Grund- zum Aufriss wechselte. Weil die Arkaden der drei Kreuzgänge und der Abtspfalz im Grund- und Aufriss zu sehen sind, ist diese Sichtweise nicht ganz abwegig. HORN und BORN [II:244] nutzten dies 1979 zu einem Exkurs. Im nördlichen Kastilien, in der Provinz León wurde nur wenige Jahre zuvor im Compludo-Tal eine alte Anlage mit Wasserrad, Nockenwelle und Fallhammer gefunden. Sofort erinnerte man sich an die Gründungszeit des Klosters von Compludo im 7. Jh., erhob 1968 die uralte Mühle zum nationalen Monument des frühen Mittelalters [*bierzo*] und widmete ihr eine Briefmarke (Abb. S. 407). Allerdings war die Anlage nicht mit naturwissenschaftlichen Methoden zu datieren, musste doch jedes ihrer Holzteile bei so langem Gebrauch mehr als einmal erneuert worden sein [ebd. II:241].

Rund 50 Jahre später hat sich der nationale Weihrauch verflüchtigt, eine aktuelle Touristeninformation stellt klar:

„Die letzten Studien verlegen jedoch die Entstehung der Schmiede ins 19. Jahrhundert und verwerfen die früheren Theorien“ [*herreria*; Übersetzung. H. Oeller].

Damit bekommen HORN und BORN [II: 245] recht, die in ihrem Exkurs darauf beharrten, dass es in Europa hydraulische Fallhämmer erst ab dem 11./12. Jh. gab. Dieser Exkurs hat zusätzliche Bedeutung erlangt, weil der Verfasser die Frage nach den Fallhämmern in die Diskussion um die Datierung der Aacheener Pfalzkirche eingebracht hat. Da die schweren Eisenringanker um Acht- und Sechzehneck herum nicht von Hand geschmiedet werden konnten, benötigte man hydraulische Fallhämmer. Solche wurden in Zisterzienserklöstern des 12. Jh. nachgewiesen (Fontenay in Rekonstruktion, Bordelay archäologisch). Deshalb kann Karls Pfalzkirche auf keinen Fall aus dem späten 8. Jh.

stammen [vgl. Illig 2013b, 140-156]. Dieses Argument ist unwiderlegt, der Dom-
baumeister kann dazu nur schweigen (vgl. dazu S. 354).

Die Datierung des St. Galler Plans

Was ergibt sich aus den bisherigen Betrachtungen [s.a. Illig 2009, 200] zur Datie-
rung des Plans? Vorwegzuschicken ist, dass die Mediävisten bislang jegliche
Datierung mittelalterlicher Pergamente mit Hilfe der ¹⁴C-Methode verhindern.
Chronologiekritiker kennen ihre Schwachpunkte zur Genüge, aber die Band-
breite an möglichen Datierungen von 820 bis hin zum Jahr 1500 könnte sie
vielleicht einschränken. Einen relativen Hinweis gibt die Planrückseite, trägt
sie doch die Vita des hl. Martin. Die Handschrift wird – anders als die ala-
mannische bzw. karolingische Handschrift der Planerläuterungen – in der Zeit
um 1200 gesehen: „Um die Wende von 12. zum 13. Jahrhundert“ [wiki → St.
Galler Klosterplan]. Die Abfolge von Pseudoplan und Text ist zwingend, weil ein
Stück des Plans abgekratzt wurde, um die Vita auf der Vorderseite zu Ende
zu bringen [ebd.]. Und ein zweites Detail würde dazu passen. Auf dem Plan
wird eine doppelchörige Kirche mit zwei Westtürmen dargestellt. Das ist für
frühes 9. Jh. anachronistisch, weil Türme erst ab etwa 980 in Mitteleuropa
entstehen.

Die nun angegebenen Jahre sind mit einer gewissen Willkür behaftet. Nie-
mand weiß, wo welche dieser ‘idealen’ Bauten – ob Bibliothek, Abtspfalz,
Aderlasshaus oder Infirmierie – zwar gebaut, aber nicht schriftlich erwähnt
und später durch andere Bauten ersetzt worden sind. Das kann die genannten
Grenzen zum Älteren hin verschieben; das gilt auch für jene Fälle, bei denen
tradierte Baudaten vom Verfasser übersehen worden sein sollten.

820 Pseudoplan für St. Gallen

----- *Wiedereinsetzen der Realzeit um 911*

- 920 Holzkreuzgang Reichenau, Mitterzell (separat behandelt);
- 950 ab da Kreuzgänge und damit vielleicht Schreibmöglichkeiten;
- 965 der Kreuzgang wird als solcher bezeichnet;
- 980 ab da Kirchtürme;
- 1000 ab da erste in Salerno ausgebildete Ärzte;
- 1010 ab da gebundenes Maßsystem;
- 1040 ab da erste Schreibkammern im Kreuzgang;
- 1100 erste Bibliotheksbestände in Größe der Planvorgabe;
- 1130 der Beginn wissenschaftlichen Schrifttums [Illig 1991], dessen Kri-
terien dieser Plan durchaus folgt;
- 1150 mit Maulbronn ein fast gleichgroßer Kreuzgang [Legler 1989, 222];
- 1150 erste Separaträume für einen Abt (Corvey);

- 1150 ab da (wieder) Aderlass;
- 1150 ab da klösterliche Krankenstationen;
- 1165 Im Vorgriff der Wasserplan von Canterbury als einzige Architekturzeichnung zwischen 472 und 1150; zusätzlich mit identischer Vermischung von Grund- und Aufriss (s.u.).
- 1184 Erste Erwähnung einer Abtspfalz;
- 12. Jh. Datierungsabgleich mit irischen Hochkreuzen;
- 1200 Rückseitenbeschriftung des Pseudoplane ungefähr um 1200;
- 1200 ab da Bilder von Schreibern in Innenräumen;
- 1215 keine Mönchsärzte mehr;
- 1248 Alter Dom von Köln wird abgerissen, ab da als Vorbild für den Pseudoplan nicht mehr sichtbar;
- 1250 ab da werden an Universitäten in nennenswertem Umfang Ärzte ausgebildet;
- 1250 ab da trennen sich Ärzte und Apotheker;
- 1260 erste kleine Skriptoriumsräume (Schreibzellen);
- 1261 Kölner Dombibliothek ist in einem Turm untergebracht;
- 1300 Erwähnung des Sevenbaums in der Kreuzgangmitte;
- 1350 ab da Absonderung von Seuchenopfern;
- 1398 ab da spezielle Bibliotheksbauten;
- 1495 erster Bibliotheksbau überm Skriptorium gemäß dem Plan.

Der Pseudoplan als Architekturzeichnung

Die bisherigen Kriterien erlauben zwar eindeutig und zwingend das Verwerfen einer karolingerzeitlichen Planerstellung, erbringen aber noch keine genaue Datierung. Insofern muss als letztes die Zeichnung selbst noch einmal geprüft werden. Eigentlich nur eine Skizze, überrascht sie mit zahlreichen präzisen Angaben für ein ganzes Kloster, also den Lebens- und Arbeitsbereich von etwa 270 Menschen. Prinzipiell als Bau- und Lageplan angelegt, werden bei den Kreuzgängen und dem Abtshaus auch Arkaden und damit Partien des Aufrisses gezeigt. Gibt es dazu Parallelen? Wir kennen zahlreiche Zeichnungen von Villard de Honnecourt (ca. 1200–1250?), darunter aber keine derart weitgreifende Darstellung. Mehr als Chorgrundrisse, mehr als zahlreiche Aufrissdetails sind bei ihm diesbezüglich nicht zu entdecken. Auch die zeitlich anschließenden Aufrisse eines Erwin von Steinbach (um 1244–1318) für die Fassaden der Münster von Straßburg und Freiburg – ab 1275 – oder der Aufriss für die Kölner Turmfassade vom Ende des 13. Jh. enthalten präzise Darstellungen der Steinarbeiten, aber keine Grundrisse.

Rolf LEGLER [2007, 118] hat auf den Wasserwerkplan des Canterbury Christ-Church-Monastery hingewiesen. Er entstammt dem *Eadwine-Psalter*, dem am

aufwändigsten illustrierten Manuskript des 12. Jh. in England. Auf 281 Pergamentblättern sind die Psalmen in Latein, Altenglisch und Anglo-Normannisch festgehalten, zahlreiche Illustrationen zum Neuen Testament ergänzen die glanzvolle Arbeit. Etliche Zeichnungen greifen auf den Utrecht-Psalter zurück, der bei 815–823 gesehen wird, allerdings erst nach geraumer Zeit, im 11. wie im 12. Jh. in England sehr getreu kopiert worden ist [vgl. en.wiki → Eadwine Psalter; vgl. Illig 1996, 307 f., 323].

Zu Ende des Textes steht ein ganzseitiges, „sehr ungewöhnliches“ Selbstporträt des Schreibers Eadwine, das schon durch seine Größe auf starkes Selbstbewusstsein schließen lässt. Ein umlaufendes, lateinisches Schriftband bekräftigt diesen Eindruck: Gebet und Ruhm des Chef-Schreibers werden nicht sterben, sein Bild wird ihn über die Jahrhunderte lebendig erhalten, er, dessen Genius durch die Schönheit des Buches demonstriert wird [vgl. en.wiki → Eadwine Psalter]. Nach dieser von mönchischer Demut freien Darstellung folgt noch der Wasserwerkplan, der auf eine zweite Seite übergreift, und „vielleicht eine Dekade später“ entstanden ist [ebd.].

Wie beim St. Galler Klosterplan wird ein ganzes Kloster abgebildet, noch dazu mit farbig gestalteten Gebäudeansichten. Die wesentlichen Bauten werden dargestellt, wobei einer speziellen ‘Zentralperspektive’ gefolgt wird, deren Mittelpunkt z.B. im Zentrum des Kreuzgangs liegt, weshalb die Arkaden auf allen vier Seiten zur Mitte zeigen. Folglich sind die Gebäude zum Teil um 90° oder 180° gedreht, stehen also zum Teil Kopf. Wir kennen diese Darstellungsweise auch von mittelalterlichen Weltkarten. Für den Zeichner waren die Wasserleitungen relevant, die von einem Teich zu den verschiedenen Zapfstellen laufen und offenbar für mögliche Reparaturen im Bild festgehalten wurden. Da noch der romanische Kirchenbau gezeichnet ist, dem nach dem schweren Brand von 1174 der gotische Neubau folgte, muss auch der Plan nach 1100 und vor 1175 gezeichnet worden sein. Die Forschung sieht gegenwärtig die Entstehungszeit des Psalters zwischen 1150 und 1160, die des Wasserwerkplans zwischen 1160 und 1170 [en.wiki → Eadwine Psalter].

Was erbringt der direkte Vergleich? Eine derartige Perspektive ist uns vom Pseudoplan geläufig, bei dem die Kreuzgangarkaden immer zum Mittelpunkt weisen und Beschriftungen ebenfalls der Zeichnung folgend um 90° oder 180° gedreht sein können. Die Abstraktionsleistung ist in beiden Fällen adäquat. Die Ausführung der Zeichnungen unterscheidet sich stark: hier die vorbildgetreuen Gebäudedarstellungen, dort die eher flüchtige Skizzierung, die sich fast durchwegs auf den Grundriss beschränkt. Andererseits beschreibt der Plan dank seiner Legenden einstiges Klosterleben in einem Maße, das beim Wasserwerkplan nicht angestrebt war. Von da her möchte ich das Zeitintervall für den Fiktionalplan mit 1120 bis 1200 ansetzen, jeweils 30 Jahre vor und nach den Zeitgrenzen des Eadwine Psalters. Damit sind wesentliche

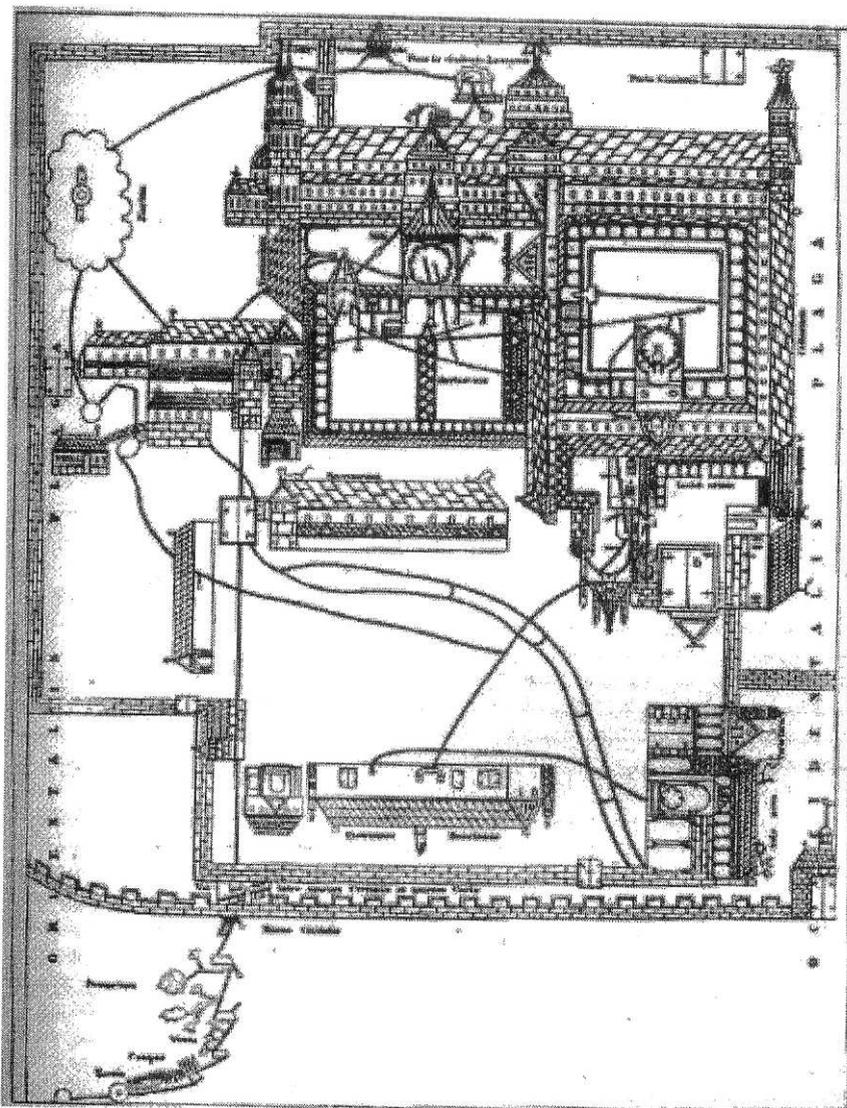


Abb. 5: Nachzeichnung des Wasserplans von Christ-Church-Monastery, Canterbury; ca. 1165 [gardenvisit.com]

Datierungsvorgaben erfüllt (vgl. S. 400 f.): das beginnende Zeitalter wissenschaftlichen Denkens, ein vergleichbar gleichgroßer Kreuzgang, die ersten Bücherräume (armarium) in Zisterzienserklöstern, die ersten Abtspfalzen, erneut Aderlass in Europa, klösterliche Krankenstationen; dazu passt die bisherige Datierung der Rückseitenbeschriftung des Fiktionalplans, und der Alte Dom zu Köln steht noch. Unter diesen 'Auspizien' kann der Fiktionalplan damals entstanden sein.

Ein Hauptargument ist die Beschriftung des Pseudoplane mit der Martins-Vita zu sein. Sie wird der Zeit um 1200 zugerechnet. Wer einen fiktiven Plan zeichnete, mochte auch entsprechende, alte Schriften für die Legenden wählen. Aber wer fälscht eine Schriftart, um für eine x-beliebige Vita einen Plan zum Teil auszuradiieren und als Palimpsest zu benutzen? Wenn wir von 1200 eine Generation zurück auf **1170** gehen, dann könnte der Pseudoplan einigermaßen gut datiert sein.

Unbefriedigend sind die Zeitrelationen zu den entstehenden Bibliotheken und Skriptorien. Erst Mitte des 13. Jh. finden wir den ersten Hinweis darauf, dass Bücherbestände wie in Köln einen speziellen Raum erhalten. Nicht eingebunden ist der Befund, dass vor dem Buchdruck, aber erst ab 1400 quer durch Mitteleuropa eigene Bibliotheksbauten errichtet werden, ebenso die Tatsache, dass noch ein Jahrhundert später erstmals die gebaute Kombination von Bibliothek über Skriptorium auftritt. Wollte man dies ernsthaft mit ins Kalkül nehmen, dann wäre der Fiktionalplan ein Produkt des späteren Humanismus.

So weit möchte ich nicht gehen, aber Fakt bleibt, dass Heinrich Canisius nicht nur als erster die Inschriften des Fiktionalplans publiziert hat, sondern um 1600 auch die Briefe des Alkuin, die nach meinen Recherchen spätere Fälschungen sein müssen [vgl. Illig 2013c].

„Noch bedeutender war Heinrich Canisius jedoch durch seine Sammlung, Auswertung und Veröffentlichung von historischen Manuskripten, die er – meist im Erstdruck – herausgab. Davon erschienen in Ingolstadt zwischen 1601 und 1604 sechs Bände, unter dem Titel „Antiquae lectiones“. Viele bis dahin unbekannte oder verschollene Geschichtsquellen, oft auch mittelalterliche Viten von Heiligen, wurden dadurch der Wissenschaft zugänglich gemacht. Eine davon ist beispielsweise die berühmte Vita der Hl. Elisabeth von Thüringen, verfasst durch Dietrich von Apolda im 14. Jahrhundert und 1604 im Erstdruck veröffentlicht von Heinrich Canisius. Auch die Briefe des Gelehrten Alkuin († 804) sowie die Chronik der Bischöfe Victor von Tunnuna († um 570) und Johannes von Biclano († um 620) erschienen durch ihn erstmals im Druck“ [wiki ↔ Heinrich Canisius].

Was lag Canisius an dem dubiosem, weil zeitversetztem Material, außerdem an Chronikschreibern aus der zweiten Hälfte des 6. Jh.?

Literatur in Ergänzung zu Heft 2/2016 [174-178]

- Adelung, Johann Christoph (1811): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*;
<http://de.academic.ru/dic.nsf/grammatisch/39462/S%C3%A4benbaum>
aderlass = *Der Aderlass im Mittelalter*;
<http://geschichte-in-kurz.blogspot.de/2015/08/der-aderlass-im-mittelalter.html>
aponet = *Die Geschichte der Apotheke*;
<http://www.aponet.de/die-apotheke/geschichte-apotheke.html>
- Berschin, Walter (2002): Der St. Galler Klosterplan als Literaturdenkmal; in *Ochsenbein/Schmuki*, 107-149
- (1980): *Griechisch-lateinisches Mittelalter · Von Hieronymus zu Nikolaus von Kues*; Francke, Bern
- Berschin, Walter / Straub, Johannes (1992): *Die Taten des Abtes Witigowo von der Reichenau (985–997) · Eine zeitgenössische Biographie von Purchart von der Reichenau*; Thorbecke, Sigmaringen
- Brunner, Conrad (2015): *Über Medizin und Krankenpflege im Mittelalter in Schweizerischen Landen*; Salzwasser, Paderborn (1922 Seldwyla, Zürich)
- dpa (2013): *Die Hausapotheke im Blumenbeet · Gärtnern nach Hildegard von Bingen*; 29. 07. <http://www.rp-online.de/leben/gesundheit/ernaehrung/gaertnern-nach-hildegard-von-bingen-aid-1.3556382>
- Fischer, Klaus Dieter (2010): Das Lorscher Arzneibuch im Widerstreit der Meinungen; *Medizinhistorisches Journal* Bd 45, 165-188
fontenay = *Abbaye de Fontenay · XII^e siècle · Bourgogne · Patrimoine mondial*;
<http://www.abbayedefontenay.com/fr/>
frankenthal = *Das Skriptorium*;
[https://www.frankenthal.de/sv_frankenthal/de/Homepage/Kultur%20und%20Bildung/Rarit%C3%A4ten/Frankenthaler%20Bibel/skriptorium\[1\].pdf](https://www.frankenthal.de/sv_frankenthal/de/Homepage/Kultur%20und%20Bildung/Rarit%C3%A4ten/Frankenthaler%20Bibel/skriptorium[1].pdf)
- Gasser, Hans (2016): Alles echt anstrengend. Mitten im Wald Oberschwabens bauen Enthusiasten eine karolingische Klosteranlage – mit rein mittelalterlicher Technik; *SZ*, 08. 09.
- Gehrke, Leonie (2013): *Das ehemalige Zisterzienserkloster in Haina - Wandel der Ordensarchitektur*; senseatmosphere.wordpress.com
gifte = <http://www.gifte.de/Giftpflanzen/Laien/sadebaum.htm>
- Gouguenheim, Sylvain (2011): *Aristoteles auf dem Mont Saint-Michel. Die griechischen Wurzeln des Abendlandes*; WBG, Darmstadt (franz. 12008)
- Gwisdeck, Christoph (2014): *Der St. Galler Klosterplan*;
<http://geschichte-in-kurz.blogspot.de/2014/07/der-st-galler-klosterplan.html>
- Hapke, Andreas (2013): Horst-Harry Bäume war schon 272 Mal beim Aderlass und muss „abtrainieren“. Bis in alle Ewigkeit verdammt zum Blutspenden; *MK Kreiszeitung.de*, 11. 09.
- Hecht, Konrad (1983): *Der St. Galler Klosterplan*; Thorbecke, Sigmaringen
- Heinsohn, Gunnar / Steiger, Otto (1985): *Die Vernichtung der weisen Frauen*

- Hexenverfolgung · Menschenproduktion · Kinderwelten*; März, Herbstein
Herreria de Compludo; http://web.archive.org/web/20130727101619/http://www.turisleon.com/pruebas_im_comarca/otros/Asodebi/Herreria_de_Compludo.html (ebd. soyleon.es)
- Hoffmann, Volker (2016): Persönliche Mitteilung; E-Mail vom 27. 08.
- Holländer, Hans (1991): *Kunst des frühen Mittelalters · Malerei · Plastik · Architektur*; Belser, Stuttgart · Zürich
- Horn, Walter / Born, Ernst (1979): *The Plan of St. Gall · A study of the architecture & economy of, & life in a paradigmatic Carolingian monastery*; Vol. 1 - 3: (1979); Univ. of Calif., Berkeley
- Illig, Heribert (2016c): Der rätselhafte Koran · Eine Rezension, dazu ein neuer Datierungsansatz für den Islam; *Zeitensprünge* 28 (2) 195-206
- (2016b): Das Fehlen richtiger Bibliotheken und zugehöriger Räume vor 1350; *Zeitensprünge* 28 (2) 138-178
- (2016a): Glocken für Karl? Eine Abgrenzung; *Zeitensprünge* 28 (1) 67- 72
 - (2015): Irland und seine Hochkreuze; *Zeitensprünge* 28 (2) 336-361
 - (2013c): Unvereinbare Königskinder; *Zeitensprünge* 25 (2) 413-414
 - (2013b): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelting (2011)
 - (2008): *Die Chiemseelöcher · Neue Sicht auf alte Kunst*; Mantis, Gräfelting
- Jacobsen, Werner (1992): *Der Klosterplan von St. Gallen und die karolingische Architektur. Entwicklung und Wandel von Form und Bedeutung im fränkischen Kirchenbau zwischen 751 und 840*; Deutscher Vlg. für Kunstwissenschaft, Berlin
jahrbuch = Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg (1975); Böhlau, Stift Klosterneuburg
- Kuder, Ulrich (1998): Frühmittelalterliche Architekturwahrnehmung und -darstellung; in Müller, Matthias (1998): *Multiplicatio und variatio · Beiträge zur Kunst · Festgabe für Ernst Badstübner zum 65. Geburtstag*; Lukas, Berlin, 123-138
- Lauer, Dittmar (2009): *Das Testament des Diakons Adalgisel Grimo von 634* (Vortrag); <http://www.dittmar-lauer.de/adalgiselgrimo.htm>
- Lehmann, Edgar (1965): Die Architektur zur Zeit Karls des Großen; in Braunfels, Wolfgang/ Schnitzler, Hermann (Hgg.): *Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben. Bd. 3: Karolingische Kunst*; Düsseldorf 1965, S. 301-319
- lepra* = Stichwörterbuch zur Lepra: *Lepra.pdf*
- Mazal, Otto (2006): *Geschichte der abendländischen Wissenschaft des Mittelalters*. 2 Bde; Akademische, Graz
- msm* = *Mont-Saint-Michel Frankreich*;
<http://www.nefershapiland.de/Mont-Saint-Michel.htm>
- Neuburger, Max (1911): *Geschichte der Medizin*; Enke, Stuttgart
https://archive.org/stream/b24866672_0002/b24866672_0002_djvu.txt
- Noll, Günter (1981): *Die Herkunft des St. Galler Klosterplans. Der Entwurf des geplanten Kathedraalklosters Canterbury Christ Church durch den hl. Theodor von Tarsus (668-690) vor 1300 Jahren · 2. Zwischenbericht*; Eigenverlag, München
- regula* = *Benediktinerabtei Ettal · Die Regel Benedikts*; <http://abtei.kloster-ettal.de/benediktinische-spiritualitaet/die-regel-benedikts/36-die-kranken-brueder/>
- Schaefer, Heinrich (2012): *Pfarrkirche und Stift im Deutschen Mittelalter · Eine kirchenrechtsgeschichtliche Untersuchung*; Unikum, Bremen (1903)

- Schott, H. (2004): Medizingeschichte(n): Arzneimittel – Dreckapotheke; *Deutsches Ärzteblatt* 101 (47): A-3184 / B-2694 / C-2566
- Sennhauser, Hans Rudolf (2001): *St. Gallen – Klosterplan und Gozbertbau · Zur Rekonstruktion des Gozbertbaues und zur Symbolik des Klosterplanes*; Hochschul-Verlag, Zürich
- Stabi Bamberg = *Lorscher Arzneibuch mit deutscher Übersetzung online*;
<https://www.staatsbibliothek-bamberg.de/index.php?id=312>
- Stammberger, Ralf M. W. (2003): *Scriptor und Scriptorium · Das Buch im Spiegel mittelalterlicher Handschriften*; Akademischer, Graz
- Thorhauer, Hannes (1999): Der St. Galler Klosterplan; in Römer, Christof / Pötschke, Dieter / Schmidt, Oliver H. (Hgg. 1999): *Benediktiner, Zisterzienser*; Lukas, Berlin, 94-106
- Uhrmacher, Martin (2008): Entstehung und Verbreitung von Leprosorien im Westen des Reiches; *Actes des 13^{es} journées lotharingienne, 2004*, Luxembourg, 461-478
- UNESCO = Lorscher Arzneibuch = <http://www.unesco.de/kommunikation/mow/mow-deutschland/lorscher-arzneibuch.html>
- Untermann, Matthias (2001): *Die archäologische Erforschung der Insel Reichenau*;
http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/280/1/Untermann_reichenau_2001.pdf
- Walz, Ulrike (2001): Karl der Große – ein verhinderter Seefahrer. Die Reichenauer Heiligbluterzählung aus dem 10. Jahrhundert; in *Erkens*, 234-245
- welterbe = *stiftung welterbe klosterinsel reichenau, Gartenprojekt „Hortulus“ - Neugestaltung des Klostersgartens*; <http://www.welterbe-reichenau.de/index.php?id=10>
- Werfring, Johann (2010): *Arznei der Könige, König der Arzneien*; *Wiener Zeitung*, 26. 05.
- Winkle, Stefan (2003): *Das Hospiz der Benediktinerklöster als Vorbild der Laienhospitäler in den Städten des Mittelalters*; ('1987)
www.collasius.org/WINKLE/04-HTML/hospiz.htm



Das einstige Nationalmonument Herrería de Compludo, León, auf Briefmarke

Der überfällige Eintritt in den englischen Sprachraum – Emmet Scotts Guide

vorgestellt von Heribert Illig

Scott, Emmet (2014): *A Guide to the Phantom Dark Age*; Algora Publishing, New York; 178 S., einige S-W-Abbildungen [= S.]

Es ist erstaunlich: Im fernen Amerika entdeckt ein unabhängiger Autor eine Thematik, die dort nahezu, wenn nicht sogar völlig unbekannt ist, arbeitet sich in sie ein und schreibt daraufhin einen Führer zur Phantomzeit. Über diesen Autor Emmet Scott ist rein gar nichts bekannt. Sein Name und weitere seiner Bücher sind im Internet zu finden, doch nichts über ihn als Person. Daraus ließe sich schließen: Der Name Scott ist ein Pseudonym für einen Menschen, der keine Interviews gibt, keine Fotos zulässt, nur in seinen Büchern und Essays an die Öffentlichkeit tritt. Insofern ist alles offen: Geschlecht, Alter, Ausbildung, Staatsangehörigkeit. Immerhin dürfen wir Deutschkenntnisse unterstellen, da er sonst meine Bücher nicht kennen würde. So weit der 'Faktencheck'.

Scott gibt nach Vorwort und Einleitung eine Darstellung in sechs Kapiteln und einem Anhang. Er schließt die Einleitung mit den Worten: „Abgesehen von strittigen Punkten [wie dem Zeitpunkt der Wikingereinfälle oder der Lebenszeit der Könige Offa und Alfred; HI] gehören die nachfolgenden Ideen Heribert Illig und niemandem anderen“ [S. 11; Übersetzg. hier und im Weiteren HI]. Trotzdem hat Scott durchaus eigene Meinungen, die es verdienen, als solche heraus- und zur Diskussion gestellt zu werden. Es beginnt bereits im ersten Satz der Einleitung:

„Das vorliegende Buch beginnt mit der Prämisse, dass die drei Jahrhunderte zwischen ungefähr 615 und 915 n. Chr. niemals vorhanden waren und 'Phantom'-Jahre sind, die während des Mittelalters in den Kalender eingefügt worden sind“ [S. 3; Übersetzg. HI].

Warum er die von mir vorgeschlagenen Jahre – 614 und 911 – nicht nennt, wird in seinem Text sukzessiv deutlicher. Schon auf der nächsten Seite zeigt er zeitversetzte Doppelungen auf, die er gefunden hat, ob in Spanien, in Indien oder in Schottland bei Macbeth [S. 4]. Indem er sich immer wieder auf Altmeister Edward Gibbon beruft [ab S. 5], benutzt er eine zentrale Quelle, die ich nicht herangezogen habe, ebenso Henri Pirennes Werk von 1937: *Mohammed et Charlemagne* [S. 16]. In der römischen Geschichte geht er bis ca. +150 zurück, als die Bevölkerung im römischen Reich am größten ist, um ab

da zu schrumpfen [S. 20]. Das ist ihm genauere Darstellung wert, wobei er die Idee vertritt, Konstantin I. habe das Christentum deshalb zur Staatsreligion erhoben, weil es dort vielköpfige Familien und keinen Kindermord gab [S. 24]. Er bezweifelt auch, dass barbarische Völker dem römischen Reich den Untergang gebracht hätten, denn zumindest der Ostteil erlebte im 5. und 6. Jh. eine bemerkenswerte Expansion, „certainly golden [centuries]“ [S. 26].

Als Islamkenner mit mehreren Buchtiteln zu diesem Sujet fasziniert ihn, dass der islamische Einfluss Europa nicht bereits im 7., sondern erst im 10. Jh. erreicht [S. 8]. Als Anhänger Pirennes löst er sich nur schwer von manchen Anschauungen, etwa der, dass das Mittelmeer ausgerechnet durch schiffsunerfahrene Moslems gesperrt worden sei, wenn nicht drei Jahrhunderte lang [S. 148, 150], dann doch wenigstens „für einige Jahrzehnte“ [S. 126]. Mit Pirenne sieht er auch einen „impact of the Arabs“; er hält sie für unglaublich destruktiv [S. 45, 64]. Verblüffend ist die Behauptung, schon im 6. Jh. wäre in den nördlichen Ausläufern der Pyrenäen eine Festung gegen die Araber gebaut worden, ausgerechnet die Festung Montségur, die im Kreuzzug gegen die Katharer eine zentrale Rolle spielen sollte [S. 64]. Gleichwohl sieht er vor 950/60 keinen islamischen Ansturm auf Europa [S. 67]. Er schließt sich meinem Gedanken an, dass die erste Ausbreitung des Islam persische Wurzeln hat und fügt an, dass der Halbmond ein sassanidisches Symbol darstelle [S. 106]. Ebenso folgt er der Saarbrückener Schule [S. 109] und sieht die Ebioniten als Ideengeber für den Islam [S. 116].

Den islamischen Sprung übers Mittelmeer bei Gibraltar sieht er ebenfalls erst bei 950 [S. 138], wobei er allerdings den Kalifen Abd-ar-Rahman III. mit- samt den archäologischen Überresten seiner Sommerresidenz verliert. Und: Obwohl anders als bei mir Kaiser Heraklius ungestört bis 641 leben könnte, lässt er ihn schon um 620 sterben [S. 139]. In diesem Zusammenhang stellt er hier die Kirche San Juan in Baños de Cerrato als vielleicht ältesten Kirchenbau Spaniens vor (sie liegt in der nördlichen Provinz Palencia, nicht im südlichen Valencia [S. 29]). Der Kirchenbau wurde von mir bis ins 11. Jh. umdatiert [Illig 1999, 106-109], was Scott übernimmt [S. 30]. Andererseits sieht er etwa Santa Maria del Naranco eher im 6. Jh. [S. 41], doch das dürfte als Illustration dafür gedacht sein, dass 6. und 10. Jh. unmittelbar aneinander grenzen.

Zum einstigen Pannonien gibt es unterschiedliche Ansichten. Für Klaus Weissgerber [2003] kommen Awaren, Slawen und Ungarn in drei Wellen, aber dicht hintereinander zwischen 550 und 600||897. Scott setzt hingegen Awaren und Ungarn gleich [S. 61]. Außerdem beschäftigt er sich fast als erster mit der rumänischen Geschichte [S. 130].

Im Weiteren zeigt sich, dass er tatsächlich wenig mit meiner Grenzziehung 614||911 anfangen kann. Erst spät will er sie überhaupt richtig benennen

[S. 127]. Dass Scott lieber 300 als 297 Jahre hat, liegt an seinen Rückgriffen auf Hans Erdmann Korth, wenn er sich im Anhang mit Sonnenfinsternissen beschäftigt. Da ist Scott wie Alexander Demant der Meinung, dass fast alle Berichte zu antiken Finsternisbeobachtungen nicht direkt verifizierbar sind. Als Beispiel greift er ausgerechnet auf das NT zurück, das von einer großen Dunkelheit zum Zeitpunkt von Jesu Tod spricht. Er quält sich mit ihrer Fixierung in der mutmaßlichen Zeit [S. 157 f.], ohne zu bemerken, dass es sich hier um einen Wunderbericht handelt. Denn das Passahfest der Juden fand wie später das Osterfest der Christen nach einem Vollmond statt. Eine Sonnenfinsternis ist aber nur zu Neumond möglich, nur dann steht der Mond zwischen Sonne und Erde. Insofern kann er auch entsprechenden Eklipsenberechnungen nur blind vertrauen.

Korth hat sich die Mühe gemacht und 30 aus der Antike zwischen -309 und +590 berichtete Sonnenfinsternisse ermittelt, die ungefähr 300 Jahre später ein Pendant haben. Exakt gesprochen: In Korths Tabelle sind 15 Sonnenfinsternisse mit einem genau 300 Jahre später liegenden 'Doppelgänger' enthalten, 5 zu 301, 2 zu 299 und 1 zu 298 Jahren. Das scheint klar für 300 und ebenso klar gegen 297 Jahre zu sprechen [S. 159 f.]. Allerdings geht die Suche nach Eklipsen weiter zurück. Bereits 1996 sprach sich Deutschlands bekanntester Archäoastronom Wolfhard Schlosser entschieden gegen die Phantomzeit aus, weil er für die bei Gregor von Tours berichtete Sonnenfinsternis vom 04. 10. 590 kein Pendant in 300-jährigem Abstand fand. Im selben – von einem Physiker gedrehten – Film konnte ich antworten, dass es am 20. 10. 887 sehr wohl ein Pendant mit 297 Jahren Abstand gibt [beide Statements bei Simmering; vgl. Illig 1999, 144 f.]. Korth hat sich dagegen für ein Pendant am 08. 08. 891 mit 301 Jahren Abstand entschieden, also ein Pendant im August statt im Oktober, da er immer ein Gegner der von mir vorgeschlagenen 297 Jahre war. Mir sind 68 Sonnenfinsternisberichte zwischen der Zeitenwende und +950 bekannt, 25 davon hat Korth behandelt [S. 159 f.]. Hier muss noch einmal ohne Zorn und Eifer geprüft werden, welche Pendants tatsächlich möglich sind.

Die Prüfungsgrenze habe ich bei 950 angesetzt, weil Scott im Weiteren für die Zeitspanne von 650 bis 950 plädiert [S. 57], wobei ihm in Hinblick auf die Wikinger neben 650 auch 620 möglich erscheint [S. 80], um schließlich die Wikingerzeit auf 640 bis 750|1050 und damit auf 110 Jahre einzuengen [S. 87]. Scott hat sich dafür entschieden, die seiner Phantomzeit folgenden Jahreszahlen jeweils um 300 Jahre zu reduzieren; er macht damit die Nähe zur Antike deutlicher, scheidet aber spätestens bei der Benennung unserer aktuellen Jahreszahl mit der niemals durchsetzbaren Angabe 1716.

Ihm liegt besonders das 7. Jh. am Herzen, das für ihn bei 650 ins 10. Jh. übergeht. Dabei fällt ihm auf, dass in der herrschenden Lehre immer wieder

Versuche gemacht werden, Dinge und Ereignisse aus dem 10. ins 9. oder 8. Jh. zurückzudatieren [S. 60]. Für ihn ist König Dagobert I. eine reale Person bis 634 (herkömml. 639) [S. 128], für ihn ist Dagoberts Sohn Sigebert III. Stammvater des deutschen Reichs [S. 131], weil er bereits als Dreijähriger Unterkönig von Austrasien wurde, allerdings bereits mit 26 Jahren starb. Heinrich den Vogler, den ersten sächsischen König (reg. 919–936), sieht er zeitgleich mit Chlothar II. und Dagobert I. [S. 135], während er den großen Karl mit Theodebert (500– 547) identisch setzen will [S. 133]. Bei seiner Grenzziehung muss die Belehnung Rollos mit der Normandie zwangsläufig von 911 bis 950, eher noch bis 980 verschoben werden [S. 132]. Davon hätten die zeitgleichen deutschen Kaiser wohl nichts bemerkt. Dass die gesamte Karolingerlinie eine Erfindung von Otto I. und Otto II. sei, ist sicher nicht meine Aussage, während Ottos III. Rolle bei der Geschichtsklitterung meiner Vorstellung entspricht [S. 8].

In derartigen Fällen wäre es entschieden besser gewesen, den jeweiligen Urheber zu nennen, wie es auch irritieren muss, wenn er die erste Hälfte des 7. Jh. mit vielen Geschehnissen und Funden belegt – etwa mit Burgenbau in Italien [S. 63] –, um schließlich pauschal zu befinden: „accepting that Illig is correct“ [S. 145].

Schlussendlich hat er sich auch mit der Diskussion um das erfundene Mittelalter befasst, weiß also, dass er selbst sich ebenfalls einer – von ihm deutsch bezeichneten – „Totschweigetaktik“ aussetzt, verschärft durch die „guardians of orthodoxy who police Wikipedia“ [S. 10].

Insgesamt also eine gute Darstellung des erfundenen Mittelalters, angereichert mit vielen eigenen Ideen von Emmet Scott.

Literatur

- Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* Ullstein, Berlin
Simmering, Klaus (1996): *300 Jahre erstunken und erlogen? Über Zweifel an unserer Zeitrechnung*; Film für den MDR produziert, am 19. 02. 1997 erstmals gesendet
Weissgerber, Klaus (2003): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte · Árpád erobert schon 600 das Karpatenbecken*; Mantis, Gräfelfing

Addendum:

Die seit Heft 1/2016 angekündigte italienische Übersetzung von *Wer hat an der Uhr gedreht?* ist zwar erfolgt, doch ihr Druck auf nächstes Jahr verschoben worden.

In Karl, um Karl und um Karl herum aufgespießt von Heribert Illig

Der Blick in Karls Kopf; sein Gebein zu klein und zu leicht

Es gibt in Aachens Schatzkammer die Reliquienbüste von Karl dem Gr., gestiftet 1349 von Kaiser Karl IV. Da dieser nicht mit der Kaiserkrone der in Wien verwahrten Reichskleinodien, sondern mit der Krone der Karlsbüste gekrönt worden ist, wurde dieses Kleinod heuer für die Feierlichkeiten rings um den 700. Geburtstag nach Prag entliehen. Solange die Krone aushäusig war, durften die Aachener über einen Spiegel Einblick nehmen in die Karlsbüste und auf die darin verwahrte Schädelkalotte. Sie ist der spärliche Rest von Karls Schädel. Wie geht Aachen heute mit diesem Manko um?

„Folgendes Bild von Karl setzt sich heute zusammen. Etwa 1,84 Meter soll er groß gewesen sein, dabei 78 Kilogramm gewogen haben. Heute würden wir sagen, er war schlank. Der Durchschnittsmann jener Jahre war deutlich kleiner, also überragte Karl die meisten und wäre heute 1,95 Meter groß. [...] Auch die Schädeldecke wurde untersucht, alle Gebeine wurden miteinander abgeglichen. Der Aachener Mediävist und Karl-Kenner Max Kerner geht davon aus, dass »alles eins ist, dass mit höchster Wahrscheinlichkeit Gebeine und Schädeldecke von Karl dem Großen stammen«. Kerner ist auf der Höhe der Forschungsergebnisse, und er beklagt das Fehlen des Rest-Schädels. »Bis heute ist über den Verbleib des Kopfes nichts bekannt«, sagt er, keinerlei Notiz gebe es und das Objekt auch nicht. »Selbst wenn man den Kopf etwa anlässlich von Karls Heiligsprechung 1165 oder früher, in einzelne Reliquienstücke aufteilte, dann würde man den Rest des Schädels nicht einfach weg.«“ [Bosetti]

Nur zur Erinnerung: Die gerade angesprochene, 1988 durchgeführte Skelettuntersuchung ergab 1,82 m [Schleifring/Koch], aber das ist zwischen ohnehin hochgewachsenen Franken einfach zu wenig und wird deshalb nachgebessert. Und das Gewicht wäre auch zu wenig, sagt doch Einhard [c. 22]: „Sein Nacken war zwar etwas dick und kurz, und sein Bauch trat ein wenig hervor“. Ich fasste 1994 die kurante Lehrmeinung zusammen:

„Eine Riese von fast 2 Metern Höhe, breit gebaut und stark beleibt; ausgestattet mit Bärenkräften, hebt er bewaffnete Männer mit einem Arm hoch [Bayac 1976, 71] und zerdrückt vier Hufeisen zwischen seinen Händen [Wahl 1948, 157]. Der scheinbar schwerfällige Koloß war der beste Schwimmer am Hof und ein glänzender Reiter [Wahl 1948, 156] auf bedauernswerten Pferden“ [Illig 2014, 49].

Für einen gewaltigen Krieger, der gemäß Johannes Fried vor lauter Schwertschwingen nie die Feinmotorik zum Schreiben entwickelte, muss die schlanke Statur überraschen, die 2010 von dem untersuchenden Frank Rühli sogar als „grazil“ eingestuft worden ist [vgl. Illig 2013, 71]. Nichts passt zueinander, aber das schädelverschlampende Aachen bleibt karlstrunken und muss es bleiben.

Frankfurts alter und neuer Brückenheiliger

Am 1. Oktober war es soweit. Karl der Große nahm wieder seine altgewohnte Position auf der Alten Brücke ein. „Bart und Krone sind historisch korrekter als beim Original“ [Wygodá]. Mit Original ist nicht Karl selbst, sondern der von Nepomuk Zwerger gemeißelte Brückenkaiser von 1843 gemeint, der 1914 seinen Platz räumen musste und im Zweiten Weltkrieg auch noch seinen Kopf verlor. Karls originale Bartzier ist genauso unbekannt wie die von ihm in Rom zur Kaiserkrönung getragene Krone. Die Herstellung der jetzt als Vorbild benutzten Kaiserkrone der Reichskleinodien wird zwischen 960 und 1027 gesehen, hält also trotz erheblicher Datierungsunsicherheit deutlichen Abstand zum ominösen Datum 25. 12. 800, das Geschichtslehrern noch immer heilig ist. Johannes Fried hielt die Festrede bei der Aufstellung:

„Damals sei die »aristotelische Dialektik« erneuert worden. »Das ist die Grundlage des rationalen, vernunftgeleiteten Denkens«, betont Fried. Er habe wie andere mittelalterliche Könige auch Kriege geführt. »Das Entscheidende ist aber, dass er diese militärischen Erfolge sofort kulturell umgesetzt hat. Das ist in meinen Augen für die europäische, sogar für die Menschheitsgeschichte die wichtigste Leistung Karls des Großen.«“ [Ihe].

Davon zeugen bekanntlich die zahllosen Schul- und Universitätsgründungen in Sachsen, Katalonien, Oberitalien oder Bayern. Wann wird ein Fried begreifen wollen, dass diesem Pseudo-Strohfeuer erst 1130 der wirkliche Geistesaufschwung folgte?

Frieds Ausspruch entdeckte Karl Pfundt, Aglasterhausen

Forchheim

Am 10. 11. 911 wurde in Forchheim von Alamannen, Sachsen und Baiern Konrad (I.) zum neuen ostfränkischen König gewählt, der erste Nicht-Karolinger nach Ludwig dem Kind, der ebenfalls in Forchheim im Jahre 900 zum König gewählt und gekrönt worden sein soll. Konrad regierte nur bis 918, um dann die Macht auf den sächsischen Herzog Heinrich zu übertragen. Nun besitzt Forchheim zwar die Kaiserpfalz, doch sie stammt als Stadtburg der Bamberger Bischöfe aus dem späten 14. Jh. Da wäre irgendetwas Älteres sehr zu begrüßen. Nun ist es gefunden: Weil für 805 Forchheim als Umschlagplatz

für Waffen und Sklaven (Slawen) erwähnt wird, suchte man nach slawischen Keramikresten und Lagerhallen – und hat sie gefunden. 2018 werden sie im Pfalzmuseum Forchheim ausgestellt. / Jürgen Fellers Fund, Forchheim

Würzburg

Lange Zeit galt die Marienkirche hoch oben in der Festung als uralter Bau, der mit dem Oktogon von Altötting konkurrieren kann. Mittlerweile gilt:

„*Datierung des bestehenden Baues*

Erst für das frühe 11. Jahrhundert ist den Quellen eine Bautätigkeit auf dem Marienberg zu entnehmen. Bischof Heinrich I. (reg. 995/996–1018) erneuerte damals außer dem Dom rechts des Mains auch die Marienkirche.

Auffällig sind in diesem Zusammenhang formale Parallelen zur Abtei Deutz (heute Stadt Köln, Köln-Deutz). Die Klosterkirche war ebenfalls ein Zentralbau mit Marienpatrozinium und vollausgebildetem Rechteckchor. Bauherr war Heinrichs Bruder, Erzbischof Heribert von Köln (reg. 999–1021). Damit ist die Frage aufgeworfen, ob die Marienkirche in ihrer Substanz aus dem 11. Jahrhundert stammt [...]

Kurz vor Baubeginn des erhaltenen Baues der Marienkirche entstand auch die Mauritiusrotunde in Konstanz (um 970; Wölbung 14. Jahrhundert). Als Rundbau ohne Konchen und vier Annexen rekuriert sie eher auf die Grabeskirche in Jerusalem (vgl. St. Michael in Fulda, um 820, ohne Wölbung), könnte aber ebenso wie S. Maria in Deutz in Bezug auf die Verbindung von Rundbau und Rechteckchor Vorbildlich gewirkt haben.

Für eine Entstehung um 1000 lässt sich darüber hinaus die Baugestalt der ergrabenen Krypta (Hallenform mit Rechteckpfeilern und Durchdringungsgewölbe) anführen; Oswald 1966 brachte die Entstehung des Baues mit der Übergabe der Marienkirche an das Kloster St. Burkard unter Bischof Hugo I. (reg. 984-990) in Verbindung. Damit sind sowohl historische als auch stilkritische Argumente dafür gegeben, dass spätestens seit dem frühen 11. Jahrhundert der Bau in Kubatur, Wölbung (***stützenlose Kuppelwölbung ohne Grate und Trompen***) und Maßen dem heute erhaltenen Bestand entsprochen haben wird“ [Hist. Lex.; Hvhg. HJ].

Wenn man bedenkt, dass in Aachen als Kuppel eine sog. Klostergewölbe mit acht Graten gebaut worden ist, und dass auf der Empore dreieckige Gewölbekappen zwischen steigenden Tonnengewölben vermitteln, über den Wendeltreppen im Westbau spiralige Tonnengewölbe mit sphärischem Abschluss laufen und damit jeweils komplizierte Lösungen gewählt worden sind, bestätigt sich einmal mehr, dass Aachens Pfalzkirche erst nach dem frühen 11. Jh. gebaut worden sein kann.

Erzkaiser Karl, Erzengel Michael und der übersehene St. Martin

Erzengel Michael führte einst die Heerscharen Gottes erfolgreich gegen die Mächte des Bösen – laut einer Zeitung der „Batman des Christentums“.

„Karl der Große machte ihn zum Schirmherrn des heiligen römischen Reiches und zum Beschützer des deutschen Volkes. Heute sind der »Deutsche Michel« und »Du bist Deutschland« zwei traurige Gestalten“ [Red.].

Fast täglich lässt sich feststellen, dass irgendwo Karl der Übermächtige Erzählungen, Anekdoten und Legenden anderer Personen einfach aufsaugt. Hier verhilft ihm Kronach zur Ausrufung zum Reichsheiligen, da er der oberfränkischen Stadt (noch oder erst) im 30-jährigen Krieg geholfen haben soll. Allerdings gab es zu Karls Phantomzeit weder diese Reichsformel – die Benennung *sacrum romanum imperium* taucht 1254 auf – noch das deutsche Volk. Tatsächlich soll die Ernennung Michaels zum Reichsheiligen erst nach der Schlacht auf dem Lechfeld erfolgt sein, weil eine Armeeeinheit Ottos d. Gr. den Erzengel im Banner führte [wiki → Schlacht auf dem Lechfeld]. Insofern und in Wahrheit wurde Karl d. Gr. zum ‘Batman der Deutschen’.

Völlig übersehen wurde hierbei der *hl. Martin*, obwohl heuer sein **1700. Geburtstag** gefeiert wird. Er stand an der Spitze der Reichsheiligen [Dettelbacher, 25], er war mit seinem Mantel (cappa) Namensgeber u. a. für die Aachener Pfalzkapelle, für Karls Hofkapelle und seine Kapellane. Den Mantel als Reichsreliquie übernahmen die karolingischen Könige von den Merowingern, mit denen sie sonst nichts zu tun haben wollten, zogen mit ihr in den Krieg und verwahrten sie so gut in Aachen, dass keiner sie mehr finden kann. „Sein Mantel scheint indes in den Untiefen der Geschichte versunken zu sein“ [Ricker, 12]. Der große Karls-Biograph Johannes Fried [392] übergeht den Verlust. Von Martins Gebein soll sich ein kleiner Rest in Tours erhalten haben.

Karl und Ferdi

Verden an der Aller ist für alle Karlsgläubige eine Zumutung, denn das dortige Blutgericht verträgt sich nicht gut mit dem Bild vom milden, humanistischen Karl. Aber immerhin sei er der Taufpate für diesen Ort.

„Überall, wo Karl der Große zugegen war, war auch seine Reichskanzlei und damit das Verwaltungszentrum des gesamten fränkischen Reiches. »In einer seiner Urkunden unterzeichnete Karl der Große mit ›Ferdī in Saxonia«, also der Furt in Sachsen«, erzählt Björn Emigholz. Daraus wird zum einen deutlich, dass Karl der Große tatsächlich in Verden war und zum anderen dass er der Gegend ihren Namen verlieh. Später setzten sich sowohl Fardi als auch Ferden durch“ [Albrecht].

Eine mutige, freischwebende Interpretation, da es in Sachsen wohl nicht nur eine Furt gab, die obendrein schon länger diesen Namen führen konnte.

Leutkirch, einst freie Reichsstadt im Allgäu

Bundestagspräsident Norbert „Lammerts Kernbotschaft lautete, das heutige Europa als einen Beleg dafür zu sehen, dass nur das Zusammenrücken auf Dauer Frieden sichere. Er erinnerte daran, dass im achten Jahrhundert, als Leutkirch zum ersten Mal urkundlich erwähnt worden ist, sowohl die Karolinger als auch aus dem arabischen Raum kommende Kalifen brutal um Machtansprüche kämpften. Auch damals sei die Religion direkt und indirekt für politische Bestrebungen missbraucht worden.“ [Beck]

Da dient Karl einmal nicht als gutes, sondern als schlechtes Beispiel.

Metten – beim Jubiläum ging Karl verloren

Eine erschütternde Nachricht: Das bedeutende Benediktinerkloster Metten in Niederbayern ist 766, also vor 1.250 Jahren nicht von Karl d. Gr. gegründet worden, „auch, wenn ein Brunnen im Innenhof an ihn erinnere“. Es wurde nur 792 von ihm gefördert [pm/mf]. Das war allerdings bereits vor fast 30 Jahren bekannt [Dehio, 398]. Der zeitweilig als Klostergründer gesehene sel. Utto bekam 600 Jahre später, im 14. Jh. sein Hochgrab [ebd. 402], Karl und der hl. Benedikt durften 1713 zu Seiten des Hochaltars Aufstellung nehmen.

Auf jeden Fall verging in Metten die Zeit besonders schnell:

„In den Anfangsjahren sei Metten ein armes Kloster gewesen: »Die Ordensbrüder mussten keine Abgaben leisten, sie mussten nur beten.« Dies habe sich schnell geändert. In der Zeit des Rokoko sei der prächtige Festsaal entstanden“ [pm/mf].

Ein vollständiger millenarer Zeitsprung ...

John le Carré: 85. Geburtstag

„Er kommt 1947 in die Schweiz, nach Bern und entdeckt dort seine Liebe zur deutschen Literatur und Sprache. »*Karl der Große hat gesagt, eine andere Sprache haben, sei eine andere Seele erwerben.* Und ich wollte damals den Staub meines Landes von den Schuhen schütteln und eine andere Seele erwerben«, erinnert sich John le Carré“ [wdr; Hvhg. HI].

Und so bereitete der große, polyglotte Karl – Fränkisch und imperfektes Latein – dem ehemaligen britischen Spion von MI6 den Weg zu Weltbestsellern wie *Der Spion, der aus der Kälte kam* oder *Dame, König, As, Spion* – und 2011 zur Goethe-Medaille.

Karls Bestattung auf dem Thron

Wir sind in dieser Hinsicht einiges gewöhnt, so die Wandgrabbestattung oder die vor der Kirche, auch die einmalige Kombi-Bestattung – aufrecht sitzend

im Proserpina-Sarkophag –, um allen Legenden Genüge zu tun [Katzinger]. Aber jetzt wurde ganz Erstaunliches enthüllt:

„Karl der Große ließ seinen Leichnam in der Aachener Kaisergruft auf einen steinernen Thron setzen. [...] Es kann keinen Zweifel daran geben, dass diese Bestattung ohne Sarg [...] auf frühe europäische Begräbnisrituale zurück geht.“ [Peresson]

Fein beobachtet, auch wenn es in Aachens Dom keine Kaisergruft gibt und demnach auch keinen steinernen Thron in ihr. Wird man bald davon berichten, wie der sterbende Überkaiser höchstselbst noch einmal den Thron auf der Empore erklimm, um dort würdevoll zu sterben? Und um dort gar das Jüngste Gericht zu erwarten?

Karl Martells Bestattung im Bett

Heuer wurde auch – einigermaßen dezent – der *1.275. Todestag Karl Martells*, also Karls Großvater, erinnert. Von ihm weiß ein echter Kenner, der

„Mediävist und Karl Martell-Spezialist, Professor Ulrich Nonn [B. Ulrich]: »Sein ganzes Leben ist im Wesentlichen geprägt von einer Vielzahl von Feldzügen. Es gibt in den kargen Annalen, den Jahrbüchern aus dieser Zeit, zum Jahr 740 ist es, glaube ich, die Nachricht: kein Feldzug. Das wurde als eine Besonderheit dargestellt, weil Karl fast jedes Jahr – sei es gegen Sachsen an der Grenze, sei es gegen Alemannen, sei es gegen Aquitanien, also modern: im Süden Frankreichs kämpfte, und eben in einer Reihe von Schlachten gegen die große Bedrohung der Sarazenen«“.

Da vermengt Emeritus Nonn Karl d. Gr. und Karl Martell. Mit der Nachricht vom Tod des ‘Hammers’, 741, setzen die ersten fränkischen Annalen, die *Reichsannalen* überhaupt erst ein. Für 790 verkünden sie erstmals, doch für Karl d. Gr., er habe *keinen* Kriegszug unternommen. Aber es ist Nonn insofern recht zu geben: Zwei fiktive Gestalten kann man auch zu einer verschmelzen, bevor man sie aus der Geschichte tilgt.

„Am 22. Oktober 741 starb der mächtige Frankenfürst, erstaunlicherweise im Bett, in einem Haus nahe dem Ort Quierzy im heutigen Nordosten Frankreichs, eben dort wo bald danach eine karolingische Königspfalz entstand. Bestatten ließ sich Karl Martell in der einstigen Abteikirche Saint-Denis“ [Ulrich].

Laut einer Urkunde hat Martell kurz vor seinem Tod den Landsitz Quiercy zu einer Königspfalz erhoben, von der man aber wohl noch nichts gefunden hat [wiki ⇨ Karl Martell]. Er starb im Bett, nicht auf einem Thron: so konnte er vielleicht die eigene Bestattung leiten.

Der heilige Karl im Bayern-Himmel

„Als im Himmel die Geschichte um den Brandner Kaspar ruchbar wird, sorgt das für erhebliches Chaos. Erzengel Michael und die himmlischen Heerscharen schleifen den Boandlkramer vor den Heiligen Portner. Auch Karl der Große wird im Stück erwähnt. Er ist noch im Fegefeuer, wegen der Sachsen und der Bayern, obwohl er in Rom heiliggesprochen wurde – aber das gilt doch im (Bayern)Himmel nichts!“ [NN]

So ähnlich steht es im trefflichen Bühnentext von Kurt Wilhelm [105 f.], so hätten es die Aachener gerne – und doch stimmt es nicht. Karl wurde nicht in Rom zur Ehre der Altäre erhoben, denn ihn sprach Gegenpapst Paschalis III. heilig. Der falsche Papst ist auf Betreiben Friedrich Barbarossas 1164 nach einem Reichstag in Würzburg dort von einem Konklave gewählt worden. Er hat zunächst nicht in Rom, sondern in Viterbo residiert, obwohl der richtige Papst Alexander III. von 1162 bis 1165 nach Frankreich geflüchtet war, aus Angst vor Barbarossa, der Mailand erobert hatte. 1167 nahm Barbarossa auch Rom ein, und Paschalis konnte nun dort residieren, starb aber bereits im Jahr darauf. Als einziger Gegenpapst wurde er in Alt-St. Peter bestattet. Seit dem Neubau ist sein Grab verschollen [RE, 267].

Literatur

- Albrecht, Dominik (2016): Die Namen der Verdener Ortschaften. Von Elstern und Wunderheilern; *Verdener Nachrichten*, 25. 10.
- Beck, Herbert (2016): Stippvisite mit ernsthaften Tönen · Bundestagspräsident Norbert Lammert findet in Leutkirch viel Zuspruch; *schwäbische.de* 21. 07.
- Bosetti, Anna (2016): Karls Kalotte · Die Krone war auf Reisen. So ist in der Aachener Domschatzkammer die geöffnete Karlsbüste zu erleben. Und der Blick in den Schädel eines großen Europäers wird möglich; *Rheinische Post online*; 08. 10.
- Dehio* (1988): *Bayern II: Niederbayern*; WBG, Darmstadt
- Dettelbacher, Werner (2001): 1200 Jahre Kaiserkrönung; *Franken · Journal für Kultur, Kunst und Lebensart* (1) 24 f.
- Fried, Johannes (2013): *Karl der Große · Gewalt und Glaube · Eine Biographie*; Beck, München
- Hist. Lex. = *Historisches Lexikon Bayerns* ↪ Marienkirche Würzburg;
- Illig, Heribert (²²2014): *Das erfundene Mittelalter*; Ullstein, Berlin
- (¹2013): *Aachen ohne Karl den Großen*; Mantis, Gräfelting
- Katzinger, Willibald (2001): Ein Anti-Illig-Buch, das ganz ohne ihn auskommt; *Zeitungssprünge* 13 (2) 258-265
- lhe (2016): Karl der Große thront wieder über dem Main; *FNP*, 04. 10.
- NN (2016): „Der Brandner Kaspar“ kommt auf die Bühne der Jülicher Stadthalle; *Aachener Zeitung*, 02. 11.
- <http://www.aachener-zeitung.de/lokales/juelich/der-brandner-kaspar-kommt-auf-die-buehne-der-juelicher-stadthalle-1.1481931>

- nn (2016): Spannende Spuren in die Karolingerzeit. Ausstellung nach erfolgreichen Grabungen in Forchheim geplant; *Nordbayerische Nachrichten*, 08. 08.
- Peresson, Magnus (2016): Serie: Füssen und seine Historie · Über seltsame Gräber im Füssener Land; *Kreisbote, Münchener Merkur.de*, 09. 11.
- pm/mf (2016): Kloster Metten · Buchpremiere: Viel Beifall für ›Ein Herz und viele Seelen‹; *Wochenblatt*, Landshut
- RE = *Real-Enzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche*. Band 1. (ca. 1913; Nachdruck Salzwasser Verlag)
- Red. (2016): Batman des Christentums; in *Franken.de*, 28. 09.; <http://www.infranken.de/regional/kronach/Batman-des-Christentums;art219,2209833>
- Ricker, Julia (2016): Markenzeichen Mitgefühl · 1.700 Jahre heiliger Martin von Tours; *Monumente · Magazin für Denkmalkultur in Deutschland* (5) 9-15
- Schleifring, Joachim / Koch, Wilfried Maria (1988): Rekognoszierung der Gebeine Karls des Großen im Dom zu Aachen; *Archäologie im Rheinland*, 101 [dito: *Berichte aus der Arbeit des Museums. Das Rheinische Landesmuseum Bonn* (1989), 89-92
- Ulrich, Bernd (2016): Vor 1.275 Jahren · Der fränkische Herrscher Karl Martell gestorben; *Deutschlandfunk*, 22. 10.
- wdr (2016): 19. Oktober 1931 - Geburtstag von John le Carré; *WDR*. 19. 10.
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel
- Wilhelm, Kurt (2015): *Der Brandner Kaspar und das ewig' Leben*; Rosenheimer, Rosenheim
- Wygoda, Hermann (2016): Karls Standbild kommt am 1. Oktober; *Frankfurter Neue Presse (FNP)*, 09. 09.

Verschwörungstheorien bis zum Abwinken

Ein Blick in die Abgründe des Wissenschaftsbetriebes

Heribert Illig

BILDplus brachte eine besonders professionelle Zusammenstellung von Verschwörungstheorien, die hier mit Ausnahme des erfundenen Mittelalters nur als Überschrift wiedergegeben werden:

„Bei diesen Verschwörungen wirst du laut lachen!

Bielefeld gibt es nicht [...]

Bill Gates ist der Teufel [...]

Rapper Kollegah glaubt an Chemtrails [...]

Mit Strichcodes zur Weltherrschaft [...]

Das Mittelalter hat es nie gegeben

Heribert Illig hat die Phantomzeit-Theorie erfunden: die Jahre 614 bis 911 nach Christus habe es nie gegeben. Also: das Mittelalter.

Aber es gibt doch Fundstücke aus dieser Zeit, sagst du? Fakten reden Verschwörungstheoretiker weg. Große Persönlichkeiten wie Karl der Große seien eine Erfindung. [...]

Informiere dich und glaube nicht alles! Dann fällst du nicht auf Verschwörungstheorien rein.“ [Wenzek]

Eine krude Mischung, bei der jeder merkt, dass hier ziemlich Disparates vermischt wird. Beratend tätig war Prof. Michael **BUTTER** von der Uni Tübingen, der dort über Verschwörungstheorien lehrt und selbst fast geglaubt hätte, die Mondlandung wäre nur ein Fake. Er weiß: „Theorien werden nicht mehr ausformuliert, sondern nur fragmentartig dargestellt“ [ebd.]. Könnte es sein, dass sich auch die Kritiker in ‘postfaktischer Zeit’ nur noch „fragmentartig“ kundig machen, sich kaum „informieren“, sondern (fast) alles glauben, um möglichst unbehelligt von eigener Urteilskraft flink den Stab zu brechen?

Beim zweiten Blick könnte es mit gewissem Stolz erfüllen, sich angesichts der ununterbrochen und immer schneller anbrandenden Verschwörungstheorien seit eineinhalb Jahren ganz oben zu behaupten? Die Top 5-Liste vom April 2015 lautete:

„1. 300 Jahre des Mittelalters sind erfunden [...]

2. Echsenmenschen beherrschen die Welt [...]

3. Kondensstreifen sind böse [...]

4. Marlboro ist vom Ku-Klux-Klan unterwandert [...]

5. Der Vatikan hat eine Zeitmaschine entwickelt“,

wohl um das erfundene Mittelalter aufzuklären [Jochheim u. a.].

Auf den dritten Blick steckt hinter diesem kindischen Unsinn ein tieferster Aspekt, den Michael BUTTER in einem Interview dargelegt hat [erschieden in dem Buch von Christian Rickens, nachgedruckt bei *Spiegel Online* durch David Böcking]:

Sind Verschwörungstheoretiker nicht auch Wissenschaftler? Schließlich entwerfen sie wie andere Forscher eine Theorie mit einer Hypothese.

Manche Kollegen sprechen lieber von Verschwörungsideologien, weil sie die Urheber nicht mit dem Theoriebegriff adeln wollen. Ich halte ihn aber für angebracht. Wie Wissenschaftler versuchen Verschwörungstheoretiker, Ereignisse in der Vergangenheit zu erklären und **Vorhersagen für die Zukunft** zu treffen.

Und wo ist dann der Unterschied zur Wissenschaft?

Verschwörungstheorien lassen sich nicht widerlegen. Wenn ein Verschwörungstheoretiker sich einmal die Grundzüge seiner Theorie zurechtgelegt hat, dann ändert sich daran nichts mehr. Gegenteilige Fakten werden entweder ignoriert oder zu weiteren Beweisen umgedeutet. Deshalb ist es so schwer, mit Verschwörungstheoretikern zu diskutieren.

Aber ohne solche Diskussionen könnten echte Verschwörungen unentdeckt bleiben.

Diese Gefahr besteht natürlich. Früher galten Verschwörungstheorien als legitimes Wissen. **Heute reicht es meist, jemanden als Verschwörungstheoretiker zu bezeichnen, um sich mit seinen Argumenten nicht weiter auseinandersetzen zu müssen.**

Und wie unterscheidet man dann echte von vermeintlichen Verschwörungen?

Verschwörungstheoretiker können nie aufhören; bei ihnen hängt alles mit allem zusammen“ [Rickens, 212 f.; fettkursive Hvhg. HI].

Die Argumente zur Erkennung einer Verschwörungstheorie sind schwach. Da BUTTER assistiert hat, als BILDplus das erfundene Mittelalter als besonders lachhafte Verschwörungstheorie einstufte, darf ich die dabei von ihm als Kriterien genannten Punkte benutzen.

Natürlich hängt auf dieser Erde wie im Universum alles mit allem zusammen; das beweisen ja gerade die Arbeiten aller Wissenschaftler, die in der von Karl POPPER so genannten „Welt 3“ zusammenwirken. Im Falle der Theorie des erfundenen Mittelalters greifen die Aussagen nicht über den Bereich der Mediävisten und ihrer Hilfswissenschaften hinaus; sie machen auch keine Aussage zur Zukunft. Im für die Wissenschaft schlimmsten Fall würden – doch das ist ohnehin normal – Lehrbücher umgeschrieben.

Und die Unwiderlegbarkeit? Ständig wird von uns die Länge der fraglichen Zeit diskutiert, immer wieder geht es um die Urheber des Uhrvordrehens und ihre Motive. Und dazu werden permanent weitere Bauten, Kunstwerke oder Urkunden geprüft, inwieweit sie bislang richtig oder falsch datiert wor-

den sind. Aus meiner Sicht ist nur der Umkehrschluss richtig: Gerade die zuständigen Wissenschaftler lassen sich nicht widerlegen! Sie ignorieren Teile der Theorie um das erfundene Mittelalter, sie bringen keine oder ganz unzureichende Argumente; werden sie auf dem Podium in die Enge getrieben, verzichten sie lieber auf die angekündigte Internet-Veröffentlichung oder verleumden gleich, so die Erfahrung aus 25 Jahren unter langer Zeit böartigem Beschuss. Ich variere deshalb BUTTERS Aussage: Es ist sehr schwer, mit Wissenschaftlern zu diskutieren, weil sie nur eines im Sinn haben: Es soll sich nichts an ihrer Lehrmeinung ändern.

Die Rolle eines angeblichen Kenners von Verschwörungstheorien wie Michael BUTTER ist zweischneidig. Er weiß, dass es völlig ausreicht, das Verdikt 'Verschwörungstheorie' auszusprechen, um eine Theorie zu ächten (s.o.). Leistet er deshalb Hilfestellung, wenn ein 'Fachorgan' wie BILDplus die Theorie vom erfundenen Mittelalter lächerlich macht? Ist das sein Beitrag, um die Kollegen vor dieser Theorie zu schützen? Um sie abzuqualifizieren, wird sie immer wieder zwischen Ku-Klux-Klan und Strichcodes-Fanatikern genannt. Zuletzt in der SZ. Nach drei Streiflichtern mit Nennung meines Namens [13.9. 1995, 28.1. 2014, 18.12. 2014] brachte das vom 21.11. eine Auflistung von Verschwörungstheorien: „Das Netz sagt: Die Mondlandung hat es nie gegeben. Karl der Große ist eine Erfindung. Obama ...“ und die Wertung: „dieser Gedankenmüll“. Trägt BUTTERS Arbeit bereits weitere Früchte?

Solange von Seiten der Wissenschaften keine besseren, trennscharfen Argumente zwischen Wissenschaft und Pseudowissenschaft gefunden werden, solange sind wissenschaftliche Theorien und Verschwörungstheorien nicht auseinanderzuhalten. (Das erinnert an den Beginn der Phantomzeit-Debatte [1996], als Johannes FRIED von seiner guten und meiner schlechten Phantasie schwadronierte, aber ebenfalls kein Prüfkriterium benennen konnte; diesen eher albernen Vergleich hat er nicht mehr wiederholt.)

An die Arbeit, echte wie vermeintliche Spezialisten.

Literatur

- Böcking, David (2015): „Statt Gott lenken jetzt Verschwörer die Welt“ [Interview mit Prof. Michael Butter]; *Spiegel Online*, 09. 01.
- Illig, Heribert (1996): Von der Karlslüge. Über die Fortsetzung einer wissenschaftlichen Debatte; *Zeitungsprünge* 8 (3) 327-336
- Jochheim, Tobias/ Krause, Ludwig / Dalkowski, Seb. (2015): Verschwörungstheorien · Unsere fünf Favoriten · Das ändert ALLES! *RP Online* [Rheinische Post], 28. 04.
- NN (2016): Das Streiflicht; *Süddeutsche Zeitung*, 21. 11.
- Rickens, Christian (Hg. 2015): *Das Glühbirnenkomplott · Die spektakulärsten Verschwörungstheorien – und was an ihnen dran ist*; Kiepenheuer & Witsch, Köln
- Wenzek, Morten (2016): Verschwörungstheorien · Setzt eure Aluhüte auf! *BILDplus*, 17. 11.

Roger Bacon, ein Märtyrer der Wissenschaft

Stefan Winkle *

„Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
die töricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
hat man von je gekreuzigt und verbrannt.“
(Goethe, *Faust I*, 588-593, *Nacht*.)

Die ephemere Frührenaissance unter Friedrich II. (1212–1250) mit der Umwertung aller Werte war wie ein blendendes Feuerwerk. Das grandiose Schauspiel war aber nur möglich, da der unbeugsame Wille eines genialen und mächtigen Kaisers dahinter stand. Da aber die Macht seines Reiches noch nicht gesichert war, erlosch mit seinem unerwarteten Tode auch die verfrühte Renaissance der Künste und Naturwissenschaften. Wie weit Friedrich seiner Zeit voraus war, ist am deutlichsten daraus zu ersehen, wie es einem gewöhnlichen Sterblichen – ohne Macht und Einfluß – erging, wenn er sich wagte ähnliche Gedanken zu äußern, wie sie der Kaiser z.B. in seinem „Falkenbuch“ zum Ausdruck gebracht hatte. Als Beispiel diene das tragische Schicksal des gelehrten englischen Franziskanermönches Roger Bacon (1214–1294).

Nach beendetem Studium in Oxford und Paris forderte der ungestüme Feuergeist, alle Wissenschaft müsse sich auf Erfahrung und Beobachtung gründen statt, wie dies in der Scholastik Brauch war, auf abstrakt logische und syllogistische Schlußfolgerungen. Auch machte er geltend, daß es notwendig sei, die Natur durch zielbewußtes Experimentieren unmittelbar zu befragen. Physikalische und chemische Versuche waren daher seine Leidenschaft. Da er mit qualmenden Chemikalien experimentierte, geriet er in den Verdacht der schwarzen Magie.¹⁾

1252, im Jahre da die Heilige Inquisition offiziell die Folter einführte, kehrte Roger Bacon nach Oxford zurück.²⁾ Seine Hörer bewunderten ihn, und schon bald erhielt er den Ehrentitel „Doctor mirabilis“ (der wunderbare Doktor), ein Epitheton ornans, das vielleicht schon etwas von seinem wundersamen Tun ahnen ließ. Denn die Universität bewilligte ihm einen ehemaligen Wachturm als Forschungsstätte. Hier richtete er im Erdgeschoß sein Laboratorium, im Dachgeschoß eine Sternwarte ein. Und wieder begann er Versuche mit Salpeter, Holzkohle und Schwefel und sagte voraus, man werde einmal instande sein, mit solchen Stoffen ganze Städte in die Luft zu sprengen.³⁾

Zugleich beobachtete er durch ein selbstgebasteltes Fernrohr die Sterne. Hier errechnete er den Abstand des Mondes mit 102 000 km. Den Durchmesser der Erde, die er in Anlehnung an altgriechische Autoren für eine Kugel hielt, errechnete er mit 12 661 km (richtiger Wert: 12757 km).⁴⁾

Wie in der Antike der Trotz des Prometheus gegen die Götter als Hybris, so wurde im Mittelalter das Experiment als teuflisch empfunden. Mit der *scientia experimentalis*, wie Bacon die Naturforschung definierte, mit der gewaltsamen Befragung der Natur durch Hebeln und Schrauben war jene feine Grenze überschritten, wo für die scholastische Frömmigkeit die Sünde begann. Für einen Mönch, der in der Klosterzelle unter Beten und Fasten Gott seine Geheimnisse abrang, bestand die faustische Gefahr, daß der Teufel seine Hand im Spiel hatte, um ihn im Geist auf jenen Berg zu führen, von wo er ihm alle Macht der Erde versprach. Eine ähnliche Befürchtung beschlich wohl Bacons Zeitgenossen bei der Lektüre seiner visionären Frühschrift „*Epistola de secretis operibus, artis et naturae et de nullitate magiae*“, die die Überschrift trägt: „*De instrumentis artificiosis mirabilibus*“.

„Und so berichte ich“, schreibt darin Bacon, „von den (künftigen) Werken der Technik und der Natur ..., an denen nichts Magisches sein wird ... Es wird nämlich Fahrzeuge zur Schifffahrt ohne Ruderer geben, so daß große Schiffe, dem Flusse oder dem Meer angepaßt, von einem einzigen gelenkt, schneller dahingleiten können, als wenn sie von vielen gerudert werden. Auch Wagen können hergestellt werden, die ohne Zugtier mit unglaublichem Schwung („*cum impetu inaestimabili*“) dahinrollen werden, so wie wir von den Sichelwagen der Alten hörten. Und Flugmaschinen sind möglich, in deren Mitte der Mensch sitzt und eine sinnreiche Vorrichtung handhabt, durch die künstliche Flügel die Luft gleich einem fliegenden Vogel schlagen. Ferner sind Instrumente möglich, die, obgleich selbst klein, zum Heben oder Senken der schwersten Gewichte ausreichen ... Auch sind Maschinen möglich, mit denen man ohne körperliche Gefahr auf den Grund eines Meeres oder Flusses hinabtauchen kann. Und es können zahllose andere Dinge konstruiert werden, wie Flußbrücken, die keine Pfeiler oder andere Stützen haben.“

Diese Zeilen, die wir wie eine Vision neuzeitlicher Erfindungen empfinden, müssen seine Zeitgenossen mit Angst und Schrecken erfüllt haben. Als Bacon dann noch mit Hilfe des Magnetismus ein *perpetuum mobile* zu konstruieren versuchte, erschien das in den Augen seiner abergläubischen Mitmenschen als ein Unterfangen, Gott die Allmacht zu entreißen. Er wurde der Magie und Ketzerei verdächtigt. Bald danach denunzierte man ihn beim franziskanischen Ordensgeneral Bonaventura. In seinem Rechtfertigungsschreiben bezeichnete Bacon die Denunziation als haltlos. Er besäße keinen „sprechenden Kopf“ (ein magisches Gerät, das, gestaltet wie ein menschlicher Kopf, Antworten

auf alle denkbaren Fragen geben soll). Dessen Erfindung sei eine dumme Wanderlegende, die man zuvor schon Papst Silvester II. und Albertus magnus angehängt habe.⁵⁾ Auf diesen nicht sonderlich devoten Brief hin erhob Bonaventura Anklage gegen Bacon. 1257 wurde er aufgefordert, nach Paris zu reisen und sich dort in Klosterhaft zu begeben. Bacon gehorchte. Elf Jahre dauerte diese erste Inhaftierung. Während der ersten sieben Jahre durfte er keine Zeile schreiben.⁶⁾

Nach siebenjähriger Haft (1264) wünschte der päpstliche Legat in England, Guido Fulcodi, Bacon möge ungeachtet anderslautender Befehle eine Darstellung seiner Vorschläge zur Reform des theologisch-philosophischen Studiums für den Papst aufzeichnen. Doch der Inhaftierte erhielt von seinem Ordensgeneral keine Schreiberlaubnis. Doch bald danach starb (1264) Papst Urban IV., und in Perugia wurde ein neuer Papst gewählt. Er hieß Clemens IV., alias Guido Fulcodi. Er befahl die Aufhebung des über Bacon verhängten Schreibverbotes. Vor allem interessierte ihn die Lehre von der Rolle der Mathematik und des Experiments in der Wissenschaft. In fieberhafter Eile versuchte nun Bacon dem Befehl des Papstes nachzukommen.

Nach gut achtzehn Monaten hatte er sein Hauptwerk, das „Opus maius“, das „große Werk“, vollendet. Die vielen Abschweifungen und die aufgeregte Unordnung in dieser Schrift, die schmeichlerische Umwerbung des Papsttums, die ängstlichen Beteuerungen des rechten Glaubens sind verständlich bei der Zielsetzung und dem Umfang (8000 Seiten) dieses Werkes, das in aller Eile geschrieben wurde, um einen Überblick zu bieten und die päpstliche Unterstützung zur wissenschaftlichen Forschung und Lehrtätigkeit zu gewinnen. Doch Bacon war sich dessen bewußt: der wissenschaftliche Fortschritt bedurfte der Förderung eines reichen Mäzens, um für die nötigen Bücher, Instrumente, Aufzeichnungen, Experimente und Hilfskräfte aufkommen zu können.

Zugleich überlegte Bacon, daß der Papst vermutlich wenig Zeit haben dürfte, und faßte daher die wesentlichen Themen des „großen Werkes“ in einem „Opus minus“, dem „kleinen Werk“ zusammen.

Das „Opus maius“, das nur als Vorarbeit gedacht war und 7 Bücher bzw. Abhandlungen enthält, handelt:

1. Von den Irrtümern, die eine echte Wissensvermittlung verhindern,
2. Vom Verhältnis zwischen Philosophie und Theologie,
3. Von der Notwendigkeit, die biblischen Sprachen zu studieren, um sich endlich von dem verstümmelten Vulgata-Text lösen zu können.
4. Vom Nutzen der Mathematik für die Geographie, Astronomie, Astrologie und die Verbesserung des Julianischen Kalenders,
5. Von Perspektive und Optik,
6. Von den Experimentalwissenschaften und

7. Von der Ethik und Moralphilosophie.

Am Anfang seines Werkes führt Bacon für das menschliche Irren und die Unwissenheit vier Gründe an:

„Das Beispiel einer unzureichenden und unwürdigen Autorität, die Macht der Gewohnheit, die Meinung der ungebildeten Masse und die Gepflogenheit, seine Unwissenheit hinter vorgetäuschem Scheinwissen zu verbergen.“⁽⁷⁾

Da das Werk für den Papst bestimmt war, fügte er vorsichtshalber hinzu, daß unter unzureichender und unwürdiger Autorität nicht die Kirche gemeint sei. Er bedauerte die Bereitwilligkeit, mit der seine Zeitgenossen jeden Satz für erwiesen annahmen, wenn er nur von Aristoteles stammte, und erklärte:

„Wenn ich könnte, wie ich wollte, würde ich alle Bücher des Aristoteles verbrennen, denn ihr Studium bedeutet nur Selbstverlust, erzeugt Irrtum und vermehrt die Unwissenheit.“⁽⁸⁾

Im dritten Buch des „Opus maius“ schlug er vor, an den Universitäten Lehrstühle für Hebräisch, Griechisch und Arabisch zu gründen. In „Opus minus“ empfahl Bacon die Berufung eines Kollegiums von Gelehrten, die des Hebräischen, Griechischen und Lateinischen mächtig wären, um den Vulgata-Text unter Auswertung aller sprachlichen und historischen Gesichtspunkte kritisch zu überprüfen und zu revidieren.⁽⁹⁾

Im vierten Buch des „Opus maius“ pries Bacon die Mathematik als die einzige (nicht geoffenbarte) Quelle der Gewißheit:

„Nur in der Mathematik“, erklärte er euphorisch, „gelangen wir zur vollen, irrtumlosen Wahrheit, zu einer Gewißheit ohne Irrtum. In allen anderen Wissenschaften sind ohne Mathematik von Seiten des Menschen so viele Unsicherheiten wie Meinungen und Irrungen. Nur mit Hilfe der Mathematik kann man wirklich wissen und alle anderen Aussagen verifizieren; denn in jeder Wissenschaft ist nur soviel an Wahrheit enthalten, wie in ihr Mathematik steckt.“

Sogar für die Astrologie hielt er die Mathematik für unentbehrlich.⁽¹⁰⁾ Mit Hilfe der Mathematik fand er die Fehler des julianischen Kalenders und empfahl die Korrektur, die dann erst 1582 durch Papst Gregor XIII. vorgenommen wurde.⁽¹¹⁾

Durch Experimente mit Linsen und Spiegeln suchte Bacon die Gesetze der Lichtbrechung, der Spiegelung, der Vergrößerung und der Teleskopie zu ergründen. Angesichts der Fähigkeit einer konvexen Linse, viele Sonnenstrahlen an einem Brennpunkt zu sammeln und die Strahlen über diesen Punkt hinaus zu einem vergrößerten Bild auszubreiten, schrieb er:

„Wir können transparente Körper (Linsen) so gestalten und auf solche Weise zwischen unser Auge und das betrachtete Objekt einschalten, daß

die Strahlen in jeder gewünschten Richtung gebrochen und abgelenkt werden; und unter jedem gewünschten Winkel werden wir den Gegenstand nahe oder fern sehen. Auf diese Weise können wir aus einer unglaublichen Entfernung die kleinsten Buchstaben lesen ... Solcherart könnte eine ferne Armee mehr groß ... und nah erscheinen ... Wir könnten es auch so einrichten, daß Sonne, Mond und Sterne dem Schein nach sich uns näherten ...
...¹²⁾

Während die scholastischen Philosophen von Abälard bis Thomas von Aquino ihr Vertrauen auf die Logik setzten und aus Aristoteles beinahe eine Person der Dreieinigkeit gemacht hatten, betonte Bacon im Gegensatz dazu die eminente Bedeutung der Erfahrung und des Experimentes. Denn die strengsten Schlüsse der Logik lassen uns in Ungewißheit beharren, solange sie nicht durch die Erfahrung erhärtet werden:

„Nur der Gebrannte ist wirklich davon überzeugt, daß das Feuer brennt.“

„Wer sich ohne Zweifel an den Wahrheiten, die den Erscheinungen zugrunde liegen, erfreuen möchte, muß sich dem Experiment zu widmen verstehen.“

„Experiment, Experiment“ ist das Leitmotiv seiner Schriften. Besonders eindringlich klingt diese Forderung aus dem 6. Buch seines „Opus maius“.

„In den Naturwissenschaften kann man ohne Erfahrung und Experiment kein zureichendes Wissen ermitteln. Das Argument als Rückgriff auf eine Autorität bringt weder Sicherheit, noch beseitigt es Zweifel. Denn nur das Experiment verifiziert, nicht aber das Argument.“¹³⁾

In der abschließenden Abhandlung seines „Opus maius“ klingt bereits die Befürchtung an, der Mensch könne vielleicht in ethischer Hinsicht mit der technischen Entwicklung nicht Schritt halten:

„Nur von der Moralphilosophie kann man sagen, sie sei ihrem innersten Wesen nach praktisch, denn sie befaßt sich mit dem menschlichen Verhalten, mit Tugend und Laster, mit Glück und Unglück ... Alle anderen Wissenschaften zählen nichts, solange sie nicht zum rechten Tun anhalten. In diesem Sinne sind die »praktischen« Wissenschaften, wie das Experiment, die Chemie (alkemia) und die übrigen als spekulativ anzusehen, wenn man sie mit Betätigungen verbindet, die mit der moralischen Wissenschaft zusammenhängen. Diese Wissenschaft der Ethik ist Herrin über alle Zweige der Philosophie.“¹⁴⁾

Beide Werke („Opus maius“ und „Opus minus“) ließ Bacon Ende 1267 durch einen Schüler „Jean“ dem Papst nach Rom überbringen. Anfang 1268 wurde er endlich aus der Haft entlassen. Aus Angst, die beiden Manuskripte könnten unterwegs verloren gegangen sein, schrieb er in aller Eile eine weitere kurze Zusammenfassung seiner Reformvorschläge, das „Opus tertium“, und sandte

die Schrift, der er eine Linse zum Lesen (!) beilegte, Ende 1268 durch einen besonderen Boten an den Papst. Doch diese Schrift sollte den Papst nicht mehr am Leben erreichen.¹⁵⁾ Einige Monate, nachdem die ersten zwei Schriften („Opus maius“ und „Opus minus“) in Rom angekommen waren, starb Clemens IV. am 29. November 1268, ohne Bacon geantwortet zu haben. Man weiß nicht, ob er jemals dazu gekommen ist, sie zu lesen, zumal die Manuskripte, die in der Vatikanischen Bibliothek aufbewahrt wurden, keine Glossen des Papstes aufweisen.

Als Bacon in Paris die Todesnachricht erfuhr, war er zutiefst deprimiert. Er hatte das Gefühl, vergeblich so hektisch gearbeitet zu haben. Der gemäßregelte Mönch hatte gehofft, von dem mächtigsten Mann seiner Zeit aus der Bedeutungslosigkeit herausgerissen zu werden, doch die Vorzeichen verkehrten sich. Der Umstand, daß man auf sein Programm und Appell nicht einging, dürfte Bacons Geist verdüstert und seine Sprache verbittert haben. Er ließ jegliche Vorsicht missen und übte schärfste Kritik an den angesehenen Gelehrten seiner Zeit: vor allem behauptete er, die Übersetzer aus dem Griechischen und Arabischen verstünden nicht das Geringste. Als nach langer Sedisvakanz 1271 Teobaldo Visconti, Archidiakon aus Lüttich, als Gregor X. zum Papst gewählt wurde, war sein wichtigster Berater Bonaventura, Bacons Ordensgeneral. Der Schweregeprüfte sah dunkle Wolken heraufziehen, dennoch schrieb er weiter.¹⁶⁾ In seinem „Compendium studii philosophiae“ unterzog er fast jede Facette der Kirche einer vernichtenden Kritik: den päpstlichen Hof wegen seiner Korruptheit, die hohe Geistlichkeit wegen des von ihr betriebenen Nepotismus und die Mönchsorden wegen ihrer Entartung und Habgier:

„In unserer Zeit ist eine größere Sündhaftigkeit am Ruder als je zuvor ... Der Heilige Stuhl ist das Opfer der Täuschung und des Betrugers ungerechter Menschen ... Der Hochmut regiert, die Begierde brennt, der Neid nagt alles an; die ganze Kurie wird durch Ausschweifungen entehrt und die Schlemmerei herrscht über allem ... Steht es so mit dem Haupte, wie soll es dann mit den Gliedern sein? Schaut nur die Prälaten, wie sie dem Geld nachrennen, die Pflege der Seelen vernachlässigen, ihre Neffen und andere weltliche Freunde und schlaue Rechtsanwälte, die mit ihrem Rat alles zugrunde richten, auf hohe Posten bringen ... Betrachtet die religiösen Orden; ich nehme keinen aus; seht nur, wie sie allesamt gesunken sind; und die neuen Orden (der Bettelmönche) sind von ihrer ursprünglichen Würde bereits wieder abgefallen. Die gesamte Geistlichkeit ist nur noch auf Wollust, Hochmut und Habgier ausgerichtet ... Kein vernünftiger Mensch kann den geringsten Zweifel hegen, daß die Kirche geläutert werden muß!“¹⁷⁾

Nur wenige Wochen nach Bekanntwerden dieser Schrift verdammt der neue Ordensgeneral 1278 Bacons Bücher und ließ ihn abermals einkerkern. Inzwischen waren Bonaventura und Gregor X. gestorben. Die Zeit verging. Andere Päpste kamen und gingen (Innozenz V., Hadrian V., Johannes XXI., Nikolaus III., Martin IV., Honorius IV.) – sie alle zeigten sich uninteressiert am Schicksal des Mönchleins. Erst nach fünfzehnjähriger Haft, während der er keine einzige Zeile schreiben durfte, wurde der 78jährige Bacon als gebrochener Geist freigelassen.¹⁸⁾ Am 11. Juni 1294 starb er nach einem Leben des Kampfes in dem bitteren Bewußtsein, daß sein Wirken keinen Einfluß auf die Nachwelt haben dürfte.¹⁹⁾ Die gigantischen Gedankenblöcke seines Werkes wurden nicht in die Grundmauern seiner Zeit eingefügt, sie blieben als erratisches Gestein fern vom Strom der Entwicklung unbeachtet liegen.

Erst das 20. Jahrhundert hat die vermessene Genialität in den Aussagen des großen Franziskaners erkannt. Doch was wir infolge des über zwei Jahrzehnte währenden Schreibverbotes von Roger Bacon kennen, sind – um mit Goethe zu sprechen – nur „Bruchstücke einer großen Konfession“.

Anmerkungen

- 1) Acht Jahre nach dem Mongoleneinfall erwähnt Bacon erstmalig in einem 1249 geschriebenen Brief das Schießpulver. (Stephan F. Mason, Geschichte der Naturwissenschaft. Stuttgart 1961, S. 132).
- 2) Im gleichen Jahr (1252) wurde bei Como der Dominikaner Petrus von Verona als Inquisitor von dem über seine Grausamkeit empörten Volk erschlagen. Bei seiner Heiligsprechung erhielt er das Epitheton „Martyr“ und galt seither als Schutzpatron der Inquisition.
- 3) Im 6. Buch, Absatz 12 des „Opus maius“ schrieb er etwa 15 Jahre später in bezug auf das Schießpulver: „Wichtige Kunstmittel gegen Feinde des Staates sind erfunden worden, so daß man ohne Schwert oder sonstige Waffe, welche eine körperliche Berührung erfordert, alle vernichten kann, die Widerstand leisten wollen ... Aus der Kraft des Salpeter genannten Salzes wird beim Zersprengen eines so kleinen Dinges wie eines Stückchens Pergament ein so gewaltiger Ton erzeugt, daß ... er lauter ist als das Rollen eines heftigen Donners, und das Aufflammen stärker ist als die große Helle des Blitzes, der den Donner begleitet.“
- 4) Rupert Lay, Die Ketzer. Von Roger Bacon bis Teilhard. München/Wien, o. J., S. 29.
- 5) Ebenso wie der gelehrte Papst Silvester II († 1003) lebte auch der wegen seines Wissens „Doctor universalis“ genannte Dominikaner Albertus Magnus (1193–1280) in der Sage als großer Zauberer fort. (F. Strunz, Die Geschichte der Naturwissenschaften im Mittelalter. 1910, S. 88).
- 6) Bertrand Russell, Philosophie des Abendlandes. Darmstadt 1951, S. 385. Lay (wie Anm. 4) S. 31 ff.
- 7) Opus maius, I. Buch, Absatz 1. Compendium studii philosophiae. Herausgg. von S. Jebb, London 1733.

- 8) Compendium studii philosophiae (wie Anm. 7). Wenn wir z.B. ein Werk des Thomas von Aquino aufschlagen, so finden wir auf Schritt und Tritt den Verweis auf die Autoritäten: „wie Augustin sagte“ oder „wie bei Aristoteles steht“. Ähnlich findet man in medizinischen Werken jener Zeit fortwährend Hinweise auf Galen und Avicenna. Über Thomas von Aquino schrieb Bacon spöttisch, er habe dicke Bücher über Aristoteles geschrieben, ohne griechisch zu verstehen. Er forderte, man müsse die Originalquellen studieren und daher Hebräisch, Griechisch und Arabisch lernen, wenn man die Bibel, Aristoteles und die Araber wirklich verstehen wolle. Bei Thomas von Aquino amüsierten ihn besonders die langen Erörterungen über Sitten, Eigenschaften und Verstandeskräfte der Engel. (H. O. Taylor, *The Medieval Mind*. London 1927, Bd. II, S. 530).
- 9) *Opus minus* (in *Opera quaedam hactenus inedita*) hersg. von J. S. Brewer, London 1859.
- 10) In mancher Hinsicht steckte Roger Bacon noch tief im Mittelalter, so z.B. wenn er die Notwendigkeit der Mathematik zum Begreifen der Astrologie betonte, die er, der Vater der modernen Empirie, noch für eine Erfahrungswissenschaft hielt. Das Ansehen der Sterndeutung war zu jener Zeit aber noch so groß, daß selbst ein Rationalist wie Kaiser Friedrich II. an astrologische Weissagungen glaubte. Als er sich 1235 zu Worms mit einer englischen Prinzessin vermählte, ließ er die Stunde des Beischlafs von seinem Hofastrologen bestimmen.
- 11) Im Laufe der Zeit wurden die Fehler des julianischen Kalenders immer offenkundiger. Am Ende des 16. Jahrhunderts nach dem Vorstoß von Bacon wurde entschieden, daß der 5. Oktober zum 15. werden sollte. Gregor XIII. strich die alle hundert Jahre wiederkehrenden Schaltjahre, mit Ausnahme derjenigen, deren Jahreszahl durch 400 teilbar ist. So entstand also der Gregorianische Kalender, wie er heute noch immer gilt. Er weist eine leichte Ungenauigkeit von einem Tag in 4000 Jahren auf; augenblicklich ist er dem julianischen Kalender um 13 Tage voraus.
- 12) *Opus maius*, 5. Buch, Absatz 4. Bacon schwebte eine Art von Planetarium vor: „Der Himmel könnte in seiner ganzen Länge und Breite auf einer körperhaften Figur abgebildet werden, die seiner täglichen Bewegung folgt und das wäre für einen Weisen ein ganzes Königreich wert ... Eine Unzahl anderer Wunder könnte bewirkt werden.“ („*De secretis operibus*“ in C. Singer, Hrsg. *Studies in the History and method of Science*. Oxford 1917, Bd. II, S. 397).
- 13) *Opus maius*, 6. Buch, Absatz 1. Hier schreibt er auch: „Ich will mich mit den Grundsätzen der Experimentalwissenschaft befassen, denn ohne Experimente kann man sich über nichts genau genug ins Bild setzen. Es gibt zwei Wege, Wissen zu erwerben: durch rationale Ableitung und durch Experimente. Der erste Weg führt zu Schlußfolgerungen, die wir für unumstößlich halten, doch vermag er den Zweifel nicht zu überwinden; der Geist ruht erst dann im Licht der Wahrheit, wenn er über das Experiment zu ihr gelangt. Viele halten die Beweise für das, was man wissen könnte, in der Hand; doch da sie ohne Experimente arbeiten, übersehen sie die Beweise und gehen dem Schädlichen nicht mehr aus dem Weg, als sie dem Sinnvollen folgen ...“
- 14) *Opus maius*, 7. Buch, ad initium.
- 15) Diese Linse wurde vermutlich niemals benutzt. Bereits in seinem 1267 an Papst

Klemens IV. gesandten „Opus maius“ (11.466) erklärte der Eingekehrte, daß die konvexe Seite einer Linse dem Auge zugekehrt schwachsichtigen Personen beim Lesen als Vergrößerungsglas dienen könnte. Aus dieser Erkenntnis begann man gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Italien vor allem für die lesenden und schreibenden Mönche Brillen herzustellen. Bis man die von Roger Bacon ebenfalls schon 1267 erwogene Kombination von einer Bikonvexlinse (Sammellinse) und einer Bikonkavlinse (Zerstreuungslinse) zur Steigerung der normalen Sehfähigkeit im Sinne eines Mikroskops zu nutzen lernte, vergingen noch weitere dreihundert Jahre.

- 16) Bei manchen Sätzen aus jener Zeit muß man es verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen: „Es ist schwierig, das Bellen der Hunde zu verstehen. Wer aber kennt sich in der Schweigsamkeit seiner Mitmenschen aus?“ Meinte Bacon mit den Hunden die domini canes, die Hunde des Herrn? Bezog er die „Schweigsamkeit der Mitmenschen“ auf das Lauern der Denunzianten? Ebenso doppelsinnig wie der vorhin zitierte Satz ist ein Stoßseufzer Bacons, bei dem man nicht weiß, ob er sich auf die irdische Zukunft oder aufs Jenseits bezieht. „Das Beste, was die Welt bietet, ist die Sehnsucht nach einer anderen.“ (R. Walz, Roger Bacon, der erste Naturforscher des Mittelalters. Leipzig 1930, S. 41).
- 17) Compendium studii philosophiae, in G. G. Coulten, Life in the Middle Ages. Cambridge University Press. 1939. Bd. II. S. 55 f.
- 18) Russell (wie Anm. 6) S. 385. Der italienische Kulturphilosoph Benedetto Croce (1866–1952), der die „ohnmächtige Qual“ des Rede- und Schreibverbotes nur zu gut kannte, schrieb in einem Brief während der Mussolini-Ära: „Eine Strafe von ohnmächtiger Qual, die wir in Dantes Höllenkreisen vermissen, ist das einem ungeduldigen Feuergeist auferlegte Schreibverbot ... Die Unduldsamkeit gleicht einem Lavastrom, der alles, was er berührt, versteinert.“ (C. Stephen, Benedetto Croce. Ein Denker ohne Furcht und Tadel. Frankfurt a.M. 1958, S. 45).
- 19) In den nachfolgenden Jahrhunderten wird sein Name kaum erwähnt und wenn ja, so als Prototyp eines Hexenmeisters, Magiers und Alchemisten, der auf den Scheiterhaufen gehört. Als 1627 eine erste Biographie: „Die berühmte Historie vom Mönch Bacon, enthaltend die wunderbaren Taten, die er während seines Lebens verrichtete“ erscheint, enthält sie gleichzeitig die „Lebensbeschreibung der beiden Geisterbeschwörer Bungey und Vandermast“. Erst 1733 veröffentlichte der englische Mediziner Samuel Jebb, M.D., die ersten fünf Teile des Opus maius. 1750 erschien dann in Venedig der vollständige Text, 456 Jahre nach Bacons Tod. 1859 edierte J. S. Brewer zum erstenmal das Opus tertium, das Opus minus (nicht ganz vollständig), das Compendium studii philosophiae sowie die frühe Schrift Epistola de secretis operibus, artis et naturae et de nullitate Magiae: Lay (wie Anm. 4) S. 39.
- * Am 11. 12. 2016 war der 10. Todestag von Prof. Dr. Stefan Winkle (* 4. 11. 1911), Professor für Hygiene und Bakteriologie, der mit *Mikrobiologische und serologische Diagnostik* [1947, ²1955, ³1979] ein Standardwerk für seine Kollegen publizierte und über Jahrzehnte fortführte. Fürs breite Publikum gedacht war *Geißeln der Menschheit · Geschichte der Seuchen* [1997]. Viele seiner Schriften sind unter <http://www.collasius.org/WINKLE/> zu finden, so auch die hier nachgedruckte Studie.

Nach I. Velikovsky und Chr. Marx

Zwei Beiträge von Knut Bannier

Zum Aufsatz von H. Illig, *Satan oder Luzifer* [ZS 3/2013]

Ganz erstaunlich ist das bisherige Schweigen der Velikovsky-Gemeinde in dieser Zeitschrift auf den Fangschuss des Herausgebers: Die Velikovsky-Venus und andere Planeten des Teufels haben also in historischer Zeit die Erde nicht drangsaliert. Kommentarlos wurde das hingenommen, als habe man es immer schon gewusst.

Nun traut man sich als laienhafter Folgetäter auch, gehegtes Unbehagen bezüglich eines möglichen Terrors durch das Dreigestirn Venus-Mars-Merkur zu artikulieren und die vielfachen Argumente Illigs zu ergänzen. Der Große Sphinx, wie lange schon blickt er unbeirrt nach Osten, himmlischen Mächten zum Trotz? Und hat nicht Heinsohn in seinem Sumerer-Buch [1988] bei der Auflistung von Schichtenfolgen in Mesopotamien immer wieder fettgedruckt auf fehlende sterile Zwischenschichten hingewiesen! Und haben wir nicht im Pharaonenbuch von den beiden [1990] auf S. 33 gelesen, dass vor -550 in Ägypten eine Astronomie gar nicht existierte.

Velikovsky konnte in seinen Werken keinen der griechischen Weisen benennen, der von einer damals relativ aktuellen himmlischen Katastrophe Kenntnis hatte [Bannier 2011]. Nachdem Illig Velikovskys Zaubertrick Venus = Athene aufgedeckt hat, fällt jetzt natürlich auch bei den Römern auf, dass Venus immer Göttin der Liebe oder römische Stammutter war. Wenn also schon ein anderer Name, so war sie, wie Illig darlegte, Aphrodite, und damit ist sie auch im alten Rom wie in Griechenland keine Vermittlerin katastrophaler Ängste. Und die Minerva = Athene kann von den Alten eigentlich auch nicht als furchteinflößend gesehen worden sein. Hier in Basel gibt es zwei Schulen: Minerva und Athenäum. Es wird auf die durch Athene symbolisierte Weisheit abgestellt. Sie soll dem Zeus vom Techniker Hephaistos einer Sage nach aus dem Kopf herausgeschlagen worden sein. Wenn wir da an einen auf die Erde zurasenden Planeten dachten, wurden wir von einem großen Erzähler kunstgerecht psychologisch determiniert.

Nun hat die 'schwarze Kunst' in der historischen Analyse Velikovskys dazu geführt, dass Chr. Marx im Anhang zur deutschen Ausgabe von *Welten im Zusammenstoß* [1978] eine Tabelle bringen konnte. Sie enthält 19 Thesen/Prognosen von Velikovsky zu unserem Sonnensystem. Und bei diesen naturwissenschaftlichen Voraussagen, basierend auf seinen Analysen alter Überlieferungen, kann man im Prinzip kaum sagen: Ich streiche diese Aussagen Veli-

kovskys, sie sind gleich wie seine chronologischen Überlegungen nicht zutreffend. Konnte er vielleicht uns doch etwas über unser Sonnensystem aus prähistorischer Zeit ans Licht befördern, was fast wegen eines satanischen Chaos versunken wäre?

Zum Ableben von Christoph Marx

Wie ich lese, ist der Gründer des PAF und des Velikovsky-Revivals, der Schweizer Christoph Marx, gestorben. Ich bin ein Stück seines Weges privat und beruflich mit ihm gegangen. Er war ein gutmütiger, umtriebiger, intelligenter Techniker, voller Visionen, die er auf komplizierte Weise mit Schlagworten, Grafiken, Abkürzungen, Tabellen verschleierte und so mit Gleichgesinnten wie dogmatische Geheimlehren teilen wollte. Als 'Profaner' war man im Umgang mit ihm gut beraten, ständig zu fragen: WARUM sagen/schreiben Sie das? Das gefiel ihm.

Noch bevor es den IBM-PC gab, betrieb er als einer der ersten in Basel ein Computergeschäft. Aber ums Verkaufen ging es ihm nicht, es ging ihm grundsätzlich um die Rettung der Welt, in diesem Fall darum, selbst ein Adressenverwaltungssystem zu programmieren und zu testen, um so ermessen zu können, welche gesellschaftliche Bedeutung digitale Informationssysteme haben können, die auf den damals entstehenden Kleinrechnern liefen. Wenig später nutzte er Kontakte und flog mit einem tragbaren, IBM-kompatiblen Compaq Computer auf verschlungenen Wegen in die rote Volksrepublik China. Dort wollte er den Kommunisten nicht via Schweiz US-Computer verkaufen, er wollte den Chinesen helfen, EDV-technisch zur USA aufzuschließen, um ein Machtgleichgewicht zu erhalten. An diese Freundlichkeit konnte die politische Polizei der neutralen Schweiz nicht glauben, was dazu führte, dass Chr. Marx die Schweiz mit großem Ruck zeitweise verließ und sich wieder der Analyse extraterrestrisch induzierter Katastrophen zuwandte. Er war wie Velikovsky der festen Überzeugung, dass der in geschichtlicher Zeit von der Menschheit erlebte kosmische Horror sich in ihrem Erbgut als übermäßige Aggression festgesetzt hat, und dass nur eine Aufklärung über die von den Ahnen erlebte katastrophische Vergangenheit die Psyche klären und Friede auf Erden bringen könnte.

Rückblickend meine ich, dass es ohne Christoph Marx keine *Zeitensprünge*, keine Geschichtsrekonstruktionen durch Heinsohn und Illig gäbe. Marx hat Velikovskys Schriften in den deutschsprachigen Raum zurück gebracht, als anglophiler Bentleyfahrer hat er einige seiner Bücher aus dem Englischen ausgezeichnet übersetzt und durch seine unbequeme Hartnäckigkeit direkt oder mittelbar Anstoß dazu gegeben, dass manches Udenkbare in den vergangenen Jahrzehnten bei uns denkbar und möglich wurde.

Literatur

- Banner, Knut (2011): Griechische Philosophiegeschichte auf Abwegen; *Zeiten-sprünge* 23 (2) 280-284
- Heinsohn, Gunnar (1988): *Die Sumerer gab es nicht · Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in der ›Zivilisationswiege‹ Südmesopotamien*; Eichborn, Frankfurt a. M.
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (1990): *Wann lebten die Pharaonen? Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt*; Eichborn, Frankfurt a. M.
- Illig, Heribert (2013): Satan oder Lucifer · Eine grundsätzliche Velikovsky-Kritik; *Zeiten-sprünge* 25 (3) 539-561
- Velikovsky, Immanuel (1978): *Welten im Zusammenstoß*; Umschau, Frankfurt a. M. (Mit einer Ergänzung von Christoph Marx: *Anhang zur deutschen Neuauflage*, 343-348, darunter eine 4-seitige Tabelle)

Dr. Knut Banner
knutbanner@gmail.com

„Die Philosophie des Als Ob“

Hans Vaihingers Bestimmung der Fiktion

Heribert Illig

Vaihinger, Hans (⁸1922): *Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche*; Meiner, Leipzig (¹1911 Berlin) [= V., mit seinen Hervorhebungen]

Hans Vaihinger wagte es, seine 800 Seiten starke Untersuchung mit der Frage zu beginnen: „*Wie kommt es, das wir mit bewusstfalschen Vorstellungen doch Richtiges erreichen?*“ [V. xii]. Und er ließ einen ‘Rundumschlag’ folgen:

„Wir operieren mit ›Atomen‹, obgleich wir wissen, dass unser ›Atombe-griff‹ willkürlich und falsch ist, und, was eben das Merkwürdige ist, wir operieren glücklich und erfolgreich mit diesem falschen Begriff: wir kämen ohne ihn nicht so gut, ja überhaupt nicht zum Ziele. Wir rechnen mit dem ›Unendlich-Kleinen‹ in der Mathematik, obgleich wir wissen, dass dies ein widerspruchsvoller, also gänzlich falscher Begriff ist. Aber wir wissen auch, dass wir ohne diesen falschen Begriff in der höheren Mathematik überhaupt nicht vorwärts kommen könnten, ja wir finden, dass er selbst in der Elementar-Mathematik unentbehrlich ist, wie gerade in diesem Buche nachgewiesen werden soll. Wir machen in den verschiedensten Wissenschaften sehr viele derartiger bewusstfalscher Annahmen und rechtfertigen sie damit, dass sie nützlich sind. Auch im praktischen Leben verfahren wir so: die Annahme der Willensfreiheit ist die notwendige Grundlage unserer sozialen und juristischen Ordnungen, und doch sagt uns unser logisches Gewissen, dass die Annahme der Willensfreiheit ein logischer Nonsens ist. Aber darum geben wir jene Vorstellung doch nicht auf: denn sie ist nützlich, ja unentbehrlich. Und in der Religion ver-fahren wir ebenso: logisch unhaltbare, ja unbedingt falsche Vorstellungs-weisen behalten wir bei, obgleich wir ihre Falschheit durchschauen. Wir behalten sie bei, nicht etwa, weil sie uns ›lieb‹ sind, nein, weil wir ihre Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit zum richtigen Handeln erkennen. Wir kommen im theoretischen, im praktischen und im religiösen Gebiet zum Richtigen auf Grundlage und mit Hilfe des Falschen“ [V. xiii].

Diese Gedanken entstanden um 1878, erlebten die Drucklegung aber erst 1911, weil Hans Vaihinger (1852–1933) ums liebe Brot arbeiten musste, die Kantgesellschaft gründete – den Zorn der Kantianer über das Als ob fürch-

tend – und zunehmend die Sehfähigkeit einbüßte. Das Werk erschien nach dem Ersten Weltkrieg auch in einer im Volumen halbierten Volksausgabe und ist heute sogar als pdf erhältlich, um die

„Einsicht in die Notwendigkeit bewusster Fiktionen als unentbehrlicher Grundlagen unseres wissenschaftlichen Forschens, unseres ästhetischen Genießens, unseres praktischen Handelns“ [V. xix] voranzutreiben.

Als Philosoph in den Fußspuren Kants ging er die Frage gründlich an, einem roten Faden folgend, der sich allein in 19 Seiten Inhaltsverzeichnis niederschlägt. Die Grundidee:

„Wenn ich sage: »Ihr Diener«, so bedeutet das nicht: ich bin Ihr Diener, sondern: Betrachten Sie mich so, *als ob* ich es wäre. Das *Als ob* ist also auch im praktischen Leben unentbehrlich: ohne solche Fiktionen ist kein feineres Leben möglich“ [V. 142].

Für „Als ob“ steht auch „quasi“, „as if“ oder „comme si“ [V. 155], alternative Begriffe für die Fiktion füllen mehr als zwei Buchseiten [V. 169-171].

Es geht um Erkenntnislehre, die Trennung und das Zusammenführen von Denken und wirklichem Geschehen. „Das Denken ist eine Kunst, die Logik aber ist eine Wissenschaft und als solche speziell eine *Kunstlehre*“ [V. 13].

„Der eigentlich grösste und wichtigste Teil der menschlichen Irrtümer entsteht dadurch, dass man die Wege des Denkens für die Abbilder der realen Verhältnisse selbst nimmt“ [V. 12].

Um das zu vermeiden, findet er fast nach Belieben Fiktionen aller Art. Da gibt es die allgemeine Fiktion „als Formierung solcher Vorstellungsbilde [...], welche in der Wirklichkeit keinen Vertreter finden.“

„Als eigentliche Fiktionen im strengsten Sinne des Wortes stellen sich solche Vorstellungsbilde dar, welche nicht nur der Wirklichkeit widersprechen, sondern auch in sich selbst widerspruchsvoll sind (z. B. der Begriff des Atoms, des Dinges an sich)“ [V. 24].

Ernest Rutherfords Atommodell mit seinen um den Atomkern kreisenden Elektronen ist übrigens im selben Jahr 1911 aufgestellt worden, als Vaihingers Buch erstmals erschien. Und dann jene Fiktionen, die elementare Mathematik ermöglichen:

„*Punkte ohne Ausdehnung, Linien ohne Breite, Flächen ohne Tiefe, Räume ohne Erfüllung.* Alle diese Begriffe sind *widerspruchsvolle* Fiktionen: die Mathematik ruht auf einer vollständig imaginativen Grundlage, sogar auf Widersprüchen“ [V. 71].

Die Infinitesimalrechnung existiert nur, weil „das ›Unendlich-Kleine‹ somit eine echte und rechte Fiktion [ist]“ [V. 516]. Robert Musil hat das 1913 in Literatur transponiert [vgl. H. Illig: *Geschichte, Mythen, Katastrophen* 2010, 68, 70].

Eine allgemein bekannte Fiktion ist die des normalen Durchschnittsmenschen, die von der Statistik benötigt und auch in der Medizin geschätzt wird

[V. 35]. Daneben gibt es utopische Fiktionen, etwa von Thomas Morus oder Campanella, den Urgeist oder Platons kugelförmigen Urmenschen [V. 38] bis hin zu Goethes Urpflanze, einer idealen oder typischen Fiktion [V. 39]. Denken wir an personifikative Fiktionen wie die Seele, Kraft oder Schwerkraft,

„welche als *Kraft* Newton selbst nur als *Fiktion* ansah; die Phänomene sind natürlich real, aber die Zuschreibung derselben an eine *Gravitationskraft* ist eben nur ein zusammenfassender Ausdruck für die gesetzlichen Phänomene“ [V. 50].

Dazu die Freiheit als Idee oder die menschliche Willensfreiheit aus juristischer Sicht oder das Ideal, „eine praktische Fiktion“ [V. 67].

„Das Gemeinsame ist aber der *ungeheure praktische Wert*, den alle diese Begriffsgebilde haben, während ihnen doch *keine objektive Wirklichkeit* entspricht“ [V. 68].

Schließlich ist „»Wahrheit« nur der zweckmäßigste Irrtum“ [V. 143, 192] oder „Denken ist ein regulierter Irrtum“ [V. 217]. Die echten Fiktionen erscheinen „eben als *Umwege*, als *Listen*, als *hinterlistige Schleichwege*, mit denen das Denken die Wirklichkeitsschwierigkeiten – *und sich selbst* überlistet“ [V. 159]. In den Fiktionen widerspricht das Denken der Wirklichkeit und sogar sich selbst, erreicht aber doch trotz dieser bedenklichen Handlungsweise sein Ziel, nämlich die Wirklichkeit zu treffen [V. 194].

„Das dritte Hauptmerkmal einer *normalen* Fiktion ist *das ausdrücklich ausgesprochene Bewusstsein*, dass die Fiktion eben eine Fiktion sei, also das Bewusstsein der *Fiktivität*, ohne den Anspruch auf *Faktizität*“ [V. 173].

Ein wesentliches Merkmal der wissenschaftlichen Fiktionen ist, „dass sie *Mittel* zu bestimmten Zwecken sind; also ihre *Zweckmässigkeit*“ [V. 174].

„Auch im Leben kommt es vor, dass man die *Mittel* überschätzt und sie über die *Zwecke* stellt: dadurch entstehen Leidenschaften und Irrtümer und – *Ideale*: genau so ist es in der Wissenschaft: die *Begriffe* als *Selbstzweck* hinzustellen, ist ein Irrtum, eine theoretische Leidenschaft“ [V. 179].

„Kant hat vorzugsweise das Verdienst, gezeigt zu haben, dass die meisten Vorstellungsgebilde rein *subjektiv* seien; dass sie aber *Fiktionen* seien in unserem Sinn, hat er so wenig als Hume ausgeführt; nämlich Fiktionen als *Mittel zu bestimmten Zwecken*“ [V. 191].

„Kant hat gerade die *Hauptfrage*: *durch welchen Mechanismus des Denkens* wir denn mittelst dieser subjektiven Vorgänge und Verrichtungen *doch imstande* sind, die objektive Welt theoretisch und praktisch zu berechnen – nicht genügend beantwortet“ [V. 183]

Fiktion und Hypothese

Wichtig ist Vaihinger die Scheidung zwischen Fiktion und Hypothese (die er nicht von der These unterscheidet). Diese „unterwirft sich der Probe auf ihre

Wirklichkeit und verlangt schließlich **Verifikation**“ [V. 144], die damals noch nicht von Poppers Falsifikation abgelöst war. Die Hypothese „schafft ein *sachliches* Wissen, dies ist ein bloss *methodologisches, formelles* Mittel. Jene ist *Zweck*, diese *Mittel*“ [V. 149].

„Die Hypothese ist ein *Resultat* des Denkens, die Fiktion ein *Mittel* und eine *Methode* desselben. Die Hypothese will faktisch beobachtete Widersprüche wegschaffen, die Fiktion schafft logische Widersprüche herbei“ [V. 149].

„Das *Prinzip der methodischen Regeln der Hypothese* ist die *Wahrscheinlichkeit*, das der Fiktionsregeln die **Zweckmässigkeit** der *Begriffsgebilde*“ [V. 152]

„Die Brauchbarkeit der Fiktion ist also eine ganz andere als die der Hypothese: *jene ist praktisch, diese theoretisch*“ [V. 609].

Auch in der Religionsphilosophie verläuft der Weg vom allgemeinen Dogma über die Hypothese zur privaten Fiktion. Die „ursprünglichen *Dogmen* des Christentums werden bei den Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts *Hypothesen*. Was sind sie aber bei *Kant* und *Schleiermacher*? Nur *Fiktionen!*“ [V. 225]. Und: [V. 379]

„Die materialistische Betrachtungsweise der Welt ist eine notwendige und nützliche Fiktion, ist aber falsch, sobald man in ihr eine Hypothese sieht“.

Weitere Fiktionen

Der dreidimensionale Raum ist natürlich auch eine Fiktion, erdacht, um

„alles Geschehen auf diesen Massstab zu reduzieren und so alles zu begreifen [...] übrigens beruht die Vorstellung solcher Räume mit n-Dimensionen auf einem neuen Kunstgriff des Denkens, indem einfach viel allgemeinere Gebilde erdacht werden, als wirklich gegeben sind“ [V. 75 f.].

Natürlich ist Materie ebenfalls eine Fiktion [V. 91]. Echte Fiktionen sind bewusste Irrtümer oder bewusste Widersprüche [V. 128]. Als

„mythologische Fiktionen bezeichnet man nicht nur allgemein alle Göttergestalten, sondern speziell auch solche Gebilde, welche aus empirischen Elemente frei zusammengesetzt sind“, etwa Pegasus, Sphinx, Zentaur, Greif [V. 130] oder – jüngerer Zeit entstammend [1992] – Karl der Fiktive.

„Ihre eigentliche Wichtigkeit und Bedeutung gewinnt unsere Ansicht aber erst durch die Anwendung auf die grossen Lieblingsbegriffe der Philosophen: *Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Ding an sich, Absolutes* u. s. w. und auf eine Reihe anderer Begriffe und Methoden, welche hier zum erstenmal unter diesem zusammenfassenden Gesichtspunkt betrachtet werden, und denen ihre *wahre Bedeutung* in demselben Moment erst zugewiesen wird, als ihnen jede *Bedeutung für die Wahrheit* abgesprochen werden muss.

Die eigentliche Bedeutung unserer Untersuchung liegt also in der schonungslosen Anwendung dieser Theorie auf gewisse beliebte Begriffe und berühmte Ideen, ebenso wie auf die ganze Vorstellungswelt, wodurch der *kritische Positivismus* allein zur konsequenten und lückenlosen Ausführung gelangt. Nicht nur jene einzelnen Begriffe, nicht nur eine Reihe von Methoden, nicht nur das diskursive Denken, sondern die *ganze Vorstellungswelt* ist also für uns eine Fiktion. Wirklich ist und bleibt nur die beobachtbare Unabänderlichkeit der Phänomene, ihrer Verhältnisse u. s. w.; alles andere ist blosser Schein, den die Psyche ›darum herum‹ macht; die ganze formelle Bezeichnung und Titulierung nicht nur ist konventionell, sondern auch die ganze diskursive Betrachtung des Geschehens ist und bleibt *subjektiv*. Wahres, nacktes Sein, ›reine Erfahrung‹, aus der wir die ›Welt‹ erst machen, zunächst zum Zweck, um jene Wirklichkeit selbst *berechnen* zu können, ist nur jener Rest, der *freilich die ganze Erfahrung* in sich schliesst“ [V. 216].

Die „Fiktion hat einen praktischen Zweck, aber sie ist theoretisch wertlos, ja widerspruchsvoll. Denn es gibt kein Ding, welches die Eigenschaft hat, ›süss‹ zu sein; dieses ›Ding‹ ist in sich selbst ein Widerspruch; es ist ein ganz widerspruchsvolles Gebilde: es soll ein von den Eigenschaften getrenntes, davon zu unterscheidendes Wesen sein; und doch kennen wir es nur durch diese Eigenschaften. Aber die *Aufstellung dieses fiktiven Dinges hat einen enormen praktischen Wert*; es ist gleichsam der Nagel, an welchen die Empfindungen als Eigenschaften gehängt werden. Ohne seine Aufstellung wäre es dem Denken gar nicht möglich gewesen, in dem Wirrwarr der Empfindungen Ordnung zu schaffen“ [V. 305 f.].

Zuletzt noch einmal zu Ich und Willensfreiheit:

„Das abstrakte, denkend vom Wechsel und Fluss aller Dinge losgemachte Ich ist eine unentbehrliche Fiktion für den Aufbau des menschlichen Innenlebens, aber welche Gefahren [liegen] in dieser Abstraktion“ [V. 33].

„›Weil der Mensch sich für frei *hält*, nicht aber, weil er frei *ist*, empfindet er Reue und Gewissensbisse.‹ Daraus folgt eben, dass der Mensch sich für frei *halten* muss, sich so betrachten und sich so benehmen muss, *als ob* er frei wäre, um überhaupt moralisch sein zu können.“ [V. 573]

Vaihinger edierte bis zu seinem Tod im Dezember 1933 mindestens 24 *Bau- steine einer Philosophie des ›Als- Ob‹*, geschrieben von zahlreichen Autoren, dann verebhten Anziehung- und Ausbreitungskraft seiner Erkenntnistheorie. Derzeit gibt es „viele unterschiedliche Ansätze, Fiktion zu erklären. Eine all- gemein akzeptierte Theorie der Fiktion gibt es bis heute nicht“, so *Wikipedia* zu „Fiktion“.

Hirngröße und Spezialisierung

Neue Relationen, von Heribert Illig

Ameisen sind so groß nicht, eher klein und leicht, nämlich etwa ein Hundertstel Gramm schwer [wiki ↔ Ameise]. Trotzdem haben etwa Wüstenameisen sogar zwei Navigationssysteme. Mit dem uns länger bekannten sind sie in der Lage, nach einem indirekten und gewundenen Hinweg auf direktem Weg zum Nest zurückzukehren, eine überlebensnotwendige Fähigkeit auf bis zu 70° heißem Wüstensand.

„Für diese Orientierungsleistung dient einerseits der jeweilige Winkel zum Sonnenstand (Sonnenkompass), andererseits die zurückgelegte Weglänge [...] Die Tiere sind imstande, den zurückgelegten Weg der Sonne am Himmel (Sonnenstand) bei fortschreitender Zeit miteinzuberechnen. Neben dem Sonnenstand selbst wird auch der Winkel des polarisierten Lichts am unbewölkten Himmel zur Lagebestimmung ausgenutzt. [...] Daraus lässt sich schlussfolgern, dass die Tiere über einen inneren Wegmesser (Hodometer) zum Zählen ihrer Schritte und zur Berechnung genauer Entfernungen verfügen“ [wiki ↔ Wüstenameise].

Also eine Kombination aus Schrittzähler oder „Schrittintegrator“ und astronomischer Navigation. Nun kamen Sarah Pfeffer und Matthias Wittlinger von der Universität Ulm darauf,

„dass Wüstenameisen Entfernungen unter anderem mithilfe des sogenannten optischen Flusses messen. Dabei speichern die Tiere ab, wie die Landschaft während der Fortbewegung an ihnen vorbeizieht“ [Blawat].

Da schleppt also das winzige Tierchen eine ‘Dashcam’, also eine Art Auto-Überwachungskamera mit sich herum, deren Gewicht bestenfalls im Mikro-, also im Millionstelgrammbereich angesiedelt ist. So gesehen wirken Vögel oder Fledermäuse mit ihren Navigationssystemen im Zehntel- oder Hundertstelgrammbereich [vgl. Illig 2016a] sogar schwer-fällig.

Die Wüstenameise ist auch sonst gut angepasst, nicht nur mit langen Beinen gegen die Bodenwärme:

„Die hohe Temperaturreistenz mit Körpertemperaturen bis 53,6 °C bei *Cataglyphis bombycina* und 55,1 °C bei *Cataglyphis bicolor* erreichen die Tiere vor allem durch besonders intensive Synthese von Hitzeschockproteinen“ [wiki ↔ Wüstenameise].

Da muss einmal mehr die Frage berechtigt sein, warum sich die fürs Überleben unerlässlichen Mutationen just zur rechten Zeit eingestellt haben. Hier ist an Stephen Jay Gould (1941–2002) zu erinnern, der in seinem ganzen For-

schmerben für die Evolutionstheorie kämpfte. In einem seiner überaus lesenswerten Essays beschäftigt ihn der Flamingo, der sich in einem ähnlich lebensfeindlichen Habitat bewegt wie bestimmte Wüstenameisen, die austrocknende Salzpflanzen bevorzugen.

Der Flamingo also lebt in seichten hypersalinen Gewässern, in Salzseen. Dort vegetieren kleine Mollusken, Krustentiere und Insektenlarven von bis zu 2,5 cm Größe, die der große Flamingo aus dem Wasser seihen kann, während der kleine Flamingo Filter besitzt, die noch Kiesel- oder Blaualgen von unter 0,1 mm herauskämmen. Dazu ist ihr Schnabel, der bei anderen Vögeln weder Zähne noch sonstige Kauwerkzeuge enthält, mit hornigen Lamellen besetzt. Die kraftvolle Zunge bewegt sich bis zu vier Mal je Minute vor und zurück, pumpt Wasser in den Schnabel und zurück durch die Lamellen. Mit ihren zahlreichen Zähnchen kann die Zunge die Beute von den Lamellen kratzen. Diese Nahrungsaufnahme ähnelt der von Bartenwalen, die Krill sammeln. Da das Tier kopfunter seine Nahrung aufnimmt, haben Ober- und Unterschnabel ihre Funktionen getauscht: der Oberschnabel hebt und senkt sich gegen den stationären Unterschnabel [Gould, 22-24]. Hinzu kommt, dass der Flamingo offenbar seine Orientierung in der Welt jederzeit behält, ob er nun den Kopf hebt oder kopfunter das Wasser durchsiebt.

„Eine einzigartige Umkehrung des Verhaltens hatte hier eine komplizierte Inversion der Form zur Folge. Darwins Auffassung von der Evolution als einer Adaptation an besondere Lebensumstände gewinnt an Überzeugungskraft durch diesen Test unter gleichsam auf den Kopf gestellten Lebensbedingungen“ [Gould, 24].

Das Kernproblem aber bleibt trotz Gould: Warum stellten sich beim Flamingo alle diese unbedingt notwendigen Mutationen so passend ein? Hätte man irgendwo eine Versteinerung gefunden, die vergleichbare Seiher aus Knochen auch nur ansatzweise zeigt? Nur bei Bartenwal und Flamingo?

Das erinnert doch irgendwie an die Nahrungsaufnahme von Seepferdchen und Ameisenbär. Da dieser sich nur von selbigen Insekten ernährt, hat ihn 'Mutter Natur' mit mächtigen Klauen an den Vorderbeinen ausgestattet, mit denen er Ameisen- oder Termitenbauten aufbrechen kann. Sein gesamter Kopf ist kanülenartig geformt, die Kiefer sind nicht mehr beweglich, die so entstandene lange Röhre mit noch längerer Zunge ermöglicht ihm die Aufnahme der Insekten. Da der Röhrendurchmesser der Krümmung seiner Krallen entspricht, kann er sich lästige Tierchen leicht abstreifen.

'Gleich nebenan' im Tierreich schwimmt das Seepferdchen. Es hat ebenfalls eine fixe Röhrenschnauze, mit der es seine Beute einsaugt. Also fast dasselbe Fressprinzip wie beim nicht direkt verwandten Ameisenbär. Das männliche Seepferdchen hat allerdings ein Extra, das bis heute von den Feministinnen nicht wahrgenommen worden ist: einen Beutel, besser eine Tasche, in das

bei der Kopulation die Eier des Weibchen gelangen, dort befruchtet und vom Männchen ausgetragen werden.

Man könnte noch manche Nummer dieses Hefts mit derartig seltsamen und kumulierten Veränderungen bei hochspezialisierten Lebewesen vorbringen. Aber schon zwei Tiere wie der Flamingo oder das Kamel [vgl. Illig 2014] erzwingen die hier schon wiederholt gestellte Frage: Warum traten bei derartigen Arten passende Mutationen in zeitlich minimalem Abstand auf? Sie müssen in manchen Fällen sogar binnen einer Generation entstanden sein [Illig 2015], weil sonst das Fortbestehen der Tierart nicht mehr möglich wäre. Ich kenne weiterhin keinen besseren Ansatz als eine Selbststeuerung der Organismen, ohne sie beweisen zu können [s. Bauer].

Ergänzungen zu den beiden Artikeln im letzten Heft [Illig 2016 a, b]

Der diesjährige Nobelpreis für Chemie ging an Jean-Pierre Sauvage, James Fraser Stoddart und Bernard Feringa.

„Sie werden für die Design und Synthese molekularer Maschinen geehrt, die wie winzige künstliche Muskeln funktionieren. [...] Molekulare Maschinen werden aus Molekülen gebaut, die wie die Teile einer Maschine aus Ringen und Achsen bestehen – daraus lassen sich submikroskopische Autos und Motoren bauen.“ [SZ]

Allerdings sind die Forscher noch sehr weit von irgendeiner praktischen Anwendung entfernt.

Zugvögel

Eine mit einem Aufzeichnungsgerät ausgestattete Küstenseeschwalbe – sie wiegt ohne das Gerät ungefähr 100 gr. – flog von England in weitem Bogen zur Antarktis und wieder zurück. Das sind unterm Strich 96.000 km binnen eines Jahres. Das ist die längste gemessene Distanz für einen Zugvogel [Der Spiegel 25/2016, 104].

Wir schaffen das

Die Tendenz der bösen Anklage aus dem letzten Heft [2/2016, 276-281] wird aktuell noch verschärft. Maschinengerechte Agrarsteppe ist die richtige Bezeichnung für eine todbringende, vergewaltigte Natur. Drei Viertel aller Vögel, die hierzulande auf Feldern und Weisen leben, werden mittlerweile zwischen ‘ausgestorben’ und ‘gefährdet’ eingestuft, zusammen mit der Rubrik ‘Vorwarnliste’ sind es sogar 87 % aller Arten. Aber wer braucht schon Kiebitz, Braunkehlchen Wachtel, Gartenrotschwanz, Rotmilan, Goldammer, Star oder Rauchschwalbe? Die Idiotie, Treibstoff aus Raps oder Mais zu gewinnen, beschleunigt das Vogelsterben. „Es ist paradox, aber der Boom des

Ökostroms verschärft die ökologische Krise auf dem Land“ [Krumenacker]. Starker Chemikalieneinsatz, Rückgang von Insekten, Nahrungsmangel, Überdüngung, Beseitigung von Kleingewässern, Hecken oder wildpflanzenreicher Wegränder – die Liste der ökonomisch effizienten Eingriffe in die Natur ließe sich beliebig fortsetzen.

„»Dort, wo diese ehemaligen Allerweltsarten verschwunden sind, wird der stumme Frühling langsam zur erschreckenden Realität«, sagt Norbert Schäffer, Vorsitzender des bayerischen Landesbunds für Vogelschutz (LBV)“ [Krumenacker].

Warum soll es den gefiederten Unnützligen auch besser gehen als den Walen? Einmal mehr hat die vergreisende Walfangnation Japan ein Walschutzgebiet im Südatlantik verhindert.

„»Dies ist nicht nur eine Niederlage für den Walschutz, sondern auch eine Diskreditierung des Wissenschaftsausschusses der IWC, der den Antrag eingehend prüfte, einstimmig als profund erklärte und klar begrüßte«, sagte Fabienne McLellan von OceanCare“ [dpa].

Dies ist nicht zuletzt eine Niederlage für das menschliche Großhirn, das sich selbst für intelligent erachtet. Wenigstens ist es gelungen, das antarktische Ross-Meer vor Fischfang zu schützen. Und der Wal-Fisch?

Literatur

- Bauer, Joachim (2009): Kreative Strategien in der Biologie. Neue Erkenntnisse aus dem Genom-Projekten; *Zeitensprünge* 21 (3) 705-721
- Blawat, Katrin (2016): Schritte zählen, Sonne sehen; *SZ*, 04. 10.
- dpa (2016): Kein Schutz für Wale; *SZ*, 26. 10.
- Gould, Stephen Jay (1995): *Das Lächeln des Flamingos · Betrachtungen zur Naturgeschichte*; Suhrkamp, Frankfurt am Main (engl. ¹1985)
- Illig, Heribert (2016b): Tod dem Schönen! · Eine zynische Anklage; *Zeitensprünge* 28 (2) 276-281
- (2016a): Übers Vogelhirn; *Zeitensprünge* 28 (2) 265-275
 - (2015): Zu viel der Unwahrscheinlichkeit. Dawkins kann Darwin auch mit Äonen nicht retten; *Zeitensprünge* 15 (1) 227-237
 - (2014): Das wüstentaugliche Dromedar, Produkt herkömmlich gesehener Evolution? *Zeitensprünge* 26 (1) 216-223
- Krumenacker, Thomas (2016): Sie sind weg. Einstmals häufige Vogelarten wie Wiesenpieper, Star und Mehlschwalbe stehen mittlerweile auf der Roten Liste der bedrohten Arten; *SZ*, 26. 10.
- SZ (2016): Nobelpreis Chemie-Nobelpreis für Entwicklung molekularer Maschinen; *SZ.de*, 05. 10.
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

Vom Bärtierchen bis zu den Baiern aufgesammelt von HI

Himmelsfürst von Nebra identifiziert

Während immer noch Zweifel an der Echtheit der Himmelscheibe glimmen, glaubt man jetzt sogar ihren bronzezeitlichen Auftraggeber zu kennen. Erforscht ist nur ein Grab. Weil es sehr groß war und ursprünglich einen kiloschweren Goldschatz barg, wird der 'Grabhäusler' (ein Begriff von Carl Orff) in den Rang eines Pharaos erhoben, der auch über den Himmel gebot.

„»Der Fürst wurde vor etwa 3800 Jahren bestattet und war aufgrund der enormen Goldbeigaben ein gottgleicher Herrscher über die Region, vergleichbar mit den Pharaonen im alten Ägypten«, sagte der Landesarchäologe [Harald Meller]. »Nur der Herrscher hatte das geheime astronomische Wissen und er ließ es auf der Himmelscheibe verewigen.« Der Reichtum des Herrschers resultierte aus der Kontrolle des Fernhandels zwischen Süd und Nord“ [n-tv.de].

Meller hat zwar noch nicht einmal den astronomischen Gehalt der Nebra-Scheibe ausgeschöpft [vgl. Mayer], kennt aber Wissen und Machtbereich des Fürsten vom Grab Bornhöck bei Dieskau in Sachsen-Anhalt genau. Recht dürfte er mit der Feststellung haben: „Mit einem Durchmesser von rund 70 Metern und einer Höhe von 15 Metern war die als ›Bornhöck‹ bekannte Begräbnisstätte das größte Hügelgrab Mitteleuropas“ [n-tv.de]. Nebra, rund 35 km entfernt, war bei dem bekannt großen Machtgebiet des Himmelsfürsten zwischen Ostsee und Adria praktisch ein Vorort...

Mayer, Josef M. (2014): *Die Himmelspferde von Nebra und Stonehenge · Astronomie und Mythos in der Bronzezeit*; Mantis, Gräfelfing

n-tv.de (2016): Himmelscheibe von Nebra · Archäologen enträtseln Auftraggeber; n-tv. 25. 08.

*

Intelligenz ohne Moral

„Bei der schwindelerregend rasanten Weiterentwicklung der ABC-Waffen nach dem zweiten Weltkrieg musste ich oft an die beängstigend hellsichtige Sentenz des englischen Dramatikers John Osborne (1929–1994) denken: »Der Computer ist die logische Weiterentwicklung des Menschen: Intelligenz ohne Moral!«“

Winkle: Die Biowaffenprogramme der Sowjetunion · „Ungeheuer ist viel, und nichts ungeheurer als der Mensch“ (Sophokles: Antigone) [2004, 15]

*

Strahlengeschütztes Getier

Im Wasser leben die sogenannten Bärtierchen, nicht größer als 1 mm, achtbeinig und so ungeheuer hart im Nehmen,

„dass sie sogar einen ungeschützten Ausflug ins Weltall überstehen, wo sie tiefsten Temperaturen und hohen Strahlendosen ausgesetzt sind. Jetzt hat ein japanisches Biologenteam jene Erbanlagen gefunden, die den Bärtieren wahrscheinlich ein Überleben in einer strahlenden Umgebung ermöglichen. Bislang ist kein anderer Organismus bekannt, der ein ähnliches Gen besitzt“ [HACH].

Mittlerweile wurde dieses Gen in menschliche Zellen eingesetzt, die dadurch 40 % weniger kaputte DNA-Bauteile enthielten als ebenso bestrahlte Zellen ohne das Gen. Auf so etwas warten die zukünftigen Marsonauten, die auf der langen Reise Strahlenschutz benötigen.

Übrigens hat Wernher von Braun bereits 1961 [24-28] die Strahlenrisiken beschrieben, die den Lunanauten erwarten. Obwohl der Van-Allen-Gürtel damals noch keine zwei Jahre bekannt war, traf die Beschreibung weitgehend zu. 1958 [Gartmann] war von dieser Gefahrenquelle noch nichts bekannt.

Braun, Wernher von (1961): *Erste Fahrt zum Mond*: Fischer, Frankfurt a.M.

Gartmann, Heinz (HG. 1958): *Econ Weltraum ABC*: Econ, Düsseldorf

HACH (2016): Strahlenfest · Wie Bärtierchen sogar Ausflüge ins Weltall überleben; SZ, 04. 10.

*

Zahi Hawass · Trommeln vor dem Siebzigsten im Mai 2017

Lars Reichhardt hat den umstrittenen Ägyptologen für das *SZ Magazin* interviewt, ohne auch nur einmal kritisch nachzuhaken, ging es wohl darum, einem „der bedeutendsten Ägyptologen“ wieder Öffentlichkeit zu verschaffen. Wir wenden uns gleich der Cheops-Pyramide zu. Er sieht Robert Gantenbrink, den Erbauer des ersten Roboters zur Erkundung der Luftschächte als „Genie“ (hat ihm aber lebenslänglich das Pyramidengelände verboten). Er sieht nicht mehr als 10.000 Arbeiter (keine Sklaven) auf der einstigen Baustelle und glaubt, auf der Südseite „Reste einer Rampe für die Steine gefunden“ zu haben. Er bleibt bei der Pyramide als Begräbnisstätte, erkennt weiterhin Pharaonenmumien am Geruch, ist nicht mehrmals als Generalsekretär der ägyptischen Altertümerverwaltung entlassen worden, sondern wollte selbst nicht mehr. „Ich bin der einzige Ägypter, der wirklich unbestechlich ist“, und er leitet „die Prüfungskommission, die die jüngsten Ergebnisse im Tal der Könige publiziert. Auch die von der Großen Pyramide“. Die in Berlin verbleibende Büste der Nofretete quält ihn noch immer. „Ein arroganter Mann, [Ex-Museumleiter Dietrich] Wildung hasst mich“. Alpha-Männchen unter sich.

Reichardt, Lars (2016): „Ich rieche die Vergangenheit“ · Zawi Hawass ist einer der bedeutendsten Ägyptologen der Welt. Selbst er weiß nicht alles über die Pyramiden – aber das liebt er ja an ihnen; *SZ Magazin*, 21. 10., 26-30

*

A bisserl Fälschen geht immer

„Abitur, Studium der Rechtswissenschaften, Staatsexamen, Arbeit als Juristin: alles erfunden, schreibt ihr Anwalt. Die Abgeordnete Petra Hinz **gibt sich »sehr bestürzt« über ihr eigenes Verhalten**“. [sz; Hvhg. HI]

sz (2016): Fälscher Lebenslauf: SPD-Abgeordnete Hinz tritt zurück; *SZ.de*, 20. 07.

*

Was ist die Wahrheit beim Fälschen?

Die *Venus* von Lucas Cranach d. Ä. kam vor drei Jahren für 7 Mio. € in den Besitz der Fürstlichen Sammlungen Liechtenstein. Damals „wurde von einem halben Dutzend“ Experten ihre Echtheit bezeugt. Mittlerweile wird sie in einen Fälschungsskandal gezerrt, „mehrere Cranach-Experten zweifelten die Echtheit des Werkes an“. Wie viele dieser Experten mag es eigentlich geben?

In der Auseinandersetzung bringen beide Seiten zum Teil identische Argumente: Die „fehlende Verbindung zwischen den Rissen in der Farbschicht (Krakelee) und dem Bildhintergrund [...könne] an vielen Beispielen aus der Zeit Cranachs nachgewiesen werden“, während sie gleichzeitig auf ein zuvor künstlich erzeugtes Krakelee hinweist. Modernes Titanweiß, das dem Meisterfälscher Wolfgang Beltracchi den Hals brach, wird im Bild gefunden und nur als Beleg für „rezente Restaurierungen“ gesehen [Kohler]. Was bleibt da von dem Begriff ‘echt’, wenn er weder auf Kunstwerke noch auf Experten angewendet werden kann?

Kohler, Michael (2016): Echt oder falsch · Cranach-Streit geht weiter; *SZ*, 04. 11.

*

Neue Funde bei Pylos

„Archäologen haben auf der griechischen Halbinsel Peloponnes einen Grabschatz entdeckt. Schwerer, goldene und silberne Kelche und mehr als tausend andere Beigaben seien im Grab eines etwa 30 bis 35 Jahre alten Mannes gefunden worden. Das Grab sei etwa 3500 Jahre alt, berichtete die Athener Zeitung «Kathimerini» unter Berufung auf die Archäologen Jack Davis und Sharon Stocker“ [dpa].

Zwar ist Nestors Palast in Pylos ganz nah, aber der hier Bestattete lebte 300 Jahre früher als der aus der *Ilias* bekannte König. Auffällig: Es handelt sich durchwegs um minoische Kunstwerke. Nun haben die mykenischen Griechen das minoische Reich auf Kreta erobert; dass sie aber bereits um -1500 die

Kunst der Kreter so weitgehend übernommen hatten, lässt denn doch erstaunen.

Gegen dieses Gold muss der ebenfalls neu entdeckte Palast in Sparta verblasen, obwohl von 16 Tholos- und etlichen Schachtgräbern umgeben –, aber sie waren bereits weitgehend geplündert. [Ide]

dpa (2015): 3500-jähriger Grabschatz auf dem Peloponnes entdeckt · Antike Pracht in Pylos; *Neue Zürcher Zeitung*, 27. 10.

Ide, Nera (2016): Das Schloss der schönen Helena; *Spectrum.de*, 13. 10.

*

Mykene-zeitliches Bernstorf

Der angekündigte Band zu den dortigen Goldfunden und ihrer Echtheit erschien erst nach Redaktionsschluss und wird im nächsten Heft besprochen.

*

Neuerscheinung

Resch-Rauter, Inge (2016): *Die Wiege der Bayern · Wachau und Waldviertel*; 242 S. mit zahlreichen Abb., Teletool, Wien.

Die Autorin gewinnt aus keltischen Orts- und Flurnamen, auch aus alten Sagen die Siedlungsgeschichte entlang der Donau. Dazu gehören der hl. Severin (ein „magister militum“, Feldmarschall [RR 230]) – war sein Favianis mit Mauternbach identisch? [RR 111] –, die Heruler (bei Joviacum = Eferding) und die Rugier mit ihrem Kerngebiet um Jauerling [RR 147], ihren möglichen Königssitz in Raxendorf und dem Ende ihres Reiches [RR 136].

Zwar wird die Wachau durch viele Jahrhunderte hindurch betrachtet, aber es geht zentral um die Landnahmezeit in Spätantike und frühem Mittelalter. Gezeigt wird, wie dieses Land entlang der Donau mit Sperrhöfen abgegrenzt worden ist [RR 88] und sich um Ranna (heute Mühldorf) und Spitz herum zwischen Melk und Krems gliederte. In diesem Gebiet sieht die Autorin die Boierwüste als Urheimat der keltisch-germanisch sprechenden Baiern [RR 159 f., 181]. Bei dem Begriff „Wüste“ für noch nicht gerodetes Waldland [RR 164] stolpere ich, gelten doch Wüstungen sonst als bereits gerodetes Land, das nach Aufgabe der Besiedlung wieder wüst fällt oder gefallen ist.

Die Autorin hegt Misstrauen gegen karolingische Urkunden [RR 13] und bezieht das erfundene Mittelalter in ihre Überlegungen ein [RR 64, 195 u. a.]. Außerdem findet sie eine ganz neue Herleitung des Vornamen Karl [RR 199].

Da ich über die keltische Sprache gar nichts weiß, kann ich das Buch mit seinen vielen Namensrückführungen nicht besprechen.

*

Register für den 28. Jahrgang, 2016

1. Aufsätze

Erläuterung: Die durchlaufenden Seitenzahlen verteilen sich auf die drei Hefte wie folgt: Heft 1 bis S. **130**, Heft 2 bis **290**. Das jeweils aktuelle Gesamtregister findet sich auf der Homepage, s. Impressum.

- Banner, Knut: Nach I. Velikovskij und Chr. Marx · Zwei Beiträge 432-434
Dattenböck, Georg: Die Baiern und die Hunnen 45-53
Dumbs, Mathias: Wanderung eines antiken griechischen Skulpturentypus quer durch Eurasien · Vergleichbare Statuen zur Venus von Milo in Asien 243-254
Fießinger, Herbert: Joseph Atwill: *Das Messias-Rätsel* 292-306
Gwinner, Philipp von: Die Sonnenfinsternis des Plutarch 115-118
- : Die Finsternisse des Thukydides 210-218
- : Hat Firmicus Maternus 'seine' SoFi je erlebt? 325-328
Illig, Heribert: Hinter haarfeinen Fugen neue Welten? Hans Jelittos Pyramiden-Buch – ein Paradigmenwechsel? 4-23
- : Diskos von Phaistos – Verfälschung des Minos 24-32
- : Zu den Wurzeln der Chachapoyas · Ein kritischer Rückblick 40-44
- : Der Untergang zweier Geschlechter · Zum direkten Übergang von 614 nach 911 54-58
- : Ochs und Esel, Traubentreten · Zur Datierung des Capitulare de villis 59-66
- : Glocken für Karl? Eine Abgrenzung 67-72
- : Frankfurt-Höchst und seine Justinus-Kirche · Eine 1225-Jahres-Würdigung 73-77
- : Italien: Die Leere der Fülle 78-110
- : Denk- und Merkwürdigkeiten · Eine Zusammenstellung 119-130
- : Bernstorf auf der Zielgeraden · Archäometallurg auf dem Holzweg? 132-135
- : Kommentare zum pyramidalen Fugenrätsel 136-137
- : Das Fehlen richtiger Bibliotheken und zugehöriger Räume vor 1350 138-178
- : Carolus minimus? Rezension von Rolf Bergmeiers jüngstem Buch 179-186
- : Von Karl und mittelalterlichen Fälschungen · Zwei Rundfunksendungen 187-188
- : „Eine Geschichte des Weltuntergangs“ · Kalenderüberlegungen zu Frieds Neuer-scheinung 189-194
- : Der rätselhafte Koran · Eine Rezension, dazu ein neuer Datierungsansatz für den Islam 195-206
- : Zum Ende der Phantomzeit · Eine Präzisierung 207-209
- : Kommentar zum Ansatz der Larssons und ein weiterer Zwischenstand nach 2006 239-242
- : Christoph Marx, 1931 – 2016 264
- : Übers Vogelhirn 265-275
- : Tod dem Schönen! · Eine zynische Anklage 276-281

- : Neues von den Dracologen? Josef Reichholf über seltsames Getier · Eine Rezension 282-285
- : Caesar, Hobbits und uns Karl · Fundsachen 286-290
- : Corveys Westbau endgültig römisch · Spurensuche mit Klaves und Odysseus 307-324
- : Phantomzeit der Larssons oder Der Anspruch der „sciences“ 329-338
- : „Leuchtturmforschung“ im Karlsgraben · Eine Fortsetzungsgeschichte 339-348
- : Marmor, Stein und Eisen hält · Eine Bestandsaufnahme karolingischer Baukunst 349-357
- : Wo waren die mittelalterlichen Skriptorien? oder Die Umdatierung des St. Galler Pseudoplaus 365-407
- : Der überfällige Eintritt in den englischen Sprachraum – Emmet Scotts Guide 408-411
- : In Karl, um Karl und um Karl herum 412-419
- : Verschwörungstheorien bis zum Abwinken · Ein Blick in die Abgründe des Wissenschaftsbetriebes 420-422
- : *Die Philosophie des Als Ob* · Hans Vaihingers Bestimmung der Fiktion 435-439
- : Hirngröße und Spezialisierung · Neue Relationen 440-443
- : Vom Bärtierchen bis zu den Baiern 444-447
- Illig, H. / Frank, Werner: Trickserien mit Schalttag und Kalender 111-114
- Lewin, Karl-Heinz: Dendrochronologie und Archäoastronomie 219-238
- Otte, Andreas: Verzerrte Spiegelung · Reflexionen zu den Anmerkungen Werner Thiels 37-39
- : Velikovsky-Konferenzen im ersten Halbjahr 2016 255-263
- Thiel, Werner: Kalkriese – Varusschlacht · gespiegelt auf die Phantomzeit-Diskussion · Anmerkungen zu Andreas Otte [3/2015] 33-36
- : Bad Iburg - erst mal spekulativ... Datierungen neuer Funde 358-361
- : Münsters Archäologie streicht Bistumsgründer Ludger/Liudger aus der Geschichte 362-364
- Winkle, Stefan: Roger Bacon, ein Märtyrer der Wissenschaft 423-431

2. Stichwortverzeichnis

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Hinweisen oder Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe vorige Seite unter „Aufsätze“.

Das Stichwortverzeichnis aller Zeitschriftenausgaben und *Bulletins* ab 1984 findet sich genauso wie das Stichwortverzeichnis aller Mantis-Publikationen zusammengefasst unter www.chrono-rekonstruktion.de

- Aachen 67, 141, 286
 Aula 355
 Eisenanker 354, 399
 Pfälzkirche 123, 336, 354, 360, 414
 Synode v. 370
 Aachen-Melaten, Leprosorium 394
 Abbazia di Sant'Antimo
 Abd ar-Rahman III. 409
 Abtreibung 384
 Abtspfalz 370
 Aderlass 385
Admonitio generalis 398
 Ägypten 4
 Astronomie 20
 Datierungen 20
 Savanne, nicht Wüste 283
 Ägyptologie 445
 Äquinoktium duplex 113
 Ärzte 389
 Alabaster s. Gips
 Albertus Magnus 429
 Aleppo, Omaidjaden-Moschee 202
 Alesia, Belagerung 289
 Alexander III., Papst 418
 al-Ghazali 181
 Alkuin 142, 181, 186, 404
 Alpetragius 124
 Als ob 435
 Altmühl 341
 Amalfi 105
 Ameisen 440
 Ameisenbär 441
 Amerika, präkolumbianisches 40
 Anastasius III. 207
 Annianus 233, 331
 Antikennachahmung 93
 -rezeption 192
 Antizipation 94
 Anwander, Gerhard 240
 Apokalypse 189, 290
 Apotheken 395
 Aquileia 91
 Arabische Kultur 181
 Arabiya, Reich 199
 Archäoastronomie 115, 210, 219, 325,
 329, 424
 chinesische 334
 Arc blasted earth 260
 Archäometallurgie 132
 Architektur, fiktive 153
 Armarium 150
 Arndt, Mario 228, 240
 Artensterben 442
 Artus, König 120
 Astrologie 430
 Athanadoros, Bildhauer 318
 Athene 432
 Atom-Modell 262, 436
 Attila 48
 Atwill, Joseph 292
 Augustus, Kaiser 319
 Autoritäten 430
 Avicenna 389
 Awaren 67, 96, 409

 Bachmaier, Traudl 132
 Bacon, Robert 399, 423
 Compendium studii philosophiae 428
 Opus maius 425
 Opus minus 425
 Opus tertium 427
 Bad Driburg 360
 Bad Iburg 358
 Goldfund 359
 Bär, Vanessa 133
 Bärenkult 119
 Bärtierchen 445
 Bagdad, Haus der Weisheit 181
 Baiern, Adel 55
 -Genese 45
 Herkunft 447
 Baillie, Mike 220, 239
 Barabbas s. Jesus B.
 Barletta 103
 Bauval, Robert 14
 Beatus von Liébana Titelbild v. 3/16, 368
 Beckerath, Jürgen v. 20
 Benecken, Werner 343
 Benedikt, hl. 208, 371, 416
 Regel 372
 Benedikt v. Aniane 370
 Benevent, Santa Sophia 102
 Bergmeier, Rolf 179, 398
 Bernhard v. Clairvaux 376
 Bernstein 132
 Bernstorf 132, 447

- Goldschatz v. 132
 Berschin, Walter 378
 Berserkerwut 127
 Beschleunigung 130
 Bestäubungsdrohnen 280
 Bibelchronologie 209
 Bibliotheken 138
 Bietak, Manfred 17
 Binding, Günther 172
 Birken, Andreas 240
 Bitonto 103
 Blöss, Christian 240, 331
 Blutreliquie Christ 122
 Blutritt 122
 Böhmen 45, 128
 Bonaventura (Franziskaner) 424
 Bonifaz, hl. 288
 Borgolte, Michael 279
 Born, Ernst 371
 Bornhöck, Hügelgrab v. 444
 Borst, Arno 142
 Brandner, Kaspar 418
 Braun, Wernher v. 445
 Bremer Evangeliar (Heinrich II.) 368
 Brescello 81
 Bronzezeit 132
 Buchdruck 182
 Buchhaltung, (doppelte) 62
 Buddhismus 305
 Bücherbestände im Mittelalter 140
 Buñuel, Luis 290
 Burger, Georg 348
 Burgunder 51, 56
 Burmeister, Stefan 36, 37
 Butter, Michael 420

 Caesar 111, 231, 289, 292
 Canino-Glocke 69
 Canisius, Heinrich 404
 Canterbury, Christ-Church-Kloster 401
Capitulare de villis 59, 183, 379
 Carotta, Francesco 292
 Carson, Rachel 278
 Cassius Dio 37
 Castelseprio 85
 Centula (Knochenfunde) 287
 Cesena (Bibliothek) 168
 Chachapoyas 40

 Cheops-Pyramide 4
 Chinesische Mauer 120
 Chirurgie 390
 Chlothar II. 54
 Christentum 438
 frühes 292
 Christianisierungszeit 79
 Chronologie 30 und passim
 Cîteaux 367
 Civate 84, 374
 Cividale 79
 Tempietto longobardo 82
 Clairvaux 367
 Claussen, Hilde 316
 Claustrom s. Kreuzgang
 Clavius, Christoph 113
 Clemens I., Papst 304
 Clemens IV., Papst 425
 Cluny 159, 367
 Computer 433, 444
 Conant, Kenneth J. 371
 Constantin s. Konstantin
 Córdoba 149
 Corvey, römisches 307
 Fresken 316
 Kapitelle 310
 Skylia 314
 Steinbearbeitung 310, 350
 Steintafel 312
 Cotrugli, Benedetto 62
 Cranach, Lukas d. Ä. 446
 Cremona 82
 Crescentiis, Petrus de 61, 382
 Croce, Benedetto 431
 Cutrofiano 103
 C14 s. Radiokarbondatierung

 Dagobert I. 411
 Damaskus 197
 Omajjaden-Moschee 202
 Damaszenerstahl 125
 Daniel, Prophet 302
 Datierungen, karolingische 88, 102
 Dattenböck, Georg 119, 207, 289
 DDT 279
 Delta-T 232
 Demandt, Alexander 194
 Dendrochronologie 76, 219, 239, 329,

- 351,
 Carolingian gap 222, 332
 Migration gap 222, 332
 deutsch 128
 Dickers, Aurelia 33
 Diefenbacher, Michael 126
 Dionysius Exiguus 234
 Diskos v. Phaistos als Fälschung 24
 Drache (Schatzsucher) 284
 von Babylon 285
 Dreckapotheke 385
 Drusus 323
 Dülmen 67
 Dungal 316
- Eadwine 402
Eadwine-Psalter 401
 Ebioniten 409
 Eckschmitt, Werner 29
 Eckstein, Susanne 288
 Eco, Umberto 151, 366
 Ehlers, Kai 48
 Einhorn (Onyx-Antilope) 283
 Eisenanker 354
 Eisenberg, Jerome 24
 Eisenreichtum der Römer 289
 El Cid 121, 128
 Eleazar 300
 Elektrisches Universum 255
 Endt, Christian 111
 Enzephalisierungsquotient 272
 Erdkugel 120
 Erdmann, Stefan 4
 Erfurt 71
 Ernst, Ewald 240, 257
 Esel 60
 Etruskische Kultur 30
 Ettl, Peter 339
 Eusebius 329
 Evangelien 292
 als Parodie 296
 Evans, Arthur 25
 Evolution 441
 Experiment 427
- Fabelwesen 282
 Fälschen 446
 Fallhammer 354, 399
- Falsifikation 438
 Favianis 447
 Feller, Jürgen 414
 Feministinnen 441
 Fiktion 435
 Flamingo 441
 Flavier 293
 Flechtwerk 86
 Fledermaus, Hirnleistung 266
 Florenz, Bibliotheken 167
 Flores (Ureinwohner) 289
 Florio, Giovanni Crollalanza 127
 Fomenko, Anatolij 241
 Fontenay, Kloster 372
 Forchheim 413
 Fossa Carolina s. Karlsgraben
 Frank, Werner 113, 193
 Frankfurt, Alte Brücke 413
 Frankfurt-Höchst s. Höchst
 Franz, Ulrich Thomas 241
 Franziskus I. 121, 286
 Frau Welt 320
 Freising, Hochstift 143
 Fried, Johannes 128, 180, 189, 208, 337,
 413
 Friedell, Egon 264
 Friedrich I. Barbarossa 418
 Friedrich II. 395, 423
 Friedrich, Horst 4
 Friedrich, Volker 45
 Fritzlar 143
 Frühmittelalter 55, 59, 67, 73, 78, 138,
 179, 187, 189, 195, 339, 349, 358, 362,
 365, 408, 412, 420, 447
 Fugen s. Steinfugen
 Fulda 140, 164
- Gähnen 291
 Gantenbrink, Robert 3, 445
 Gartenzwerg 128
 Geary, Patrick 378
 Geisteswissenschaften 291
 Genezareth, See 295
 Gen-Test 45
 Gerasa 297
 Germanien, römisches 33, 37
 Gertrudis, hl. 394
Gesta Hungarorum 51

- Gibbon, Edward 408
 Giffhorn, Hans 3, 40
 Gips-Verwendung 26
 Gisela, Königin 50
 Glockenguss 67
 Glyphosat 280
 Godescalc-Evangilstar 367
 Görlitz, Dominique 4
 Goethe, Johann Wolfgang v. 209, 437
 Götz, Werner 371
 Gouguenheim, Sylvain 397
 Gould, Stephen Jay 440
 Gral, hl. 123
 Granitbearbeitung 20
 Gravitationswellen 129
 Gregor I. 87, 105
 Gregor IV. 98
 Gregor X., 428
 Gregor XIII. 111, 426
 Gregor v. Tours 334
 Gregor, Michael 24
 Großplastik, karolingische 83, 309
 Grote, Klaus 308
 Gwinner, Philipp v. 137, 226, 329
 GWUP 42

 Haberstroh, Jochen 353
 Hagesandros, Bildhauer 318
 Haithabu, Glocke v. 69
 Hall, Andrew 260
 Halleyscher Komet 335
 Harnecker, Joachim 38
 Hauschild, Stephanie 170, 368
 Hawass, Zahi 23, 445
 Hecht, Konrad 382
 Hedemünden, Lager 308
 Heilige drei Könige 84
 Heinitz, Volker 348
 Heinrich I. 411, 413
 Heinrich II. 368
 Heinsohn, Gunnar 103, 240, 257, 264,
 283, 433
 Henna-Öl 397
 Hensch, Mathias 351
 Heraklius, Kaiser 199
 Herrería de Compludo, Eisenhammer 399
 Herrmann, Dieter B. 240
 Heruler 447

 Hidschra-Rechnung 199
 Hildegard v. Bingen 380
 Hildesheim, St. Michael 373
 Hillinus-Codex 172
 Hinz, Petra 446
 Hipparch 227
 Hirnforschung 265
 -gewichte 272
 Hirnleistungen bei
 Fledermäusen 266
 Rabenvögeln 272
 Tauben 273
 Zugvögeln 265
 Hirschkult 119
 Historiker 336
 Hitler, Adolf 129
 Hochkreuz, irisches 381
 Höchst St. Justinus 73, 336, 350
 Höxter s. Corvey
 Hoffmann, Volker 67, 153, 370
 Hollstein, Ernst 221, 333
 Homer 317
 -Forschung 256
 Homo floresiensis 289
 Horn, Walter 371
 Hostato-Lied 73
 Huber, Forian 373
 Humanities 335
 Hunnen 45
 Hunnivári, Zoltán 240
 Húsкарl 123
 Hypothese 437

 Iburg 360
 Iggenbach, Glocke v. 67
 Ilg, Hermann 18
 Illich, Ivan 141
 Illig, Heribert 33, 46, 111, 180, 187, 220,
 257, 408, 420, 432, 447
Wer hat an der Uhr gedreht? 411
 Infirmerie 395
 Ingelheim 287, 356
 Inquisition, hl. 423
 Insektenvernichtung 276
 Intelligenz 444
 Instinkt 267
 Internet 290
 Irminsul 360

- Islam 195, 409
 Isola comacina 86
 Isolationismus 43
 Italien 78, 411
- Jadedefunde in Österreich 119
 „Jahr 536“ 332
 Janko, Richard 134
 Jansen, Michaela 358
 Japanische Kunst 253
 Jelitto, Hans 4, 136
 Jerusalem 197, 294
 al-Aqsa-Moschee 200
 Felsendom 200
 Tempel 298
 Zerstörung 302
 Jesus Barabbas 301
 Jesus Christus 292
 = Caesar 292
 Geburtsjahr 232
 Prophezeiungen 299
 = Titus 295
 Johannes, Apostel 297
 Josephus Flavius 292
 Chronologie 302
 Geschichte des jüdischen Kriegs 292
 Jüdische Altertümer 292
 Judäa 293
 Judas Iskariot 293
 Juden 292
 Juliana, Anicia, Kaisertochter 200
 Justinian I. 329
- Kalender, Gregorianischer 111
 Kalenderreform 188, 192, 426
 Kalkriese 33, 37
 Kannibalismus 302
 Kant, Immanuel 436
 Kapitelle 73, 310
 Karl (Name) 447
 Karl I. der Große 59, 67, 77, 80, 122, 179,
 190, 204, 284, 287, 323, 339, 360, 373,
 408, 412, 438
 Hofakademie 182
 Kombi-Bestattung 416
 Schulreform 183
 Karl III. der Einfache 54
 Karl Martell 417
- Karlsgraben 336, 339
 Eichenpfosten 342
 Karlspreis, Europäischer 286
 Internationaler 286
 Karolinsittich 278
 Karolinger 54, 59, 182, 349, 416
 Eisenherstellung 354
 Mauerbau 349
 Katastrophismus 30, 137, 432
 Kauffmann Doig, Federico 41
 Keltern 59
 Keltisch 447
 Keza, Simon 51
 Kindsmord s. Sevenbaum
 Kirchenstaat 94
 Kissler, Alexander 335
 Klages, Heribert 307
 Klöster im Frühmittelalter 139, 365
 Klostergarten 379
 Knossos, Palast v. 27
 Wasserversorgung 28
 Köln 71
 Alter Dom 172
 Dombibliothek 166
 Ökonomie 184
 St. Pantaleon 376
 Königshofer Handschrift 128
 Köster, Barbara 181, 195
 Kolluvien 353
 Kometen 231
 Kommunion, hl. 302
 Konrad I. 413
 Konstantin I. 325, 329, 409
 Konstantin d. Afrikaner 105, 390
 Konstantinische Schenkung 94, 187
 Konstantinopel
 Polyeuktos-Kirche 200
 Konstanz, Mauritiusrotunde 414
 Kontrapost in Asien 243
 in Griechenland 243
 Konzil von Chalzedon 203
 von Ephesus 203
 Koran 195
 Kopftuch 198
 Weingenuß 197
 Korth, Hans Erdmann 228, 240, 410
 Krankenhäuser 394
 Separierung 392

Krause, Rüdiger 132
 Kreationismus 291, 335
 Kreuzgang 139
 Dunkelzone 375
 -forschung 374
 Kreuzsymbol 304
 Kriemhild 48
 Krojer, Franz 240
 Kronach 415, 446
 Kühe 59
 Kutschera, Ulrich 268, 335

 Lager, römische 307
 Lammert, Norbert 416
 Langobarden 78
 Königsurkunden 85
 Krone, eiserne 80
 Laokoon 318
 Larsson, Lars-Åke u. Petra Ossowski 115,
 212, 239, 328, 329
 Phantomzeit 225, 329
 Laszlo, Renate 240
 Lazarus 300
 Lebensbaum s. Sevenbaum
 Le Carré, John 416
 Legler, Rolf 139, 370
 Leo III. 97
 Lepra / Leprosorien 393
 Leutkirch (Allgäu) 416
 Lewin, Karl-Heinz 239, 329
 Ley, Judith 349
 Limes 347
 Linke, Eberhard 287
 Liudger, hl. 33, 362
 Lobbedey, Uwe 307, 355
 Löhner, Franz 10
 Logik 427
 Logistik, karolingische 64, 289
 Lohrmann, Dietrich 200
 Lombarden 86
 Lorschei Arzneibuch 396
 Ludger s. Liudger
 Lüling, Günter 195
 Lullusglocke 68
 Luxenberg, Christoph 195

 Macbeth 408
 Mästen 60

 Mailand 81
 Maintz, Helmut 123, 354
 Mainz, Alter Dom 356
 Markus, hl. 93
 Martin, hl. 415
 Martin, Paul C. 140
 Marx, Christoph 241, 264, 432
 Masada 294
 Maßsystem, gebundenes 373
 Maternus, Julius Firmicus 325
 Mathésis 325
 Mathematik 326, 426, 435
 Mauertechnik, karolingische 349
 einschalige 352
 zweischalige 352
 Maulbronn 144
 Mayr, Ernst 269
 Mazal, Otto 317
 Mekka 196
 Meller, Harald 133, 444
 'Menschenfischer' 295
 Merkurtransit 123
 Merowinger 54
 Messias, friedfertig/kriegerisch 294
 Meßkirch, Nachbau des Idealplans 369
 Metten 416
 Mettener Armenbibel 320
 Michael, Erzengel 415, 418
 Miniaturisierung 442
 Minoische Kultur 24, 446
 Totenkult 31
 Mörtel 350
 Mohammed 195
 Mommsen, Theodor 33, 39
 Mondfinsternis 216
 Montecassino 99
 Mont-St-Michel 367
 Monza, Dom 79
 Moosauer, Manfred 132
 Moraw, Susanne 317
 Mosaikkunst 98
 Muawija, Kalif 196
 Münster 33, 362
 Müstair 83, 139
 Mullen, Bill 255
 Musil, Robert 436
 Mykenische Kultur 132, 446

- Nassenfels, Ausgrabung 353
 Navigationssystem 440
 Neapel 106
 Nebra, Himmelscheibe 134, 444
 Němec, Pavel 270
 Neuburger, Max 395
 Neusel, Manfred 240, 350
 Newton, Isaac 437
 Nibelungenlied 50, 128
 Nicäa, Konzil v. 112
 Nieden, Andrea zur 369
 Niemitz, Hans-Ulrich 239, 331
 Nithard, Karlsenkel 287
 Nofretete 445
 Noll, Günter 369
 Noll, Walter 26
 Nonn, Ulrich 417
 Notker v. St. Gallen 392
 Nürnberg, Alter v. 126

 Oberaden. I ager 307
 Oberesch s. Kalkriese
 OceanCare 443
 Ochsen 59
 Odysseus 316
 Ötzi 347
 Optik 426
 Osborne, John 444
 Osnabrück, Dom 355
 Ostern 113
 Ostia 107
 Otranto 103
 Otte, Andreas 33, 40, 240, 332
 Otto I. 85, 415
 Otto II. 105
 Otto v. Meung, Abt 380

 Paliotto 81
 Pallium (Gehirn) 269
 Panodorus 233, 331
 Papajanni, Katarina 349
 Pariser Edikt 54
 Paschalis I. 100
 Paschalis II. 100
 Paschalis III. 418
 Pasing 288
 Paullini, Christian Franz 385
 Pavia 79

 Peer-Review-System 42
 Pelusium 330
 Pernicka, Ernst 132
 Pest, justinianische 329
 Petra 330
 Petrie, Sir Flinders 5
 Petrus Simon 297
 Pfeil, Mathias 288
 Pfister, Christoph 240
 Pfundt, Karl 413
 Phaeton 282
 Phantomzeit s. Frühmittelalter
 Phönix (Kronenkränich) 282
 Pi (π) 12
 Pilgram, Anton gen. 322
 Pippin d. Ä. 55, 394
 Pippin d. J. 86, 94, 394
 Pippinsche Schenkung 94
 Pirenne, Henri 204, 408
 Pisa, San Piero a Grado 88
 Plato 437
 Plinius d. Ä. 120, 216
 Plutarch 115, 226
 Pollmer, Udo 127
 Polydoros, Bildhauer 318
 Ponderation s. Kontrapost
 Popper, Karl 421, 438
 Portus 107
 Positivismus 439
 Pouillon, Fernand 136
 Pringsheim, Carolin-Sophie 358
 Prokop 329
 Protsch, Reiner 336
 Pylos 446
 Pyramide/n 4, 136, 283
 Cheops- 4, 445
 -datierung 16
 Mykerinos- 10
 Taltempel v. Chephren 9
 -vermessung 12
 Pyramidologie 5

 Quierzy, Pfalz 417

 Rabanus Maurus 351
 Radiokarbondatierung 16, 25, 80, 83, 198,
 289, 331, 351
 Ravenna 96

- Rechtecknimbus 81
 Recke, St. Dionysius 124
 Reichenau, Mitterzell 371
 Reichholz, Josef 269, 282
Reichsannalen 124, 417
 Reinheitsgebote 60, 126
 Religion 292, 435
 Resch-Rauter, Inge 447
 Rezat 340
 Robert v. Torigni, Abt 372
 Römer 293, 325, 329
 in Germanien 33, 37
 Roland, Paladin 121
 Rom, 418
 Kirchen, frühmittelalterliche 97
 Mosaik 98
 Profanbauten 97
 San Clemente 100
 Rugier 447
- Saarbrückener Schule 409
 Sacco di Roma 58
 Sachsen 359, 364
 SAFIRE-Projekt 260
 Salerno 105
 Schule v. 389
 Salzburg, St. Peter Stiftskeller 186
 Samarkand 197
 Sankt Gallen 69, 141
 Idealplan v. 138, 365
 Nachbau in Meßkirch 369
 Santorin-Ausbruch 17
 San Vincenzo al Volturno 107
 Saurierhirn 266
 Schaltregel 111
 -tag 111
 Schieffer, Rudolf 55
 Schiering, Wolfgang 27
 Schießpulver 429
 Schjellerup, Inge 41
 Schleiermacher, Friedrich 438
 Schlosser, Wolfhard 240, 334, 410
 Schmiedeeisen 354
 Schönfeld de Reyes, Dagmar v. 309
 Schöpfungsära s. Weltära
 Scholastik 423
 Schopenhauer, Arthur 120
 Schreiber 366
- Schulbildung 397
 Schulz, Matthias 23
 Schulz, Michael 41
 Schumacher, Reinhard 12
 Sciences 335
 Scott, Emmet 258, 408
 Seepferdchen 441
 Sennhauser, Hans Rudolf 382
 Sergius III. 208
 Sevenbaum 381
 Severin, hl. 447
 Shakespeare, William 127
 Sheldrake, Rupert 131, 274
 Sigibert I. 411
 Sikarier 293
 Silvacane, Abtei 161
 Silvester II., Papst 425
 Simmering, Klaus 334
 Sizilien 104
 Skriptorien 365
 Slawen 54
 Smyth, Piazzi 5
 Sommer, Sebastian 347
 Sonnenfinsternisse 115, 210, 325, 410
 -flecken 124
 Sovana, Santa Maria 91
 Spätantike 210, 219
 Sparta 447
 Sperlonga, Grotte v. 315
 Sperrholz 125
 Sphinx 316, 432, 438
 Stammberger, Ralf 369
 Steinbach, Einhardsbasilika 334
 Steinbacher, Michael 263
 Steinbearbeitung 4
 Steinfugen
 ägyptische 4, 136
 zisterziensische 136
 Steinsägen 312
 St. Gallen s. Sankt Gallen
 Stierkampf 30
 Stilicho 48
 Sulzbach, Schloss 351
 Sumpfpfporst 127
 Swift-Tuttle, Komet 231
- Tacitus 34, 38, 229
 Talbott, David 262

- Theodelinde 87
 Brautschatz 80
 Theoderich 81
 Theriak 397
 These s. Hypothese
 Thiel, Werner 37, 67, 125
 Thomas v. Aquin 430
 Thukydides 210
 Tiberius, Kaiser 318
 Titus, Kaiser 293
 Todsünden 322
 Toronto-Konferenz '2016' 255
 Transatlantische Beziehungen 42
 Trier, Dombibliothek 143
 Römerbrücken 230
 Römersprudel, bronzezeitlich 231
 Troia 134
 Tschuwaschen 49
 Tutanchamun 289

 Ungarn 409
 Universitäten 398
Utrecht-Psalter 402

 Vaihinger, Hans 435
 Vandalen 45
 Vandory, Monika 123
 Varusschlacht 33, 37
 Velikovsky, Immanuel 255, 264, 432
 Venedig 63, 92
 San Marco 92
 Venus, Planet 432
 Venus v. Milo 243
 Verden a. d. Aller 415
 Verifikation 438
 Verleumdung durch Wissenschaftler 43,
 279
 Verona 80
 Kapitelbibliothek 158
 Verschwörungstheorien 205, 278
 Vespasian 230, 293
¹⁴C s. Radiokarbondatierung
 Vogelhirn 265
 Orientierungsfähigkeit 265

 Vogelmord 276, 442
 Voigt, Ulrich 240

 Wachau 447
 Wahrheit 437
 Wale 443
 Barten- 441
 Walahfrid Strabo 371
 Walbecker Glocke 68
 Waldgirmes, Lager 308
 Wallace, Frank 255
 Wandertaube 277
 Wansbrough, John 196
 Weber, Friedrich Wilhelm 361
 Weiserjahre 334, 344
 Weissgerber, Klaus 200, 409
 Welcker, Roland 121
 Weltära, byzantinische 234, 330
 Werther, Lukas 339
 West, Julian 256
 Westbau 307
 Westwerk s. Westbau
 Wibald v. Stablo 372
 Wien 71
Wikipedia (als Mainstream-Vertreterin)
 42, 208, 279, 411
 Wilbers-Rost, Achim u. Susanne 34, 38
 Wildung, Dietrich 445
 Wilhelm, Kurt 418
 Willensfreiheit 435
 Winkle, Stefan 431
 Wirsching, Armin 54
 Wissenschaftlerschelte 27, 32, 40, 131,
 185, 197, 347, 420
 Witigowo, Abt 371
 Wolters, Reinhard 307
 Würzburg, Marienkirche 353, 414
 Wüstung 447
 Wunderlich, Hans Georg 25

 Zeller, Manfred 199
 Zeloten 293
 Zugvögel, Reichweite v. 442
 Zysman, Milton 256

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- 2015 Mayer, Joseph M.: **Die Himmelspferde von Nebra und Stonehenge** · *Astronomie und Mythos in der Bronzezeit*; Mantis, Gräfelting. Ca. 100 S. im DIN A4-Format, Pb., zahlreiche Farbabb., 22,90 €, für Abonnenten 21,- €
- 2013 Illig, Heribert: **Gräfelting & Pasing 1250 Jahre? Ein kritischer Streifzug durch Bayerns frühe Geschichte**. 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus**. 360 S., 167 Abb., Pb., 27,90 €, für Abo. 25,- €
- ³2013 Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts**. 208 S., 57 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- ²2012 Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion**. 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- ²2010 Illig, Heribert: **Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus**. 360 S., 62 Abb., Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- ⁶2010 Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert: **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- ⁶2009 Heinsohn, Gunnar: **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- 2008 Illig, Heribert: **Die Chiemseelöcher. Neue Sicht auf alte Kunst** 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- 2008 Franz, Dietmar: **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung. Urkundenfälschungen auf Otto III**. 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 5,90 €
- 2007 Kerner, Martin: **Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendari**. 197 S., 47 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 11,90 €
- ²2007 Heinsohn, Gunnar: **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., 30 Abb., Pb., 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- 2005 Thiel, Werner : **Schwert aus Pergament**, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- 2004 Heidrich, Specht K.: **Mykenische Geschichten**. Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 15 Abb., Pb., 24,50 €, für Abo. 12,90 €
- 2003 Weissgerber, Klaus: **Ungarns wirkliche Frühgeschichte**. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken. 325 S., 42 Abb., Pb., 19,80 €, für A. 9,80 €
- 2002 Illig, Heribert · Anwander, Gerhard: **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb., 19,80 €
- 2002 Menting, Georg: **Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte**. 170 S., 34 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2002 Siepe, Franz: **Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen**. 240 S., 16 Abb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- 1999 Tamerl, Alfred: **Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung** 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- 1994 Sonnenschmidt, Reinhard: **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften; 131 S., 25 Abb. 11,- €, für Abo. 5,- €

Zeitensprünge, *Interdisziplinäres Bulletin*, 2017 im 29. Jahrgang, im Inland 35,- €, im Ausland 40,- €, drei Hefte mit zusammen mindestens 350 DIN A5-Seiten

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 28, Heft 3, Dezember 2016

- 291 Editorial
- 292 Fießinger, Herbert: Joseph Atwill: *Das Messias-Rätsel* · Rezension
- 307 Illig, Heribert: Corveys Westbau endgültig römisch · Spurensuche mit Klabas und Odysseus
- 325 Gwinner, Philipp von: Hat Firmicus Maternus 'seine' SoFi je erlebt?
- 329 Illig: Phantomzeit der Larssons oder Der Anspruch der „sciences“
- 339 Illig: „Leuchtturmforschung“ im Karlsgraben · Eine Fortsetzungsgeschichte
- 349 Illig: Marmor, Stein und Eisen hält · Eine Bestandsaufnahme karolingischer Baukunst · Rezension
- 358 Thiel, Werner: Bad Iburg – erst mal spekulativ... Datierungen neuer Funde
- 362 Thiel: Münsters Archäologie streicht Bistumsgründer Ludger/Liudger aus der Geschichte
- 365 Illig: Wo waren die mittelalterlichen Skriptorien? oder Die Umdatierung des St. Galler Pseudopans
- 408 Illig: Der überfällige Eintritt in den englischen Sprachraum – Emmet Scotts Guide
- 412 Illig: In Karl, um Karl und um Karl herum
- 420 Illig: Verschwörungstheorien bis zum Abwinken · Ein Blick in die Abgründe des Wissenschaftsbetriebes
- 423 Winkle, Stefan: Roger Bacon, ein Märtyrer der Wissenschaft
- 432 Bannier, Knut: Nach I. Velikovsky und Chr. Marx · Zwei Beiträge
- 435 Illig: *Die Philosophie des Als Ob* · Hans Vaihingers Bestimmung der Fiktion
- 440 Illig: Hirngröße und Spezialisierung · Neue Relationen
- 444 Illig: Von Bärtierchen bis zu den Baiern
- 448 Register für den 28. Jahrgang, 2016
- 459 Verlagsmitteilungen

ISSN : 0947-7233